ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT VON WALTHER v. WARTBURG

HERAUSGEGEBEN
VON
KURT BALDINGER

1961

BAND 77 Heft 5/6



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Die Zeitschrift erscheint in Bänden von 6 Heften

INHALT

MISZELLEN

DISKUSSION AKTUELLER PROBLEME

BESPRECHUNGEN

Zum Ursprung von franz. *sémillant*

Alwin Kuhn gewidmet zum 60. Geburtstag, in Erinnerung an eine dreiunddreißigjährige Freundschaft, in Verbundenheit durch die Zusammenarbeit am FEW und zum Ausdruck des Dankes für die großen Verdienste um die Bibliographie der Zeitschrift

Die Herkunft des franz. Adjektivs *sémillant* ist der Gegenstand vieler Untersuchungen und Hypothesen gewesen. Wenn man von der keltischen Etymologie absieht, die Diez vorgeschlagen hat und die kaum diskutabel ist, hat als erster S. Bugge, Romania 5, 365, sich zum Wort gemeldet. Sein Ansatz **sŭbmĭcŭlare,* Ablt. von lat. *mĭcare* ,,zappeln", semantisch einleuchtend, scheitert an den lautlichen Schwierigkeiten; vor allem ist die Parallele mit **subdiurnare* > *séjourner* usw., die das *-e-* der Stammsilbe erklären soll, ohne Beweiskraft, da es sich ja hier um Dissimilation handelt. Dem gegenüber stützt sich Jeanroy, Romania 32, 300 auf afr. *semille,* das Gdf mit der Bedeutung ,,race (?)" neben *semille* ,,malice, tour" als davon unabhängiges Wort ansetzt. In diesem ersten *semille* würde nach Jeanroy ein lat. **semĭnĭcula,* Diminutiv von *sēmĕn,* weiterleben. *-ille* steht statt des zu erwartenden *-eille*; aber dieser Suffixwechsel ist so häufig, daß er keinen Einwand gegen Jeanroys Auffassung bedeuten kann. Die Frage ist, wie sich die Ablt. *semilleux* ,,remuant, inquiet, capricieux", *semiller* ,,s'ingénier, s'agiter" und auch die Bedeutung ,,mauvais tour, malice", die *semille* hat, daraus erklären. Jeanroy geht aus vom Verbum *semillier,* das eine Ablt. von *semille* in der ursprünglichen Bedeutung ,,Same" wäre. Die Bedeutung des Verbums würde sich dadurch erklären, daß die Samen dem, der in einen Sack Korn greift, lebhaft durch die Finger gleiten, so daß *semillier* etwa bedeutet hätte ,,dahingleiten, ohne daß sich der Gegenstand richtig fassen läßt, krabbeln, wimmeln, jukken". Die Bedeutung ,,s'agiter" würde sich leicht daraus ergeben. Spitzer Arch 127,156 (1911) spricht sich gegen die Auffassung von Jeanroy aus, vor allem, weil, wie er sagt, das Verbum *semillier,* von dem man ausgehen müsse, viel seltener sei als das Subst. *semille* und das Adj. *semilleus.* Er will von dem Ausdruck *males semilles*

ausgehen, der sich bei Estienne de Fougères (ca. 1170) und beim Renclus de Molliens findet.

Dieses wäre auf ein lt. **mala similia* zurückzuführen, wobei *similia*, Plural von *simile*, substantivisch in der Bedeutung „Gleichnis" zu verstehen wäre, die es schon bei Cicero hat (s. die Belege bei Forcellini). Er meint, das Wort hätte dann die Bedeutung „falsche Vorspiegelungen; Ränke" angenommen und vergleicht mit den Bedeutungen von *simulare* und *simulacrum*. Es wäre aus 'der Sprache der Diskussion' aufgenommen worden. ML[1] 7809 lehnt sowohl den Vorschlag von Jeanroy, wie den von Spitzer ab, beide nur mit einer summarischen Bemerkung.

Regula Z 43, 131 stellt eine Basis **seminiare* auf, eine Weiterbildung von *sēmĭnare*, die ihre Parallele in **germiniare* „keimen", gebildet zu *gĕrmĭnare* hätte (woraus mail. *zermeliar* und andere italienische Formen). ML[3] 7809 stimmt dieser Auffassung zu. Corom 4, 184 greift auf die Auffassung von Spitzer zurück[1]. Er hat offenbar nicht beachtet, daß dieser selbst unterdessen seinen Vorschlag widerrufen hat, Z 42, 206, und zwar zugunsten desjenigen von Jeanroy. Spitzer hatte in der Zwischenzeit eine Stelle in Rabelais gefunden (4, 31), die sich mit der Mentalität von *Quaresmeprenant* beschäftigt und die lautet *La mémoire avoit comme une escharpe…, les délibérations comme une pochee d'orgues*. Diese Textstelle und der dazu REtRab 4, 50 gegebene Kommentar 'Ses délibérations étaient comme un sac d'orge dont les grains changent de place au moindre mouvement' haben für Spitzer als livreske Belege mehr Überzeugungskraft gehabt als die unmittelbar aus eigener bäuerlicher Erfahrung entstandenen Darlegungen von Jeanroy. Wir könnten nun also ruhig zu der Auffassung von Jeanroy zurückkehren, da Spitzers neue Darstellung die Ausführungen von Corom zunichte macht[2]. Doch liegt hier eine unüberwindliche Schwierig-

[1] 'Hay que abandonar definitivamente la idea de relacionar el fr. *semille* con *semen*… la combinación *faire male semille*… „hacer una mala pasada" nos aleja completamente de la familia de *semen*'. Nicht verständlich ist, wieso Corom in der Form *semile* bei Jean Bodel, die im Reim steht mit *devile* (zu *vīlis*) und pile (zu *pīla*) einen besonders überzeugenden Beweis gegen den Zusammenhang mit *sēmen* zu sehen glaubt. Vermutlich meint er, die als *-ilə* gesicherte Aussprache verbiete, an *-icula* zu denken, das **-ille* hätte ergeben müssen. Aber es ist doch ein bekanntes Charakteristikum der Mundarten vom pikardischen Typus, daß in der Endsilbe *-ll-* [*l*] durch *-l-* vertreten wird. Vgl. bei Philippe Mousket *traval* im Reim mit *aval, fille* im Reim mit *evangile* usw. Siehe viele weitere Belege aus Texten seit dem 13. Jahrhundert bei Rem A W 75; Gossen Gramm 94 usw. *semile* bei Jean Bodel ist also dem *semille* der andern Texte gleichzustellen.

[2] Übrigens ist die neue Argumentation Spitzers, die sich auf einen

keit darin, daß Jeanroy die Wörter *semille, semilleus* als Ablt. vom Verbum *semillier* ansieht, dieses Verbum aber so viel später erst belegt ist als die beiden andern Wörter. Auszugehen ist daher vom Subst. *semille*. Auch Spitzer, in seinem zweiten Aufsatz, geht vom Verbum *semiller* aus, sieht darin aber eine Ablt. von *semer* mit Hilfe des Suffixes *-iller*. Beide Auffassungen stehen in offenkundigem Widerspruch mit der Chronologie und der Frequenz der Belege: *semille* ist schon um 1170 und von da an recht häufig belegt, das Adj. *semilleus* seit ca. 1250 und ebenfalls recht dicht belegt, das Verbum *semiller* aber erst 1310 und auch von da an nur ganz spärlich. Wenn man nun die ältern Belege von *semille* im Textzusammenhang ansieht, so springt als erstes die Gegenüberstellung von *males semilles* und *boinne semille* in die Augen. Das Letztere, im Escoufle, bedeutet zweifellos „descendance légitime, glorieuse, illustre". Daher erscheint es als gerechtfertigt, in *males semilles* das Gegenstück zu sehen, also etwa „progéniture de mauvaise origine". Gdf übersetzt mit „malice, mauvais tour", wie es denn auch im Renclus de Molliens 121, 4 sicher zu verstehen ist: *Couplé estes, tu* (= Envie) *et tes fius* (= Mesdit), *Por faire plus male semille* als „action méchante, astucieuse". Um dem Wort eine pejorative Bedeutung zu geben, ist hier noch das Adj. *male* unentbehrlich. Im Gegensatz dazu steht die Stelle in der Chanson des Saisnes von Jean Bodel 216, wo Gdf unverständlicherweise *semile* ebenfalls mit „malice, tour" interpretiert. Der Text lautet: *Se sarradine gent qi vos het et devile Vos tremetent cembiax, faites lor tal semile: Vostre jeux siet sor*

Artikel von Dr. Albarel (offenbar eines Mediziners) in REtRab 4,50 stützt, schon im Ausgangspunkt höchst zweifelhaft, da Rabelais sonst im Sinne von „Gerste" die Form *orge* braucht. Es wäre die einzige Stelle im gesamten französischen Schrifttum, an der *orgue* für *orge* stünde. Auf die oben zitierte Stelle folgt bei Rabelais *La repentance, comme l'equippage d'un double canon*. Es ist daher viel wahrscheinlicher, daß *orgue* hier nicht, wie Spitzer und sein medizinischer Gewährsmann meinen, „orge" bedeutet, sondern, wie oft im 16. Jhdt. „pièce d'artillerie composée de plusieurs canons de mousquet". Der Sinn von *pochée* würde sich so leicht erklären, weil alle Schüsse vom gleichen Zündpunkt gemeinsam ausgelöst werden und so als ein Sack voll Geschosse aufgefaßt werden können. Allerdings glaubt Corom ein neues Argument zugunsten der Erklärung nach Spitzers erstem Vorschlag gefunden zu haben, und zwar in den Glossen von Silos, wo *similia* als Deutung für *femineum abitum* und dann, neben *forma*, für *de natura* (*anime*) gebraucht wird, s. MPidal Orígenes S. 20, 22. Doch, abgesehen davon, daß diese Bedeutungen weit von denen abliegen, die im Französischen auftreten, befinden wir uns damit auf iberoromanischem, nicht auf galloromanischem Boden. Sie können daher kaum als beweiskräftig gelten. Auf einem Mißverständnis von Corom beruht auch das von ihm angeführte pg. *semenhar* „sembrar", s. G. Diego Bol Ac Esp 38, 235.

croiz et li lor siet sor pile. Die Christen werden hier den Heiden gegenübergestellt. *semile* kann hier nichts anderes bedeuten als „action valeureuse", gleich wie *noble semille* später bei Froissart. Dementsprechend sind unten die Bedeutungen aufgereiht. Die Grundbedeutung ist zweifellos „progéniture, descendance" (2a)[1]. Dazu das Verbum *assemilier,* das ebenfalls bis Ende des 15. Jhdts. lebt und das seine Bedeutung von „abstammen" zu „ausrüsten, für einen gewissen Zweck herrichten" entwickelt. Die Bedeutung von *semille* hat sich sodann seit Beginn des 13. Jhdts. weiterentwickelt zu „Tat, Handlung". Der semantische Zusammenhang besteht darin, daß das Handeln gleicherweise als der Ausfluß des Wesens eines Menschen betrachtet werden kann wie die Nachkommenschaft, die aus ihm entsprungen ist. Es ist begreiflich, daß die Handlung gerade wie die Nachkommenschaft sowohl zum Edlen und Guten wie auch zum Verwerflichen und Schlechten führen kann, was zum Teil durch die Adjektive *noble* und *male* unterstrichen wird, während zum Teil die neue Bedeutung im Substantiv allein zur Darstellung gebracht wird (b α, β). Aus einer ähnlichen Zwischenstellung erklärt sich ja die Entwicklung von lt. *vitium* „Laster" zur neutralen Bedeutung von it. *vezzo* „Gewohnheit". Ähnlich der Bedeutungsentwicklung von *semille* wird auch it. *semenza* von Dante in Bedeutungen verwendet, die α und β sehr nahe stehen, resp. geradezu damit übereinstimmen. Paradiso 9, 1–3 lautet: *Da poi che Carlo tuo, bella Clemenza, M'ebbe chiarito, mi narrò li'nganni Che ricever dovea la sua semenza* (= seine Nachkommen); aber Paradiso 2, 118 bis 120: *Li altri giron per varie differenze Le distinzioni che dentro da sé hanno dispongono a lor fini e lor semenze,* was der frühe Danteinter-

---

[1] Dazu ist doch wohl auch zu rechnen die Stelle bei Estienne de Fougères v. 1045f., wo von den Untaten einer Hexe die Rede ist. Eine dieser Untaten ist die Abtreibung von keimenden Kindern: *Effanz ocit dedenz ses filles, Quant els ont fet males semilles.* Gdf faßt hier *males semilles* gleich auf wie beim Renclus de Molliens, also als „malice, mauvais tour". Ohne diese Deutung mit absoluter Sicherheit ausschließen zu können, liegt es doch viel näher, *semilles* als „progéniture" zu deuten, *males semilles* also als „progéniture illégitime, de mauvaise origine", also parallel zu dem zweifellos entsprechenden *boinne semille* im Escoufle, das außerdem noch durch das im nächsten Vers anschließende Verbum *asemillier* „sortir d'une certaine famille" unterstrichen wird. Aber auch wer diese Interpretation der Textstelle aus Estienne de Fougères nicht annehmen wollte, würde damit den hier dargelegten Gedankengang nicht umstürzen: die oben angenommene Bedeutung steht beim Escoufle außer Zweifel, und der zeitliche Abstand zwischen Estienne de Fougères und dem Escoufle (ca. 1201) ist so unbedeutend, daß die im Escoufle sicher vorhandene Bedeutung leicht, ohne belegt zu sein, auch schon vor Estienne de Fougères bestanden haben könnte.

pret Benvenuto bereits erklärt als 'idest ad certum finem et certam operationem'. Die Bedeutung „Handlung" ist also für *semille* durchaus verständlich. Zu *semille* in der pejorativen Bedeutung wurde dann bald das Adj. *semilleus* „rusé, astucieux" gebildet, das sich weiterhin auf „inquiet, capricieux" zubewegt (15.–16. Jhdt.). Im 16. Jhdt. tritt Suffixwechsel nach zwei Richtungen ein, zu *-et* (das nur sporadisch auftritt) und *-ant* (bei dem der pejorative Einschlag, den *semilleus* noch haben konnte, verloren geht). Gewöhnlich sieht man *semillant* als Part. Präs. zu *sémiller* an; doch ist dieses Verbum so selten belegt (einmal im 13. Jhdt., einmal im 16. Jhdt., ganz sporadisch seit Voltaire), daß davon nicht die Rede sein kann. Vielmehr ist der erste Beleg von *semiller* (Rose M) von *semille* abgeleitet, die spätern nach *sémillant* gebildet. Daß Bildungen auf *-ant* entstehen können, ohne daß ein entsprechendes Verbum vorliegt, ist sicher. Vgl. etwa *pimper* „parer" (nur 1578 bei Boyssières, daher dann auch Cotgr 1611), während das Adj. *pimpant* schon seit 1500 belegt ist und zwar mit großer Dichte. Auch hier ist *pimper* nach *pimpant* gebildet, nicht umgekehrt. Die beiden Wörter *pimpant* und *sémillant* stammen übrigens aus dem gleichen Bedeutungsfeld. So ist also *sémillant* im 16. Jhdt. durch Suffixwechsel aus *semilleus* hervorgegangen; dieses ist im 13. Jhdt. von (*male*) *semille* „schlechte, böswillige Tat" abgeleitet, dieses ist entstanden aus der neutralen Bedeutung „Tat, Handlung", und „Handlung, Auswirkung" ist eine sekundäre Bedeutung von *semille* „Abstammung". Dieses wiederum ist ohne weiteres verständlich als Ablt. von afr. *saimme, seme*. Diese Ablt. kann sehr wohl in galloromanischer Zeit entstanden sein, da *semen* unzweideutig einmal auch im Norden gelebt hat, und das Suffix *-ille* schon im 12. Jhdt. im Französischen als wortbildendes Element nachweisbar ist, vgl. unter anderm *croisille* bei Chrestien, zu *croix*. Das Belegmaterial zu den hier gegebenen Darlegungen ist unten anschließend im Artikel *sēmen* des FEW gegeben.

semen Samen

1. Afr. *saimme* f. „origine (d'une qualité spirituelle)" (1236, Mir. de Gautier de Coinci)[1], *seme* „sperme (du père)" Fauvel, apr. *sem* m. „semence" (Foix ca. 1350), „race, descendance (d'une personne)" (Toulouse 1350), lim. *seme* „semence" DD, „race" Lab, Savignac „race, espèce" Peyr 6, 14, Excid. *seme* Lal 67, Puyb.

[1] *-ai-* ist in der Pikardie das normale Resultat von *ē* in freier Silbe vor Nasal, vgl *avaine, fain* (< *fēnu*), *paine* usw., s. dazu noch Gossen Gramm 53.

sĕmĕ „semence“ RPGR 2, 188, Bagnères, Aran, HPyr. Gers *séme,* Ariège *sému* (p 782 S), Gers id. (p 679), HPyr. *sémi* (p 697), bearn. *semi* Rohlfs 109; ALG 478.

Ablt. Tarn *seméouso* f. „ce qu'on sème“, castr. *seméouço.* Apr. *semilhar*[1] „semer“ Bonis. Périg. *semihoun* m. „variété de raisin blanc, très productif“[2], gask. *semilhoun* M (< nfr. *sémilion,* AcC 1836–Land 1851, *semillon blanc* Li, *semillon,* seit Lar 1875).

2. a. Afr. *males semilles* f. pl. „progéniture de mauvaise origine“ Est Foug, *boinne semille* sg. „descendance légitime, glorieuse, illustre“ Escoufle, *belle semille* (nam. ca. 1470); *semilles* pl. „engeance (d'hommes, en mauvaise part)“ Froiss.

Zuss. Afr. *asemillier* v.n. „sortir d'une certaine famille“ Escoufle; *assemillié* „équipé (pour un voyage, etc.)“ (ca. 1340, Guill. de Deguileville; Guill Mach), *assemiller* „arranger, préparer, approprier pour un certain but, un certain usage (une maison, une personne, un vêtement, un condamné sur l'instrument de torture); donner les soins nécessaires (à un nouveau-né)“ Mir ND[3], *assemillié* „prêt de pied en cap“ Mist SQ.

b. α. Afr. *semile* f. „action valeureuse“ Bodel Saisnes, mfr. *noble semille* Froiss. – Ablt. Mfr. *semilleux* „valeureux (d'un homme); remarquable, excellent (d'une chose)“ (1376, Jean Lefevre)[4].

β. Afr. *male semille* f. „action méchante, mauvais tour, malice, astuce, ruse“ (1226, Rencl Moll); *semille* (Rose M; ca. 1310), mfr. id. (Froiss; Al Chartier, Lac; 1407, Lac), „superchérie“ Mir ND.

Ablt. Afr. mfr. *semilleus* adj. „rusé, astucieux“ (ca. 1250, Best Am; Rose M), *semilleux* (15. Jhdt., Nouv), „inquiet, capricieux, remuant“ (15.–16. Jhdt.). – Mfr. *semillon* m. „agitation perpétuelle“ Cotgr 1611. – Mfr. *semillet* adj. „pétulant, vif (de la langue d'une personne)“ (1556, Lac). – Mfr. nfr. *semillant* adj. „vif et gai, qui déploie une grande vivacité d'esprit, de manières (de personnes, de l'esprit, du style, etc.)“ (1564– Trév 1771, RF 32, 61), *sémillant* (seit Rich 1680)[5], *semillant* „qui s'inquiète“ (1567). – Nfr. *sémillance*

---

[1] Ist offenbar eines der Verben auf *-ilhar,* die im Apr. direkt von einem Subst. gebildet wurden, wie *crozilhar* „croiser un tissu“ zu *crotz* „croix“. Noch andere Beispiele zitiert Adams 351; doch fehlen die Belege dafür.

[2] Wohl so genannt, weil diese Traubenart so viele Beeren trägt. Vielleicht ist dieses Subst. von dem vorangehenden Verbum abgeleitet, das ja in nächster Nähe des Périgord belegt ist; npr. *-oun* bildet gelegentlich nomina agentis. Es könnte aber auch vom Stammwort selber abgeleitet sein.

[3] Die letzte Stelle ist im Glossar der Mir ND unzutreffend mit „cajoler, caresser“ interpretiert.

[4] Beide Stellen bei Gdf unrichtig interpretiert.

[5] Nur noch mit Bezug auf Kinder und Frauen (mit einem Unterton

f. „caractère de ce qui est sémillant (esprit, yeux)“ (seit 1784, Gohin). Afr. *semiller* v.n. „se donner beaucoup de peine (pour un but malicieux)“ Rose M; mfr. „s'agiter, se donner du mouvement“ Baïf, nfr. *sémiller* (seit 1740, Voltaire; 'rare' DG), „étinceler“ (1898, Huysm).

Lt. *semen, -inis* bedeutet „Samen“, dann auch „männlicher Same; Nachkomme, Geschlecht; Art“. Es lebt in diesen Bedeutungen weiter im Occit. und kommt ganz vereinzelt auch im Afr. vor (oben 1)[1]. Außerhalb des Gallorom. wird es fortgesetzt von it. *seme* (für die Mundarten s. AIS Ind)[2], log. *sèmine*, campid. *sèmini*, obw. *sem* AGl 1, 14, ueng. *sem*. Die Bedeutung „Nachkommenschaft“ (I 1) ist schon klt. und dann besonders der Bibelsprache eigen (*semen Abrahae* usw.). Auf dieser Verwendung beruht wohl die im Périgord mehrfach belegte Bedeutung „race, espèce“. Sie hat ihre Fortsetzung auch gefunden in bask. *seme* „Sohn“, apg. *semel* „männliche Nachkommenschaft“ Z 29, 452.

Basel WALTHER V. WARTBURG

---

von Koketterie), kaum, oder höchstens ironisch, mit Bezug auf Männer gebraucht. Lacher. – Immerhin bringt Lacher selber eine Stelle aus der Tribune de Genève vom 29. 12. 1961 bei, in der Honoré de Balzac geschildert wird als ‚un petit homme grassouillet et truculent, *sémillant* en depit d'un air de grande fatigue‘.

[1] Nirgends in der Romania belegt ist die im späten Latein auftretende Spezialbedeutung „Dinkel“ Glotta 17, 3.

[2] Auch *sema*, so Seravezza (Z 28, 172), Vicenza (AGl 16, 417).

Le Champ Morpho-Sémantique des Composés Tautologiques

J'ai déjà publié un certain nombre d'articles sous le titre de «champ morphosémantique»: le champ morphosémantique de chat, celui du verbe chiquer, celui des dérivés pseudo-suffixés. Qu'on me permette d'en donner ici la référence exacte[1], non dans le vain désir de me citer, mais parce que ces études forment dans mon esprit un tout, encore incomplet d'ailleurs, et qu'elles s'épaulent et renvoient les unes aux autres, en attendant le jour où elles pourraient être réunies en un ensemble organisé.

Un champ morpho-sémantique est l'ensemble des formes et des significations d'un mot, – mais un ensemble structuré en un système de relations réciproques. Le problème consiste à dégager la nature de ces relations et l'idée qui structure l'ensemble en intégrant chaque forme et chaque signification dans le champ.

Par exemple, lorsqu'on a établi l'existence d'une métaphore qui, dans l'argot et la langue populaire, assimile l'homme à un matou, la femme à une chatte et l'enfant (en particulier l'apprenti) à un chaton, on reconnaît facilement des noms dialectaux du chat dans: *maraud, maroufle, matois, marlou* ou *minot, miston, mitron, marmiton* etc.... La métaphore constitue l'étymon commun à l'ensemble de ces mots.

D'autre part, cette notion de structure morpho-sémantique peut s'étendre du mot isolé à la catégorie lexicale. Ainsi dans mon étude du verbe *chiquer,* j'ai établi l'existence d'une racine *chik/chok,* qui

[1] – «Des chevaux et des femmes». Le Français Moderne, juillet 1956.
– «Ecrire comme un chat». Le champ morphosémantique de «chat» (Comm. letta all' VIII Congresso di Studi romanzi – Firenze 3–8 Aprile 1956) actes pp. 549–554.
– Les Champs morphosémantiques (critères externes et critères internes en étymologie). Bull. Soc. Ling. de Paris, LII, I, 1956 (pp. 265–288).
– Le Champ morphosémantique du verbe «chiquer». – Bull. Soc. Ling de Paris, LV, I, 1960 (pp. 135–154).
– Le Champ morphosémantique des dérivés pseudo-suffixés. Bull. Soc. Ling. de Paris (à paraître en 1962).

désigne un coup: «coup de dent, coup de marteau, coup de maillet», sur lesquels se greffent les idées de «frapper, couper, déchirer». Or, on montre que ce même champ sémantique est commun à des radicaux *crik/crok, pik/pok, tik/tok, hik/hok;* autrement dit qu'il existe une racine onomatopéïque composée d'une consonne généralement antérieure (labiale ou dentale) suivie d'une consonne postérieure (vélaire) avec un élément vocalique variable, dont l'ensemble des significations constitue un champ de synonymes.

De même je montre, – dans un article actuellement sous presse – que certains modes de créations lexicales, à première vue évidents et sans problèmes, constituent des champs de relations notionnelles précises. Ainsi les verbes formés par dérivation nominale immédiate, du type: *lime* > *limer, beurre* > *beurrer, bave* > *baver* etc...., présentent tous un certain nombre de caractères morphologiques et sémantiques communs; il est donc tout à fait abusif d'admettre implicitement, comme le fait l'étymologie traditionnelle, que n'importe quel substantif peut donner n'importe quel verbe. Par exemple, tous les dictionnaires enregistrent sans hésitation, sans explication, sans étonnement, des verbes du type *plafonner* ou *échiner,* comme si la création de tels mots était normale et évidente; or la confrontation et l'examen des quelques mille verbes dénominaux par dérivation immédiate, montre qu'ils constituent un champ de formes et de significations bien déterminées.

Ainsi, à côté du champ morpho-sémantique de chaque mot pris isolément, il y a un champ de chaque mode de création lexicale. La méthode consiste donc à dresser un inventaire de chacune de ces catégories et à rechercher les catégories de sens qui leur correspondent.

Un mot, un signe lexical, est une forme associée à un sens et l'étymologie a pour tâche d'établir la nature et l'origine de cette relation. Or la notion de champ nous invite à penser qu'elle n'est pas soumise au hasard ou à la fantaisie individuelle, mais définie par un certain nombre de caractères et de conditions constantes et précises; c'est à dire par des *lois.*

Cette notion de loi lexicologique n'a pas été jusqu'ici reconnue, elle a même souvent été niée; je me permets de croire qu'elle est amenée à bouleverser notre science, en fait à la fonder.

L'analyse étymologique repose sur trois catégories de critères étroitement solidaires: historiques, phonétiques et morpho-sémantiques. Longtemps on a vécu sous le règne de la plus complète fantaisie, on connaît les étymologies des grammairiens de la Renaissance et de l'âge classique qui excitaient déjà la verve de Rabelais, de Molière ou de Voltaire.

La phonétique a changé tout cela: dans *échine,* par exemple, elle reconnaît l'e épenthétique de l's initial, dans le groupe *-chi-*, la palatisation d'un *ki* germanique, ce qui l'amène directement à l'étymon *skina*. Sa méthode consiste à décomposer la forme en ses différents éléments phonétiques pour ramener chacun d'eux à des catégories dont elle a établi les lois, à partir de relevés exhaustifs.

Sur le plan historique de même le lexicologue identifie la forme, définit la chronologie, détermine les canaux géographiques et sociaux.

Mais à partir de là, on se contente d'imaginer une métaphore, un emprunt, une dérivation, adoptant la conjecture la plus conforme à l'hypothèse externe, à l'intuition, sans envisager que chacun de ces modes de formation puisse être défini par des limites, des latitudes, des interdits pour le moins aussi rigoureux que ceux qui conditionnent les lois de la phonétique, de la géographie ou de l'histoire. C'est un de ces modes de formation que je désire étudier ici.

1°) La composition tautologique. – J'appelle «composés tautologiques» des mots formés de deux verbes synonymes juxtaposés, du type: *tournevirer, bouleverser,* etc.... En voici une liste aussi complète que j'ai pu la dresser. Je ne donne, en première approche, que des formes claires et sans équivoque. Beaucoup sont populaires et dialectales car le procédé est d'origine expressive. La liste est certainement incomplète, mais je n'ai pas fait de choix et elle doit, j'espère, donner une image assez sûre du procédé.

(FEW = Französisches Etymologisches Wörterbuch de W. von Wartburg; B.W. = Dict. Etymologique de Bloch et Wartburg).

Bilboter «chanceler, cahoter, vaciller» (Mons) FEW 1, 366.
Billebauder «chasser irrégulièrement (des chiens)» Littré.
Billebaude «confusion, désordre», «vie décousue» FEW 1, 361 n. 4
Bilboquet, billeboquet (XVIe s.), aussi npr. *viro-bouquet* (XVIe s.) FEW 1, 366.
Billevesées (XVe) B.W.
Bolculer «culbuter» (Lorraine) FEW 2, 1520.
Boulivêner «mêler les choses sans soin» (Norm.) FEW 1, 615.
Boulivari «tapage, désordre» (Lyon) FEW 14, 310.
Bouleverser, bouliverser (Lyon), *bouleversi* (Pic.) FEW 14, 310.
Bourenflé «enflé» (a. fr. XIIIe) B.W.
Boursouffler «enflé» (a. fr. XIIIe) B.W.
Bourdufaillo, «bagatelles» (prov. mod.) FEW 1, 440.
Bouscogner «bousculer, ballotter» FEW 2, 1532.
Bousculer «pousser, renverser» (dep. 1798) FEW 2, 1519.
Bouteculer «culbuter» (p. ex.) FEW 2, 1519.
Boutifarro «gros joufflu» (prov. mod.) FEW 1, 663.

Boute-et-hale «brouillon, hurluberlu» (Ang.) FEW 1, 456.
Boutesacque (XVe s.) «perche qui soutient un filet tendu» FEW 1, 456.
Cache-cache, cache-musse, cache-mute etc.... FEW 2, 811.
Caillebotter (XIVe), *callebotter, calboter* (Norm.) FEW 2, 817.
Caleboté (anc. fr.) «couvert de pustules» FEW 2, 817.
Calembour «jeu de mot» (1798) B.W.
Calembredaine (1768) «bourde, propos vains» B.W.
Caliberdas «bruit que l'on fait en tombant» (Bray) FEW 1, 541.
Chalivali «charivari» (1320) FEW 2, 374.
Charboter, encharboter «embrouiller, embarrasser» FEW 1, 457.
Chariboter «plaisanter» (argot mod.) Dict. de Chautard.
Charivari «concert ridicule, tapage» (depuis 1370) FEW 2, 374.
Cornemuser «jouer de la cornemuse» (depuis 1300) FEW 2, 1194.
Culboussi «bousculer» (Landres) FEW 1, 478.
Culbonder «renverser» (hbret.) FEW 2, 1520.
Cuboler «culbuter» (Lorraine) FEW 2, 1520.
Culbuter «faire la culbute» (XVe) FEW 2, 1519.
Faillibourda «conte en l'air» (Dauph.) FEW 1, 441.
Falibourde «conte en l'air» (XVIe) id.
Faliboundaine «calembredaine» (Havre) id.
Farabourdo «conte en l'air» (prov.) FEW 1, 441.
Falaburdir «bredouiller» (anc. prov.) id.
Faribole «conte en l'air» (1532) B.W.
Faridon, faridondaine «refrain» (XIXe) B.W.
Faridon «fête» (arg. mod.).
Far-far, farre-farre «vite, vite» (argot XIXe) Delvau, Larchey.
(H)albauder «fainéanter, travailler sans rien faire» (pic. rouchi) FEW 16, 132.
Halboter «vaciller, tituber» (Verv.) FEW 16, 133.
Halbourrer «malmener» (Ang.) FEW 1, 643.
Halbranle «ivraie» (Chatt. Cum.) FEW 16, 133.
(H)alebuter «malmener, injurier» (Florent) FEW 1, 653.
Harbaler «provoquer, harceler (arch.)» (Liège) FEW 16, 150.
Harboûssié «malmener, vexer» (Bresse) FEW 16, 150.
Harevale «tapage» (anc. franç.) FEW 16, 149.
Harivaler «marchander» (Norm.) id.
Haroublettes «charivari» (hareboulettes?) (1406) FEW 16, 151.
Houlevari «bousculer, exciter, secouer».
Hourballé «maltraité, malmené» (Wall.) FEW 1, 221.
Horboussi «heurter légèrement» (Tholy) FEW 1, 478.
Hourdebiller «secouer» (NO) FEW 16, 270.
Hourvari «bruit, tapage» (XIVe) B.W.
Houssepailler «houspiller» (XVIe) FEW 16, 263.

Houcepignier «maltraiter» (XIIIe) FEW 16, 263.
Houspiller «maltraiter, secouer» (dep. le XVe s.) FEW 16, 263.
Hurbiller «frapper, battre» (XIVe) FEW 16, 273.
Hurtebucque «surnom d'un sergent» (XVe) FEW 16, 273.
Hurtepiller «s'assaillir l'un l'autre» (XVe) FEW 16, 273.
Trimballer «aller ça et là sans but» FEW 1, 220.
Trinqueballer «traîner, flaner, baguenauder» (Pic.) FEW 1, 221.
Tournebouler «culbuter» (XVIe) B.W.
Tournevirer (1571) «faire tourner à sa fantaisie» B.W.
Virevauder «faire des détours» (fr. mod.) FEW 14, 397.
Virevoler «tourner en rond» FEW 14, 396.
Virevolter «tournoyer FEW 14, 396.»
Vironder, «aller de droite et de gauche» (Bourg.) FEW 14, 397.
Virevouster, virvousser «tournoyer etc....» FEW 14, 397.
Volvirer «retourner» (XVIe) FEW 14, 396.

Tous ces mots réfèrent à un très petit nombre de notions et de radicaux, toujours les mêmes:

1°) Idée de rouler, sauter, zigzager: *baller, biller, bouler.*

baller: balevolter, trinqueballer, brimballer, harballer, hourballé, tarabali.

biller: billebauder, bilboter, billevesée, hourdebiller, hurbiller, triquebiller.

bouler: bolculer, bouleverser, boulivari, boulivener, cuboler, faribole, haroublettes, ribouldingue, tournebouler.

2°) Idée de heurter, pousser, renverser: *bouter, bousser, culer, hurter, hourder.*

bouter: boute-sacque, saqueboute, chariboter, culbuter, farabout, halboter, hallebute.

bousser: bouscogner, bousculer, culbousser, hallebousser, harbousser, tarabuster.

culer: culbonder, cuboler, bousculer, culbuter, boteculer, bolculer.

hurter: hurtebucque, hurtepiller, hurbiller.

hourder: hourballé, hourvari, hourdebiller.

3°) Idée de secouer: *haler, harer.*

haler: halboter, halleboter, halbranle, halebute, hallebousser.

harer: harbousser, harballer, haroublettes.

4°) Idée de tourner: *virer, varier.*

Tournevirer, virevolter, virevoler, volvirer, virevousser, virvari, hourvari, boulivari, charivari.

On voit donc qu'il s'agit d'un procédé de formation fréquentative et augmentative propre à des verbes qui expriment une idée de mouvement.

Que d'autre part les deux radicaux sont de forme et de signification identiques; et qu'il s'agit de formes verbales. On remarquera en particulier qu'une forme du type *culbuter* doit être interprétée comme *culer* + *buter* et non pas *buter sur le cul.* La forme objet + verbe est étrangère au français dans lequel ces mots sont des latinismes ou des emprunts (du type *tergiverser*) [1].

Nous n'avons retenu – on l'a dit – que les formes les plus simples et les plus évidentes, mais il y en a bien d'autres qui sont précisément l'objet de cette étude.

2°) Balivernes, billevesées, fariboles, calembours et calembredaines.

Les mots qui désignent «une sottise», «une action ou une parole vaines», sont, pour la plupart, des mots composés. Ainsi *baliverne, billevesée, faribole, calembredaine, calembour;* et on allongerait facilement cette liste en y adjoignant des termes anciens, populaires ou dialectaux; *falibourde, faribourde* «sottise, mensonge»; en ancien français *triquenique* et *triquedondaine* «sottise, bagatelle, baliverne»; *burelure* et *burelucocage* «tromperie, baliverne» (anc.-fr.); *lantiponner* «perdre son temps en discours inutiles» (fr. pop.); *lantiverner* et *lantiberner* «muser, flaner, perdre son temps, amuser par des discours frivoles» (dial. norm. et Lyon).

Ainsi se trouve encore une fois vérifié le postulat d'une méthode selon laquelle les diverses catégories sémantiques relèvent de modes de formation particuliers: à la synonymie (homosémie) correspond une certaine homomorphie; en l'occurence l'idée de sottise, de parole ou d'action vaines s'exprime par une forme augmentative, fréquentative et dépréciative qui est quelquefois préfixée, quelquefois suffixée mais qui, le plus souvent, prend la forme d'un composé tautologique du type *tournevirer.*

Baliverne «sottise, sornette» remonterait, selon les plus récents dictionnaires à un provençal *baioverno,* «étincelle», étymologie bien fragile pour le sens et surtout pour la forme.

Le mot est un substantif déverbal de *baliverner,* forme qui appartient à la langue du XVIème siècle ainsi que *balivernerie* qui ne peut être qu'un dérivé verbal. Si on veut bien considérer à priori *baliverner* comme un dérivé tautologique on y reconnaît immédiatement un premier élément *baller* qui est une des formes de base de ce mode de création.

Ceci suggère un synonyme *verner.*

---

[1] Un mot comme *colporter* est une altération d'un ancien *comporter.*

Or nous trouvons ce verbe dans la liste des *Mots Dialectaus soumis à l'Académie Française par la Société nationale de linguistique* (1907), ouvrage peu connu et qui semble avoir échappé à l'universelle information de l'FEW: «*verner, vernir,* et *verniller,* aller de droite et de gauche, tourner, tournailler, dans le poitevin et le saintongeais; *vernouiller* dans le normand».

L'FEW n'a pas consigné *verner;* mais il a *vergner,* «tourner» (Rennes), *vriner,* «plier en rond un câble» (Cotgrave 1611) et toute une série de formes *verniller, vrenasser, vernusser* etc.... au sens de «tourner en rond, aller et venir, perdre son temps, s'occuper de choses insignifiantes», etc.... (cf. FEW 14, 390).

L'existence de *verner* est donc bien établie et sa forme aussi bien que sa signification sont claires: il s'agit d'un fréquentatif du verbe *virer.* Comme le montre l'FEW la racine *vir-* alterne avec des formes *ver-* dans d'innombrables dérivés et *verner* représente une forme **veriner* ou **veroner.*

Le verbe *virer* épuise pratiquement toutes les ressources de la suffixation et de la préfixation fréquentatives: *virotter, viroler, vironner, virouiller, virailler, virasser, trévirer, sorvirer, forvirer, contrevirer* etc.... Et il possède aussi des formes par double suffixation fréquentative (ou suffixation tautologique): *virotuler, vironeler* et *verniller, vernasser, vernouiller* etc.... Or toutes ces formes sont des doublets morphologiques de la composition tautologique qui est, on l'a vu, caractéristique de ce même verbe.

Baliverner c'est *baller* + *verner,* qui a la même valeur que *verniller, -usser, -ouiller.* Dans ce mot *baller* et *verner* sont synonymes; selon l'FEW *baller* = danser, tourner en dansant, aller ça et là, hésiter, chanceler, s'amuser, flaner, fainéanter, guoguenarder, se moquer. *Baliverner* signifie donc «tourner en chancelant».

Baliverne signifie déjà – «sottise», dans la Farce de Me Pathelin et il semble bien que ce soit le sens du mot dans ses emplois ultérieurs, au moins tels que nous les donnent les dictionnaires. Mais on a toujours intérêt à vérifier les citations et à les replacer dans leur contexte. Voici celui d'un des plus anciens emplois de *baliverner.*

> «Et c'est chose difficile de fermer un propos et de le couper depuis qu'on est arroutté. Et n'est rien où la force d'un cheval se cognoisse plus qu'à faire un arrest rond et net. Entre les pertinents mesmes j'en voy qui veulent et ne se peuvent deffaire de leur course. Cependant qu'ils cherchent le point de clorre le pas, ils s'en vont *balivernant* et traînant comme des hommes qui defaillent de foiblesse» (Montaigne I. 9).

Le sens primitif apparaît, ici, clairement; quant au sens métaphorique, il ne fait aucune difficulté: le protosémantisme qui assi-

mile la sottise à une démarche erratique est un des plus riches de la langue.

Ne quittons pas *baliverner* sans nous arrêter sur *lantiverner* «perdre son temps à des riens» (Maine); le mot est formé de *lentir* «traîner» et *verner* «tournailler». L'Yonne et la Bourgogne connaissent aussi *lentiberner* «flaner, musarder, traîner en longueur, amuser par des discours frivoles». La géographie rend douteuse l'étymologie *berner* < *verner*, bien que le voisinage de tels doublets phonétiques ne soit pas étranger à l'aire française (voyez plus bas *veser* et *beser*); mais contentons-nous de voir dans *berner*, avec l'FEW, un dérivé de *bren* «son», le mot signifie «vanner», et, secondairement «faire sauter sur une couverture», puis «railler», ce qui est un des sens de *vanner* en moyen français, signification qui s'est conservée dans l'argot moderne[1]. Il est intéressant de relever, en tous cas, que *berner*, quelle que soit son origine, rejoint *verner*, au sens de «retourner, faire sauter».

De *lantiverner* et *lantiberner*, on rapprochera *lantiponner*, «perdre son temps en discours inutiles» (Molière, Trévoux). Dans tous ces mots, *lentir*, «traîner» a dû subir la contamination de *lanterne* «bourde» et *lanterner* «railler».

Cousins de *baliverner* paraissent *triquenique* et *triquedondaine;* on y reconnaît un élément *triqu-* qu'on retrouve dans *triqueballer* et *triquebille;* le *triquet* ou *tricot* désigne le «hoquet» et le verbe signifie «donner de petits coups, de petites secousses»; c'est le sens de *niquet* «mouvement de tête» et *niquetter, nicasser* «perdre son temps à des riens»; quant à *donder, dondener, dondeler,* il signifie «bercer, cahoter, osciller».

Venons-en maintenant à *billevesées* dans lequel on a vu longtemps une *bille vesée* ou «soufflée»; mais une *bille* n'est pas une *bulle* et les dictionnaires modernes préfèrent voir dans *bille* une forme de *beuille* ou «boyau»; des *billevesées* seraient donc des «boyaux gonflés» comme des vessies. Cette étymologie est très satisfaisante pour le sens, mais elle a le défaut de rester isolée; aussi, sans vouloir la repousser, je me demande si le mot n'est pas un composé tautologique. *Biller,* on l'a vu, est une des formes de base de ce type. Le sens du mot semble être «frapper, heurter» dans *hourdebiller, hurbiller;* mais *billarder* signifie aussi «boiter» en Bourgogne, et *bilboter* «chanceler, vaciller» en Picardie (cf. FEW 1, 366), et les *Mots Dialectaus* (op. cit.) nous donne *biller* au sens de «monter une côte en zigzagant», et aussi «faire tourner une pièce du bois par

---

[1] La région d'Orléans, Blois, Nantes connaît aussi des verbes *bernasser, bernauder* au sens de «bavarder, lambiner, perdre son temps».

un bout pendant que l'autre bout reste en place»[1]. On a aussi le verbe *billebauder* «chasser irrégulièrement» (en parlant des chiens) et *billebaude* «confusion, désordre, vie décousue» (cf. Littré). Bref, *biller* signifie «courir ça et là au hasard», ce qui est aussi le sens du verbe *veser* et de son doublet phonétique *beser* avec leurs fréquentatifs *besiller, vesonner.* L'FEW donne toute une série de ces formes (FEW 1, 380) qui sont surtout normandes, picardes, lorraines et wallonnes. Ainsi *veser,* «courir en parlant des vaches» (Norm.); on a de même *besaye* (besée) «course inutile» (Moselle), *besauder,* «aller se promener au lieu de s'occuper de ses affaires» (Picardie), etc.... etc.... *Billevesée* pourrait donc être le participe passé substantivé d'un verbe *biller* + *veser,* doublet morphologique et sémantique de *baliverner, triqueniquer* etc....

Le verbe *batifoler* «s'amuser, folâtrer» est sans doute, lui aussi, un composé tautologique, mais son cas est un peu plus complexe.

Les dictionnaires le font remonter à l'italien *battifolle* «bastion, rempart», rempart, ajoutent-ils, où les jeunes-gens ont l'habitude d'aller *batifoler;* mais ceci est un roman, d'autant plus que l'italien ne connaît pas de forme verbale au sens français.

L'ancien français en revanche possède un substantif *batifol* «moulin à foulon», formé très vraisemblablement de *battre* + *fouler, battant* signifiant déjà «moulin à foulon». Mais le mot une fois créé, ne pouvait manquer de tomber dans l'attraction du verbe *folier;* «faire le fou», cependant que *battre* évoque l'idée de «se divertir, s'ébattre», d'où le glissement du sens.

Mais ceci nous a éloigné de notre série synonymique et de *calembredaine, calembour.*

Les deux formes ont été généralement rapprochées sans qu'on ait pu définir leur relation. Dauzat rapelle encore, pour l'écarter, la vieille baliverne, qui rattache *calembour* à un certain «abbé de Calemberg, personnage de contes allemands» et il donne les deux mots comme obscurs; de même Bloch et Wartburg.

L'hypothèse de composés tautologiques nous invite à voir dans ces mots des déverbaux composés d'un premier élément *calem* + *bourder* et *bredaner, brediner.*

---

[1] On trouve ce verbe *biller* dans *bilboquet* ou *billeboquet* sous sa forme initiale, on disait aussi *viro-boquet.*

Le boquet ou *boquette* n'est pas un *bouc* comme le veut l'FEW mais un petit objet de bois (toupie, bobine, boule etc....). Les *Mots Dialectaus* nous donne *bouque,* «boule» (Champagne) et *bouquette* «petite boule» (Maubeuge). *Billeboquet* est un délocutif (impératif + vocatif) et le mot signifie *bille* (saute, zigzague) *boquet* (petite boule). Dans mon enfance nous jouions avec une toupie dite *salto-bouquet.*

Or ce sont là des formes très claires: *une borde* est un «conte en l'air, une plaisanterie, un mensonge» et *bourder* signifie «railler, se moquer, plaisanter»; *brediner, bredaner* sont des formes parentes de *bredouiller, bredasser* etc...., fréquentatifs d'une racine *bred, berd*, «parler» qui signifient «radoter, bavarder, dire des niaiseries etc....» (cf. FEW 1, 541).

Reste l'élément initial *calem* – qui est resté jusqu'ici rebelle à l'analyse faute qu'on y ait vu une forme nasalisée. Il s'agit d'un phénomène phonétique très courant, la nasalisation d'une voyelle devant une consonne labiale, dont l'articulation favorise l'abaissement du voile; Ainsi a-t-on: *laper* et *lamper, tapon* et *tampon, griper* et *grimper, tabour* et *tambour, chabranler* et *chambranler, cabouler* et *cambouler* etc.... etc.... *calembredaine* et *calembour* représentent donc, très vraisemblablement, des formes *cale-, cali-*.

Nous nous trouvons alors devant le très intéressant problème d'une double interprétation, car *cali-* pourrait être un préfixe ou un verbe, et il est d'autant plus difficile de décider que les deux modes de formation sont des doublets morphologiques, deux façons voisines d'exprimer la dépréciation, soit par un préfixe augmentatif, soit par composition tautologique.

A vrai dire l'histoire du «préfixe» *cali-* est très mystérieuse et reste à faire; on a voulu y voir une forme du préfixe péjoratif *ca-* et on a relevé des alternances du type *borgne, caborgne, caliborgne, cafourchon* et *califourchon;* et des formes isolées telles que *calibaude, calibourdon, calibourde, calimachon, caliberdas* etc....

Si l'existence d'un préfixe fréquentatif *cali-* était établie le problème de *calembredains, calembour* se trouverait résolu. Mais une autre hypothèse se présente: il existe dans tout le Nord (Wallon, picard, rouchi) des formes *calaude* «babillarde» (Mons, Namur), *calauder* «bavarder» (Namur, Boulogne, Mons), *calandage* «bavardage», *calandée* «causerie de femmes» et enfin *calender* «dire des balivernes» (picard); forme qu'on retrouve dans l'Yonne: *calender* «perdre son temps à des balivernes». On doit donc voir dans ces mots des dérivés d'une racine verbale *call-* qui représente le flamand *kallen* «parler»[1].

Il est difficile de décider entre les hypothèses, *cali-bourder* (préfixe augmentatif) et *caller* + *bourder* (tautologie augmentative); mais ce n'est peut-être pas nécessaire, s'il s'agit de deux sémantismes complémentaires. L'ambiguïté d'une hypothèse tient en général

---

[1] Le néerlandais moderne a gardé *razkallen* = razen (rager, pester) + kallen qui pourrait bien être à l'origine du français *rascaille* et de l'anglais *rascal;* sans parler de l'argot *rouscailler.*

à une analyse incomplète, mais parfois elle peut être inhérente au mot et faire alors partie de son étymologie.

Ainsi on pourra hésiter à interpréter :

bamb	— ouler	ou	bamber	+	bouler
tri	— baller	ou	traîner	+	baller
bis	— tailler	ou	bisser	+	tailler
har	— icoter	ou	harier	+	coter
gaf	— ouiller	ou	gaffer	+	fouiller
pat	— ouiller	ou	patter	+	touiller
etc....	etc....				

Mais les deux conjectures sont peut-être exactes l'une et l'autre et entrent conjointement dans les impulsions sémantiques qui ont créé le mot et l'ont propagé.

Ceci nous amène à poser le problème de *faribole;* il me paraît d'ailleurs insoluble dans l'état actuel de la question, mais je tiens à lui donner sa place ici, car la méthode exige un examen exhaustif de toutes les formes qui se trouvent attirées dans le champ étudié.

Or *faribole* est un synonyme des mots ici en cause et il semble bien présenter avec eux une structure morphologique commune.

Relevons d'abord l'existence de formes *faribole, fariborde* et *faliborde*. Que représentent les éléments *fali-* et *fari*? S'agit-il de deux formes différentes ou de la dissimilation d'une même racine (cf. les doublets *faliborde* et *fariborde*)? Et dans ce cas, quelle serait la forme primitive? Autant de questions très obscures. On serait tenté de voir dans *fali-* une forme du verbe *faillir* (cf. le doublet *faillibourde* «conte en l'air» (en Dauphiné) dont *faribourde* et *faribole* seraient des formes dissimilées. Mais, a côté de *bourde* on trouve, en ancien français des formes *bole* «tromperie» et *boler* «tromper».

Dans ces mots *faillir* pourrait avoir le sens de «tomber», «se tromper» et aussi «mentir» (il existe un ancien mot *faille* «mensonge», ainsi que des formes *falourde, faloise, falue, fallée* «tromperie»).

Mais n'y-a-t-il pas une racine *far-* dans *farfouiller, farandole, faridon, faridondaine, farabout* et *farabouc* «niais, sot», *farfadet* et dans l'argot *far-far* «vite, vite». Dans tous ces mots *far-* semble avoir la fonction d'un augmentatif, et si la plupart d'entre eux n'étaient pas d'origine méridionale on serait tenté de voir dans *fari-* une forme du flamand *varen* «aller».

A vrai dire il est sage de renoncer à expliquer l'origine de *faribole* et de *faliborde* pour le moment; mais il n'est pas interdit pour autant d'y voir quelque composé tautologique dont la forme exacte nous échappe.

Dans cette perspective *faridon, faridondaine* ne sont plus les simples onomatopées qu'on y voit généralement. On y reconnaît un verbe *donder,* déjà identifié dans *triquedondaine* et qui signifie «faire rebondir»; c'est un synonyme de *dinguer* qu'on retrouve dans cet autre composé tautologique: *ribouldingue, ribouldinguer* «faire la fête, la noce»; dans la langue familière, *envoyer bouler, envoyer dinguer* c'est tout un; et ajoutons qu'en argot moderne *faridon* signifie «fête»[1].

De *faridondaine,* on rapprochera *turelure* dont la valeur onomatopéique est, elle aussi évidente, mais qui n'en a pas moins un substrat sémantique lexicalisé; en ancien français *ture* et *lure* sont synonymes et désignent une sorte de *cornemuse; turelurer* est donc un fréquentatif de *turer* (ou de *lurer*). *Cornemuse,* lui-même, remonte très vraisemblablement à *corner* + *muser.*

Il est intéressant de relever ce morphosémantisme dans la désignation de refrain, de chanson et de danse; et ceci nous amène au mot *vaudeville.*

3°) Vaudeville, galvauder, ravauder.

On sait qu'un *vaudeville* est aujourd'hui «une comédie légère»; elle était, au siècle passé, entremêlée de couplets qui étaient précisément des *vaudevilles;* le mot désignait, en effet, au XVIIe et au XVIIIe siècles, des «chansons de circonstances, populaires et satiriques»; la plupart des mazarinades furent des vaudevilles, nous dit-on.

Le genre date du XVe siècle, sous le nom de *vaudevire,* et une tradition veut que l'inventeur en ait été un certain Olivier Basselin, poète et meunier sur la Vire en Normandie qui nous a effectivement laissé un recueil de vaux-de-vire.

Mais examinons, sur pièces, le roman de *vaudeville,* tel que l'écrit le Larousse du XIXe siècle:

«Le vaudeville est né dans les vaux de la Vire. Ces vaux sont deux vallées à l'ouest de la ville de Vire en Normandie. Deux jolies rivières, la Vire et la Virène, les arrosent et font tourner depuis cinq à six siècles les roues des moulins à foulon, paisiblement assis sur

---

[1] Sa valeur affective fait de ce mode de création un procédé particulièrement fécond dans la langue populaire et les argots, où son champ d'expansion mériterait une exploration méthodique.

Ainsi on est tenté de voir dans *rouscailler, rousser* + *cailler* et de rattacher *cailler* à la racine flamande *callen* «parler» (voir plus haut) et *rousser* à quelque étymon germanique de la famille de *rauschen* «gronder». Alors s'explique très bien *rouspéter,* dans lequel *péter* apparait comme une forme non pas de *peditare,* mais de *pistare,* au sens de «piétiner, trépigner de colère».

30*

la berge. L'un de ces moulins, celui qui est le plus près du pont des Vaux, sous le châtaeu des Cordeliers, porte le nom de moulin Basselin. C'est là que vécut, du temps de la grande guerre anglaise, un enfant du pays, foulant ses draps, buvant et chantant, Olivier Basselin, le créateur du vaudeville. On appela ces chansons des Vaux-de-vire, du lieu où il avait chanté. Ce nom défiguré dès le XVIe siècle, se changea en *vaudeville.*»

Certes la lexicologie moderne grâce à la phonétique a appris à voir dans *vaudevire* un singulier, sans qu'il soit nécessaire d'invoquer «deux vaux»; mais la fable survit. Dauzat nous dit que «*vaudevire* (XVe) est tiré de vau (val) de Vire, localité normande dont les chansons étaient réputées au XVe siècle» et Bloch-Wartburg qu'il est: «tiré de Vau de Vire, nom d'une région du Calvados, dont les chansons eurent du succès au XVe siècle». La concordance de deux témoignages serait troublante si elle n'attestait une source commune. Cette étymologie séculaire et reconduite jusqu'à nos jours, avec la caution des plus hautes autorités lexicologiques, est fort suspecte.

Tout d'abord elle n'entre pas, ou entre mal, dans la catégorie des métonymies toponymiques; en effet, les noms de lieu donnent des substantifs pour désigner des productions naturelles ou industrielles: *Camembert, Beaujolais, Cachemire, Tulle* etc.... En revanche les modes, jeux, danses, chansons tirent leur nom d'un adjectif: une *polonaise*, une *écossaise*, une *pavane*, la *Marseillaise* etc.... Les quelques exemples isolés qui sembleraient infirmer cette règle sont facilement explicables: ainsi la danse révolutionnaire a reçu directement son nom de la ville de *Carmagnole*, en Italie, mais tout montre que ce nom étranger est senti comme un adjectif du type *espagnol;* on dit au XVIIe siècle: une *poire carmagnole* (sans préposition) et les soldats révolutionnaires porteurs de la veste ronde, dite aussi *carmagnole*, sont appelés des *carmagnols* (sans *e* final). Le second exemple d'une chanson nommée directement d'après un lieu est le mot *Pont-neuf* qui désigne au XVIIIe siècle «une chanson fort connue, une rengaine»; sous-entendez «comme on en chante sur le Pont-neuf»; en réalité le mot *pont* désigne déjà une sorte de chanson, et il y a des *ponts-bretons*. Si donc le *val de Vire* avait donné son nom à une chanson, cela constituerait un sémantisme isolé, seul de son espèce.

D'autre part il est remarquable que la presque totalité des étymologies toponymiques de ce type sont apocryphes; ce ne sont pas les lieux ou les hommes qui donnent leur nom aux choses, mais le nom des choses qui tirent les personnages et les lieux de leur obscurité, pour leur conférer des caractères et une histoire plus ou moins imaginaires. Les dictionnaires sont hantés par ces figures

mythiques: l'abbé de *Calemberg*, amateur de jeux de mots, le grammairien *Lambin*, qui n'était jamais pressé, le bon *Languille*, bourgeois de Melun qui, jouant le personnage de Saint-Barthélémy dans un mystère, s'enfuit en poussant des cris quand il vit arriver le bourreau venu pour l'écorcher vif etc.... etc.... Ainsi dans les années 1890 il y avait aux forges de Saint-Etienne un caissier nommé Monsieur *Pognon* et on ne manqua pas d'y voir le père du mot argotique qui désigne l'argent; mais ce mot est bien antérieur à notre caissier et son étymologie est fort claire, c'est un synonyme franco-provençal de *galette;* la seule relation entre Monsieur Pognon et le pognon c'est qu'ils ont tous les deux affaire avec l'argent et qu'ils sont tous deux lyonnais. L'existence donc d'un poète-meunier effectivement auteur de *vaudevires* dans les vallées de la Vire, n'est vraisemblablement pas à l'origine de notre mot. Tout au contraire, car la fausse étymologie, lorsqu'elle prend une forme aussi typique, aussi fréquente, aussi universelle, a la valeur d'une loi, loi négative, mais dont la valeur critique est d'autant plus importante.

Vaudevire présente toutes les apparences d'un composé, et l'élément *vire* suggère qu'on pourrait avoir un composé tautologique; hypothèse qui nous invite à la quête d'un verbe **vauder*, avec le sens de «tourner».

Or ce verbe n'existe pas; je n'ai pas pu, jusqu'ici, en trouver la trace; mais on a vu que c'est le cas de nombreuses formes qui se sont conservées dans ce type de composition. C'est dans des mots composés qu'il faut le chercher; et on l'y trouve.

On trouve *pillevauder* «piétiner» (Guernesey) qu'on ne manquera pas de rapprocher de *hurtepiller* «se battre»; et, évidemment, *galvauder;* enfin il existe un verbe *virevauder*, bien attesté par le FEW avec le sens de «tourner»; il n'est pas douteux, comme on va le voir, que nous avons affaire à un composé tautologique et la relation formelle entre *virevaude* et *vaudevire* ne pose aucun problème lorsqu'on a reconnu la permutation des composants comme un des traits de ce mode de formation.

Virevauder et ses dérivés *virevaud, virevaude* sont des mots normands qui désignent différents objets et actions associés à l'idée de «tourner»; ainsi:

virevauder: «faire des détours» (Anjou, Saintonge)
«faire aller dans tous les sens un pieu enfoncé dans la terre pour agrandir un trou» (Anjou).

virevaut: «détour d'un chemin, méandre» (Anjou, Saintonge, Normandie).

virevaude: «endroit où la mer fait des tourbillons, tournant de la navigation fluviale» (Larousse 1907).

On a surtout un substantif *virevaut* pour désigner différents instruments qui tournent: guindeau, tourniquet d'un puits. Ces formes sont très répandues et apparaissent sous la forme *virvô,* sans qu'il soit toujours facile de distinguer si on a affaire à un déverbal de *virevauder* ou de *virevouter;* d'ailleurs les deux verbes et leurs dérivés sont étroitement imbriqués et ils partagent la plupart de leurs significations avec des formes: *virevouster, virevousser, virevaucher, virevoucher, virevolter.*

On trouvera plus d'une centaine de ces formes sous l'étymon *vibrare* et l'FEW (14, 397) et nous en donnons la carte p. 462.

Il ne fait aucun doute qu'on a ici un composé tautologique qui combine le verbe *virer* avec différents synonymes dialectaux issus de *volutare, *volsicare.

En ce qui concerne **vauder,* faut il y voir une forme de *vouter;* la délabialisation de l'*o* entre deux *v-* est un phénomène phonétique courant (cf. vautour, vautrer et l'anglais vault); la finale *-auder,* présente, en revanche, quelques problèmes d'interprétation qui seront examinés plus bas; l'existence en tout cas, d'un élément verbal **vauder,* au sens de «tourner» reste solidement attestée.

Qu'il ne soit conservé qu'en composition: *pillevauder, galvauder, virevauder* voilà qui n'a rien qui puisse nous surprendre; de même que nous comprenons qu'il ait pu permuter en *vaudevire.* Il est donc clair que *vaudevire* n'est qu'un synonyme de *virevaude;* et qu'il doit désigner un objet qui tourne, qui revient sur lui-même, qui tourbillonne, etc....

Quant aux vallées de la Vire et à leur meunier, nous en retiendrons une présomption géographique; ces fantômes étymologiques sont du même pays que *virevaude,* qui doit être aussi celui de *vaudevire.*

Mais comment *vaudevire* «aller et venue», peut-il désigner une «chanson satirique»?

Il faut maintenant laisser l'analyse de la forme signifiante pour celle de la notion signifiée. Que peuvent avoir de commun une chanson et un «tournoiement»? La réponse, encore une fois, est dans le dictionnaire.

En effet, Littré, dans sa partie historique, cite ce texte de Du Bellay: «je n'ay, lecteur, entremeslé fort superstitieusement les vers masculins avec que les féminins, comme on use en ces vaudevilles et chansons qui se chantent d'un même chant par tous les couplets».

Un *vaudevire* est donc une *ritournelle;* comme la plupart des genres lyriques médiévaux il a son origine dans une chanson à danser: la carole, le rondel, la ballette (ancêtre de la ballade); d'autre

part beaucoup de ces danses étant des rondes, les chansons tiraient leur nom du verbe tourner: le rondel, le rondeau, le virelai, le vireli, le virelet. Le *vaudevire* a dû en être une forme normande; et on comprend que le bon Basselin en ait chanté sur les berges de la Vire, au tic-tac de son moulin.

Ici se pose un petit problème secondaire qui est celui de l'évolution de la forme et du sens.

Le passage de *vaudevire* à *vaudeville* ne semble pas avoir beaucoup retenu l'attention des linguistes; ils y ont vu un phénomène de dissimilation de l'r d'un type fréquent (pélerin, rossignol etc....); ce point de vue est soutenable, encore qu'il ne s'agisse pas ici d'une dissimilation au sens strict puisque l'r est isolé.

Cependant on soupçonne que ces phénomènes, bien que fréquents et dynamisés par la physiologie de la parole, ne sont jamais entièrement gratuits. Là encore le dictionnaire suggère une réponse; Littré définit expressement le mot comme «une chanson qui court par la ville».

Et je relève une très caractéristique note de Tallemant des Réaux; dans ses *Historiettes* (page 305 de l'édition de la Pléiade) il cite la chanson suivante:

On dit que Monsieur de Mantoue,
S'appreste à danser un ballet,
Où Madame de Combalet,
Ne verra rien qu'elle n'avoue
Que les vieux sçavent les bons tours.
Messieurs, voilà le *Mot qui court.*

Et après avoir souligné ce *Mot qui court,* dont il fait un nom propre, l'auteur ajoute en note: «on appeloit ainsi des vaudevilles».

Il semblerait donc qu'en devenant une chanson de circonstance le *vaudevire* ait été compris comme un *vaude ville;* à moins qu'on imagine le mouvement inverse, l'altération phonétique ayant fait de la chanson un couplet qui «court la ville».

Ce phénomène n'est pas isolé; dans la longue série des synonymes de *virevauder, virevouter, virevousser, virevouster* au sens de «aller et venir», «tourner», «courir en tournoyant», on trouve des formes *vilvousser, vilvouster;* et le dialecte de Bonneval en Eure-et-Loire, possède un mot *ville-vouste:* «courses faites dans une ville ou dans une maison» (cf. FEW 14, 397 b).

Ainsi, un *vaudevire* est bien un composé tautologique du verbe «virer» et il désigne à l'origine une chanson strophique dans laquelle la mélodie «revient sur elle-même».

Le mot se place donc à l'intersection d'une ordonnée sémantique et d'une abscisse morphologique qui définissent un «point lexical»

au sein d'un champ de relations structurées. Ceci constitue la plus solide vérification possible de l'hypothèse étymologique.

En trouvant sa cohérence formelle le mot trouve, du même coup, sa cohérence sémantique, – ce qui est aussi le cas pour les autres exemples qu'on a examinés: *baliverne, ribouldingue,* etc....; c'est précisément cette convergence qui fonde l'étymologie et la légitime.

On remarquera, d'autre part, que la méthode ne part point des mots isolés, mais des catégories dont il suffit de tendre la trame pour que les mots viennent y trouver d'eux-mêmes leur place. Or c'est un des traits les plus frappants et les plus satisfaisants de ce type d'analyse que presque tous les mots qui viennent ainsi se prendre dans les réseaux de ces structures sont des termes obscurs, restés rebelles à toute tentative d'interprétation. Cette réponse de mots, jusqu'ici muets, constitue la meilleure preuve qu'on leur a enfin posé la juste question.

Ceci nous amène à considérer le problème de *galvauder,* mot réputé, lui aussi, obscur. En l'absence du FEW qui ne l'a pas recueilli, on peut, sur la foi des formes attestées, en placer l'origine en Normandie; *gal-* apparaît alors comme la forme normande du verbe *jaillir* (galir)[1]. *Jaillir* signifie, étymologiquement, «lancer, jeter, faire sauter»; *galir* dans la région de Cherbourg s'est conservé avec le sens de «jeter le sarrasin sous le fléau».

Quant aux sens de *galvauder,* tels qu'ils se sont conservés dans les dialectes, ce sont les suivants:

Tracasser, taquiner, pourchasser (Normandie)
presser vivement, battre, humilier, réprimander (Normandie)
vagabonder, rôder en faisant du bruit (Anjou, Maine)
fouiller (une armoire, une dent) (Anjou)
déshonorer, gâcher, mettre en désordre (sens du français).

J'étais en train d'écrire ces lignes quand j'ai relevé dans un reportage radiophonique l'emploi de *galvauder,* en Bourgogne, pour désigner l'action de «faire rouler les tonneaux dans la cave».

Sans faire ici l'analyse de ce champ sémantique, qui nous entraînerait trop loin, on peut affirmer que l'étymon commun à toutes ces significations est bien l'idée d'une chose qui roule, d'un va-et-vient.

Mais d'où vient alors ce mystérieux verbe **vauder*? La question n'est pas simple et reste peut-être sans réponse, – ce qui n'infirme d'ailleurs en rien l'étymologie proposée.

---

[1] Mais, encore une fois, – et ceci commence à devenir très curieux – on ne peut s'empêcher de penser à une forme du «préfixe» *cal-* (cf. supra p. 453).

Virevaut, virevauder appartiennent, on l'a dit, à un vaste champ morphosémantique dans lequel ils voisinent avec *virevouter, virevousser, virevouster, virevolter, virevoucher, virevaucher,* et dont voici la carte (p. 462).

L'analyse phonétique montre que notre mot y est d'ailleurs plus localisé que ce qu'il semblerait à première vue. En effet, les provençaux *virevauto, virevoou, virevau* sont des formes désarrondies de *virevolte, virevouto* dans lesquelles *l'o* a été délabialisé entre *v* et *u*. Tel pourrait bien être aussi le cas du dauphinois *virevau;* de même les jurassiens *virevô, virvô* appartiennent à une aire où le *ol, ou* est passé à *ô* (*colp* > cô).

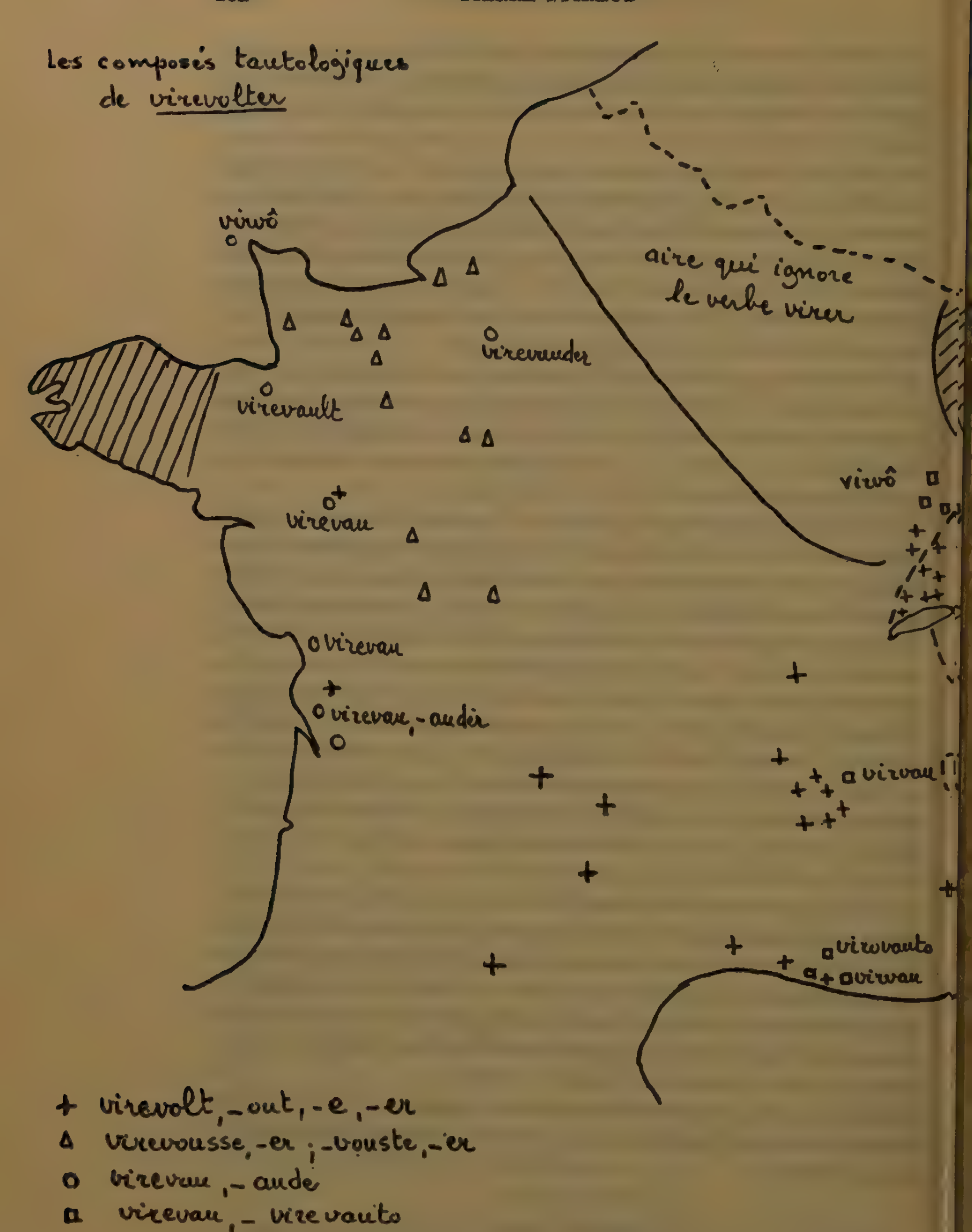
Virevauder apparaît donc comme un mot normand avec des prolongements saintongeais. Et disons, en passant, que le cas n'est pas isolé, il semble bien qu'il se soit produit un courant d'échanges linguistiques à travers les différentes provinces françaises du royaume anglo-normand.

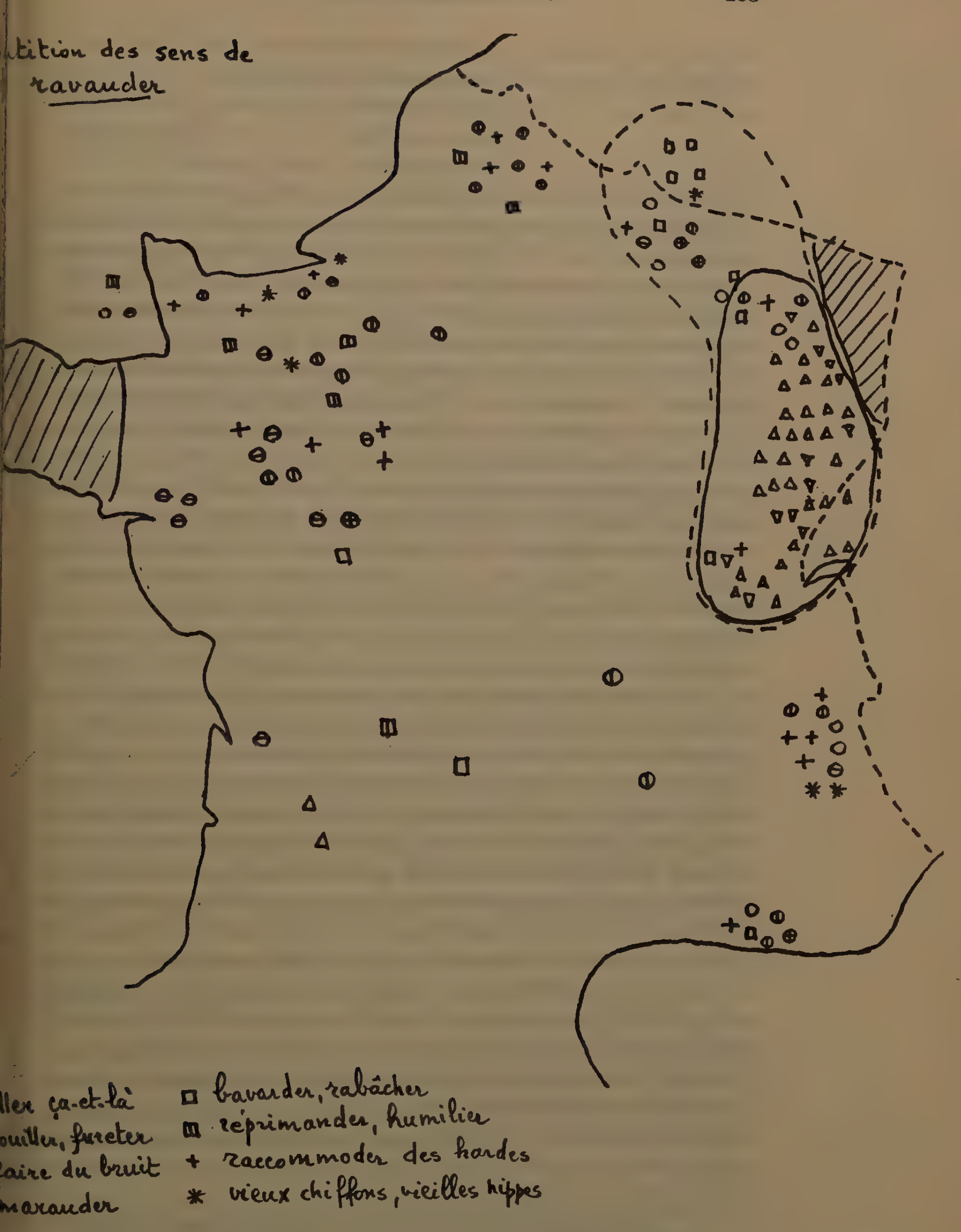
Il n'est pas impossible d'expliquer ce normand *virevauder* comme une forme délabialisée de *volter,* l'anglais *vault* représente bien le français *voûte.* Toutefois il y a ici une petite difficulté morphologique car on attendrait une forme **vaute* (cf. le provençal *vauto*); il faudrait donc imaginer un verbe en *-auder* refait sur le déverbal *virevau(t).* On est donc en droit de se demander si on n'est pas en présence d'un étymon germanique, et plusieurs se présentent à l'esprit: **falden* «plier», **wallen* «tourner», mais il est impossible d'asseoir aucune de ces hypothèses avec quelque solidité. Par ailleurs on remarquera l'absence de notre forme dans tout le domaine picardo-wallon, mais cela tient à ce que cette aire ignore le verbe *virer* et ne préjuge donc pas de l'existence, possible ou non, d'une forme **vauder,* dans cette région.

Et ceci nous amène à poser l'intéressant problème de *ravauder;* il est en dehors de notre sujet, puisque, de toute évidence, il ne s'agit pas d'un composé tautologique, mais le mot est si étroitement associé au champ morpho-sémantique de **vauder* que je voudrais m'y arrêter un instant, ne serait-ce que pour rassurer le lecteur et lui montrer que la méthode ici en cause n'ignore rien des enseignements et des impératifs de l'analyse externe.

Ravauder et son déverbal *ravaud,* mots largement attestés, à partir du XVIe siècle, ont toute une série de sens que je donne ici d'après l'FEW.

⊙ aller çà et là
⦶ fouiller, fureter
⊖ faire du bruit
⊕ marauder


Les composés tautologiques
de virevolter
virvô
virevault
virevau
Virevau
virevau, -audir
aire qui ignore
le verbe virer
virvô
virvau
virvauto
virvau
+ virevolt, -out, -e, -er
Δ virevousse, -er ; -vouste, -er
○ virevau, -aude
□ virevau, - virevauto


tition des sens de
ravauder
ller ça-et-là
ouiller, fureter
aire du bruit
marauder
bavarder, rabâcher
réprimander, humilier
raccommoder des hardes
vieux chiffons, vieilles nippes
marchander
objet sans valeur
aire de ▲, ▼
aire de ravau, "rabais"

□ bavarder, rabâcher
◫ réprimander, humilier
+ raccommoder
* vieux chiffons
△ marchander
▽ objet de peu de valeur.

L'FEW rattache conjointement toutes ces significations à une forme *ravau,* déverbal de *ravaler* au sens de «rabaisser le prix, vendre au rabais». Ceci convient bien aux sens de «marchander» et «objet de peu de valeur», à quoi il n'est pas impossible d'accrocher l'idée de «vieux vêtements raccommodés»[1]; en revanche on voit mal comment rattacher à ce sémantisme l'importante famille: «fureter, marauder, bavarder, etc....». L'étymologie proposée structure mal le champ des diverses significations et n'en fait point apparaître le dénominateur commun.

On sent que cette famille est sur plusieurs points apparentée à celle de *galvauder* et à l'idée de «aller et venir». C'est l'idée qu'on a dans: «aller çà et là, fureter, fouiller, marauder, faire du désordre, du tapage etc....»; à quoi se rattache naturellement: «bavarder, rabâcher, parler hors de propos, dire des niaiseries», et «importuner».

Le *ravaudage* apparaît alors comme le «va-et-vient» de l'aiguille sur l'étoffe rompue; reste, il est vrai, «marchander» et «objet de peu de valeur»; et c'est ici que doit être examinée la dispersion géographique de ces différentes significations. En voici la carte (p. 463).

Un fait saute aux yeux: «marchander», signification non intégrée dans le champ morphosémantique, est de même isolée dans le champ géographique. Il y a là une de ces *convergences* sur lesquelles repose la méthode et qui garde sa valeur critique, en elle-même et quelle que soit l'interprétation qu'on puisse ultérieurement lui chercher.

Mais au moment d'aborder ce dernier point, résumons-nous; on distingue deux sémantismes: «aller et venir» et «marchander», susceptibles d'être rattachés à deux étymons distincts: **vauder* et *raval; ravauder,* «aller et venir», a son centre dans la région normanno-picarde d'où il s'étend sur le reste du territoire gallo-roman, à l'exception de la Lorraine et de la Bourgogne, ce qui est précisément l'aire unique de *ravauder* «marchander», dérivé présumé de *ravau* «rabais»[2].

---

[1] Mais on verra, d'autre part, que les sens «objet de peu de valeur» et «vieux chiffons» occupent deux aires géographiques distinctes.

[2] Il faut cependant relever en Saintonge deux points voisins et entièrement isolés où *ravauder* a le sens de «marchander».

Or il est remarquable que *ravau*, dans ce dernier sens, est lui-même bien localisé dans l'aire bourguigno-lorraine de *ravauder* «marchander», et dans la région wallonne. On pourrait donc imaginer la situation suivante:

1⁰) Un étymon primitif *ravauder* «aller et venir» dans l'aire picarde-wallonne-normande; étymon qui a pris les sens secondaires de «fureter», «marauder», «bavarder» et enfin «raccommoder, repriser».

2⁰) Une dispersion de ces différents mots à travers la France, dispersion au cours de laquelle ils se sont heurtés en Lorraine et en Bourgogne à une forme *ravau* «rabais»; il y a eu alors sur cette aire un croisement sémantique et *ravauder* a pris le sens de «marchander», *ravau* celui de «objet de peu de valeur».

On peut alors se demander pourquoi *ravauder* garde son sens premier (fouiller, bavarder, raccommoder) dans la région wallonne qui est aussi l'aire de *ravau* «rabais»; et on pourrait supposer qu'on se trouve ici dans l'aire primitive de *ravauder* «aller ça-et-là», et que le mot y est assez fortement implanté pour résister à la contamination de *ravau* «rabais».

Cette analyse – d'ailleurs très conjecturale – postule une origine germanique de *ravauder* «aller ça-et-là»; et nous retombons dans le problème posé par *virevauder, vaudevire: ravauder* pourrait être un composé à valeur fréquentative d'un verbe **vauder*.

Mais il n'est pas non plus impossible d'imaginer un dérivé suffixé de *raver, resver* dont le sens initial est précisément «vagabonder» puis «délirer», «radoter». Là encore l'hypothèse étymologique rencontre cette singulière ambiguïté, signalée plus haut: *ravauder* pourrait être interprété à la fois comme *ra-vauder* ou *rav-auder*.

Il me semble, toutefois, que l'analyse géographique soutient l'hypothèse d'une forme germanique **vauder*, commune à *ravauder, galvauder, pillevauder, virevauder*, qui intègre bien toute cette famille dans le champ morpho-sémantique de structures cohérentes.

4⁰) Conclusion

Je voudrais maintenant conclure en essayant de préciser, à la lumière de ces observations, quelques principes d'une méthode.

Le premier problème est celui de l'identification et de la définition des catégories lexicales, c'est à dire morpho-sémantiques, le signe lexical étant l'association d'une forme et d'un sens. On doit déterminer quels sont les différents modes de création et, pour chacun d'eux, les catégories de sens auxquelles ils sont associés.

On peut distinguer dès l'abord quatre grands genres lexicogéniques: la dérivation (et composition), le changement de sens, l'em-

prunt et, dans une certaine mesure, l'onomatopée; avec chacun leurs sous-genres et leurs espèces.

Ainsi chaque type de suffixation doit être étudié dans sa forme et ses coordonnées chronologique, géographique, stylistique, comme l'a fait B. Hasselrot pour les diminutifs. Il existe déjà un petit nombre d'études de ce genre, – sur les suffixes *-able, -age, -ance,* par exemple, mais presque tout reste à faire. Lorsqu'on consulte un ouvrage aussi étendu, aussi documenté et aussi sérieux que le gros volume consacré par Nyrop à la morphologie du lexique, on constate qu'il n'apporte aucune réponse à quelque question un peu fine.

De même le problème des emprunts est pratiquement inconnu faute d'en avoir considéré les conditionnements internes. Et par emprunt j'entends aussi les emprunts aux dialectes, aux techniques, aux différentes catégories sociales d'une même collectivité linguistique etc....: qui emprunte? qu'est-ce qu'on emprunte? à qui? pourquoi? comment? etc.... autant de questions susceptibles d'être catégorisées et qui ne l'ont pas été jusqu'ici.

Certes elles ne peuvent pas toujours recevoir une réponse rigoureuse: les *lois* lexicales sont le plus souvent des tendances statistiques; mais entre deux conjectures, – par exemple un emprunt à l'italien ou une métaphore indigène – on aimerait savoir laquelle est la plus vraisemblable, c'est à dire la plus probable, compte-tenu d'une situation lexicale donnée. Or une telle probabilité peut être appréciée et quantifiée avec quelque approximation.

Ce travail de classification des catégories lexicales doit être suivi d'un inventaire exhaustif de leur contenu. Il nous faut la liste complète de tous les emprunts au picard, celle de tous les substantifs en *-age,* celle de tous les changements de sens toponymiques ou anthroponymiques, avec pour chaque exemple, les dates, les lieux et milieux d'origine etc....

C'est la méthode qui a permis à la phonétique de se constituer en tant que science. Il est vrai qu'elle s'est trouvée devant une situation simple (une cinquantaine de phonèmes distribués en une dizaine de catégories), alors que les faits lexicologiques sont innombrables, complexes et troublés par des phénomènes parasitaires. Aussi comprend-on que la recherche ait hésité, jusqu'ici, devant les broussailles d'un tel maquis. Mais ce travail est possible et il est fécond et positif chaque fois qu'on prend la peine de l'effectuer. Et on peut mesurer à quel point les dépouillements de l'FEW ont révolutionné notre science. Le moment est proche, d'ailleurs, où ces inventaires pourront être établis mécaniquement; un fichier électronique pourrait facilement fournir, à la demande et en quelques minutes, la liste de n'importe quelle catégorie de mots; celle,

par exemple, des adjectifs formés au cours du XIXe siècle sur des substantifs empruntés à l'anglais etc....

Le problème des inventaires et de leur manipulation est fondamental, le jour où il sera résolu, l'étymologie sortira de l'enfance et s'affranchira de ses mythes. Il n'est pas absurde de penser qu'une machine électronique sera le plus grand lexicologue de notre génération ; car, en première analyse, la valeur critique des simples classements est déjà si grande que les conclusions s'imposeront d'elles-mêmes.

Un autre problème, beaucoup plus insidieux, est celui de l'utilisation des documents existants et, en particulier, des dictionnaires. A vrai dire il faudrait les balayer et adopter la règle cartésienne de ne rien tenir pour vrai qu'on n'ait soi-même vérifié. Ce n'est malheureusement guère possible ; mais il est indispensable de vérifier les définitions, de compléter les citations, de les reprendre dans leur contexte ; elles sont presque toutes tronquées, ou placées dans une fausse perspective qui légitime les conjectures du lexicologue. L'étude de Littré est, à cet égard, exemplaire, et mériterait une logo-analyse, au sens où on dit psychanalyse.

Je voudrais prendre un exemple parmi les mille que j'ai collectionnés ; il s'agit du mot *taquin*. On sait qu'en moyen français il signifie «avare», ce sens est bien attesté par Cotgrave au début du XVIIe siècle et vérifié par de nombreux exemples de l'époque.

Toutefois cette date a été reculée par les lexicologues dont la datation est – d'ailleurs à très juste titre – la principale activité ; on trouve le mot dans Rabelais ; les glossaires le donnent au sens d'«avare». Cependant si on se reporte au texte il apparaît que cette signification ne convient pas. Il s'agit du chapitre où Epistèmon descendant aux Enfers y rencontre tous les Grands de ce monde réduits à une condition misérable et humiliante ; suit une longue énumération : Xerxès crioit la moutarde ; Romule estoit saulnier ; Numa clouatier ; Tarquin, tacquin ; Piso, païsant ; Sylla, riveran (batelier) ; Cyre estoit vacher etc.... etc....

Les quelques 70 termes de cette liste désignent, non des traits de caractère, mais des métiers ; le sens d'«avare» est donc peu probable et le texte suggère une nouvelle étymologie. Mais que s'est-il passé ? Selon toute apparence, l'éditeur a consulté un dictionnaire dont il a adopté et consigné la leçon ; ultérieurement un nouveau lexicologue a invoqué cette scholie pour confirmer l'étymologie traditionnelle. Il faut une certaine outrecuidence pour mettre en question une conjecture qui a fait l'accord de la lexicographie et de l'histoire littéraire. En réalité elles se sont fait mutuellement confiance.

Dans le même esprit, le dictionnaire français fait de *taquin* un emprunt à l'italien, cependant que les Italiens le renvoient au français. Les dictionnaires les plus sûrs ferment les yeux devant leurs propres témoignages; ainsi Bloch et Wartburg définissent-ils *taquin* «avaricieux» en précisant que «c'est le seul sens du mot jusqu'au XVIIe siècle» et en donnant pour preuve un exemple de 1411: «*arlot, tacain... qui veut dire... garçon truant*». Or voici le texte de la lettre de rémissionde 1411: «Icelui Pierre appela le suppliant arlot, tacain, bourc qui vault autant a dire en langaige du pays de par-delà garçon, truant, bastard.» Le suppliant étant gascon, *tacain* est vraisemblablement un mot d'origine espagnole qui désigne un «truant», c'est à dire un mendiant professionnel.

Il est intéressant de démonter, sur cet exemple, la logique d'une argumentation très fréquente: Au XVIe siècle *taquin* n'a pas le sens moderne de «mutin», il signifie «avare»; à titre de preuve on invoque un exemple ancien dans lequel manifestement le mot n'a pas le sens moderne; mais dans cette proposition vraie on inclut implicitement la proposition conjecturale qui confère à l'exemple du XVe siècle le sens du XVIe, autrement dit: B n'est pas A, C n'est pas A, donc C est B.

J'insiste sur ce paralogisme car il constitue le pain quotidien de la lexicologie. On définit le sens d'un mot sous la foi d'un témoignage autorisé et probant et, à partir de là, on étend cette signification à un emploi antérieur, sans vérifier le contexte, ou en le forçant, et même quelquefois en le corrigeant et en «améliorant» la leçon, sous prétexte de quelque coquille. Puis cette extrapolation fait autorité et cristallise la fausse conjecture. Cette dernière tourne dès lors en circuit fermé[1].

Jusqu'ici on a commencé par la fin: on a imaginé des étymologies et, à partir de ces contes, on a essayé de définir des normes qui, nées le plus souvent de l'illusion, ne peuvent qu'engendrer de nouvelles fables, dont elles réclament une nouvelle caution.

Etablir une classification, opérer un inventaire exhaustif, «nettoyer le champ opératoire de la situation verbale», telles sont les premières tâches de la lexicologie. Ensuite viennent l'analyse, l'interprétation et la définition des lois de la création lexicale. Ce n'est qu'à partir de ce point qu'on pourra aborder l'étymologie proprement dite.

---

[1] J'ai donné plusieurs exemples de ce paralogisme dans ma communication au colloque de Strasbourg, nov. 1957. Cf. *Lexicologie et lexicographie françaises et romanes*, éditions du C. N. R. S. 1960 (pp. 178–183).

On reconnaîtra la méthode magistralement instaurée par W. von Wartburg; mais en mettant, ici, l'accent sur les problèmes morphologiques et sur la notion de loi. Et si le caractère, nécessairement polémique, de tels exposés semble parfois mettre en cause certaines conjectures de l'FEW, on ne m'en permettra pas moins de me réclamer d'un maître qui m'est un constant exemple et d'une œuvre qui est la source permanente de ma réflexion.

Groningen PIERRE GUIRAUD

Zur Mundart von Trepalle,

der höchstgelegenen italien. Siedlung (2069 m ü. d. M.) in der Provincia di Sondrio (Lombardia)

II. Teil: Lautlehre*

INHALTSÜBERSICHT

* Zum I. Teil (Wörterverzeichnis) vgl. ZRPh, Bd. 76 (1960), S. 376.

3. Lat. ī: i = i § 25, 1 — i > e § 25, 2 — i > u § 25, 3.
4. Vulgärlat. o = lat. ŭ, ō, ŏ:
   a) im Wortanlaut: o = o § 26, 1 — o > ø § 26, 2.
   b) im Wortinlaut: o = o § 27, 1 — o > i § 27, 2 — o > u § 27, 3 — o > o, u § 27, 4 — o > ø § 27, 5.
5. Lat. ū: u = u § 28, 1 — u > i § 28, 2 — u > ø § 28, 3.
6. Lat. au:
   a) im Wortanlaut: au > α § 29, 1 — au > o § 29, 2 — au > αl § 29, 3 — au > ø § 29, 4.
   b) im Wortinlaut: au > o § 30.

III. Vokale zwischen Neben- und Hauptton
a) erhalten: § 31, 1.
b) geschwunden: § 31, 2.

IV. Vokale nach dem Hauptton
a) Auslautvokale der Paroxytona und Proparoxytona:
   1. Lat. a: a > α § 32.
   2. Lat. ŭ, o: o > ø § 33, 1 — o = o § 33, 2 — o > i § 33, 3.
   3. Lat. e: e > ø § 34, 1 — e > i § 34, 2.
   4. Lat. ī: i > ø § 35.
b) Mittelvokale der Proparoxytona:
   1. Lat. a: a > o § 36.
   2. Lat. ĭ, ĕ: e > α § 37, 1 — e > i § 37, 2 — e > o § 37, 3 — e > ø § 38.
   3. Lat. ŭ: o = o § 39 — o > ø § 40.

V. Verschiebung des lat. Haupttones. § 41.

B. Konsonantismus

I. Liquide
1. Lat. L: l = l § 42, § 43, § 44, 1, 3, 4, 5 - § 45
   l > n § 42 — li, lli > ly § 44, 2 u. 5, b
   l > ø § 42, 44, 3 u. 5, c — ø > l § 42.
2. Lat. R: r = r § 46 — r > ø § 47.

II. Nasale
1. Lat. M: m = m § 48 — mn > m § 49, 2 — mn > ny § 49, 1.
2. Lat. N: n = n § 50, 1, § 51, 1.
   n > ny § 50, 2, § 54, 2 — n > ŋ § 51, 2, § 54, 1.
   n > m § 54, 3 - n > ø § 50, 3, § 51, 3, § 54, 4.
   gn > ny § 52 — ni (ne) > ni § 53, 2.
   ni (ne) > ny § 53, 1.
   ni (ne) > ly § 53, 3.
   ni (ne) > ø § 51, 3, c — § 53, 4.

III. Labiale
1. Lat. P: p = p § 55 — p > b § 56 — p > v § 57 — p > f § 58 — p > ø § 59.
2. Lat. B: b = b § 60 — b > v § 61 — b > f § 62. b > p § 63 — b > ø § 64.

3. Lat. V: v = v § 65, 1 u. § 66, 1 — v > f § 67.
v > g § 65, 2 — v > g^u § 65, 3.
v > ø § 65, 4, 5 u. § 66, 2.

4. Lat. F: f = f § 68, § 69, 1, § 70.
f > v § 69, 2.

IV. Dentale

1. Lat. T: t = t §§ 71, 72 — t > d § 74 —
t > ø §§ 71, 75 – ct > it, t § 72, 7.
cte > tχ §§ 72, 8 — § 102.
lti > lts § 72, 4 — nct > nt § 103, 2.
nti > nts § 72, 4 — ntī > ntχ § 72, 5.
pti > tš § 73, 2 — rti > rts § 72, 4.
sti > štš § 72, 6 — sti > š § 72, 6.
ti > ts § 73, 1 — ti > ž § 73, 3.

2. Lat. D: d = d § 76 — d > t § 77.
d > ø § 78 — di > dy § 79.
di > dz § 79, 2, b — di > i § 79, 5.
di > ts § 79, 3 — di > z § 79, 2, a.
di > ž § 79, 4.

3. Lat. S: s = s § 80 — s > š § 81.
s > z § 83 — s > ž § 82.
s > ø § 84 — cs(x) > š § 81, b, 5.
psi > š § 81, b, 4 — sce, sci > š § 81, b, 3.
si > š § 81, b, 2 — si > ž § 82, 2.
ssi > š § 81, b, 1.

V. Palatale

1. Lat. CE, CI: ce, ci > š § 87 — ce, ci > tš § 85.
ce, ci > ž § 86 — sce, sci > š § 81, b, 3.

2. Lat. GE, GI: ge, gi > dy § 90, 2 — ge, gi > dž §§ 88, 89.
ge, gi > i § 90, 4 — ge, gi > ž §§ 88, 90, 3.
ge, gi > ø § 90, 5 — gĭc > k § 90, 1.
nge > ntš § 91.

3. Lat. J: j > d § 92, 4 — j > dy §§ 92, 2 u. 93, 2.
j > dž § 92, 1 — j > i § 93, 1.
j > l § 92, 3 — j > ž § 92, 1.
j > ø § 92, 5.

VI. Velare

1. Lat. C vor a: c = k § 94 — c > g §§ 94, 95.
c > ž § 95.

2. Lat. G vor a: g = g § 96 — g > dy § 96.

3. Lat. C vor o, u: c = k § 97 — c > g §§ 97, 98.
c > ø § 103 — cl > dy § 99, 3.
cl > ly § 99, 1 — cl > tχ § 99, 2.
cs > s § 100, 2 — cs(x) > š § 100, 1 u. § 81, b, 5.
ct > it § 101, 1 — ct > t § 101, 2.
cte > tχ §§ 72, 8 u. 102 — nct > nt § 103, 2.

4. Lat. G vor o, u: g = g § 104 — g > k § 105.
g > f § 109 — gl > ly § 108.
gn > ny § 107 — gr > ir § 106.
5. Lat. QU: qu = k^u § 110 — qu > g^u § 111.
qu > k § 113 — qu > tχ § 112.
6. Lat. GU vor a, e: gu = g^u § 114 — gu > k^u § 115.

C. Allgemeine Erscheinungen

I. Fernassimilation: a) Vokale § 116 — b) Konsonanten § 117.

II. Ferndissimilation: a) Vokale § 118 — b) Konsonanten § 119.

III. Umstellung von Lauten: a) Vokale § 120 — b) Konsonanten § 121.

IV. Schwund von Lauten:

A. Im Anlaut:

a) Vokale § 122: 1. lat. a – 2. lat. ae, e, i – 3. lat. o.
b) Konsonanten § 123: 1. lat. d – 2. dy – 3. lat. g – 4. lat. j – 5. lat. l – 6. lat. n – 7. lat. t – 8. lat. v.
c) Silben § 124: 1. lat. ab- 2. lat. ob- 3. lat. lĭ- 4. lat. bal- 5. lat. ver-.

B. Im Inlaut:

a) Vokale § 125: 1. in der Anfangssilbe
2. zwischen Neben- u. Hauptton
3. Mittelvokale der Proparoxytona.
b) Konsonanten § 126: 1. lat. b – 2. lat. d – 3. lat. c – 4. lat. g – 5. lat. l – 6. lat. m – 7. lat. n – 8. lat. p – 9. lat. r – 10. lat. t – 11. lat. v.

C. Im Auslaut:

a) Vokale § 127: 1. lat. -e – 2. lat. -ī – 3. lat. -ŭ, -o.
b) Konsonanten § 128: 1. lat. c – 2. lat. s – 3. lat. t.

V. Zusatz von Lauten:

A. Im Anlaut (l): § 129.

B. Im Inlaut § 130: a) n § 130, 1 – b) r § 130, 2 – c) Übergangslaute: § 131
1. b – 2. d – 3. g – 4. t.

C. Im Auslaut (α): § 132.

VI. Wortkreuzungen: § 133.

A. Vokalismus

I. Vokale unter dem Hauptton

1. Lat. a

1. Lat. a wird zu ę:

1. Wenn in der folgenden Silbe ein i oder e (= halbkonsonantisches i), j oder ī enthalten ist: _brachiŭ_ > _brętš_, *_glacia_ > _glę́tša_, _acia_ > _ę́tša_ (_de ręf_ < ital. refe) Strähne (Zwirn), _calcaneu_ > _kalkę́ny_, _tĕnacŭla_ > *tenalya (ital. tenaglia) > _tenę́lya_, _penę́lya_ < *_pannalya_, Abl. von _panna_ REW, _stagnu_ > *stanyu (vgl. § 107) > _štęny_, _damnu_ > *_danyu_ (vgl. § 49, 1) > _dęny_, _maju_ > _mę_^{i}, _gaju_ > _gę_^{i}, *_bragĕre_ > *_brajere_ > _brę́ar_, _annī_ > _ęny_ Jahr (Sg. _an_); aber _pany_ – Sg. _pan_ < _pannu_; *_dasia_ > _dę́za_ (wie in Livigno), aber *_rasia_ > _rážа_ (wie in Semogo u. Bormio).

2. Vor _š_ aus -s: *_as_ (für _habes_) > _ęš_ du hast, _das_ > _dęš_; ebenso in der 2. Pers. Sing. des Futurs aller Verba: z. B. _sarę́š_ du wirst sein, _arę́š_ du wirst haben. Über _asse_ > _ęš_ vgl. § 80, b, 3.

3. Vor _ž_ aus lat. -_cĭ_-: _acĭdu_ > _ę́ži_ sauer.

4. In _lacte_ > _lętχ_ (aber _factu_ > _fe_^{i}_t_).

5. In _carne_ > _kęrn_, _scarpa_ > _škę́rpa_.

6. In der mask. Endung des Part. perf. -_atu_ > -_ę_: _clamatu_ > _klamę́_, _laboratu_ > _lorę́_; -_ata_ dagegen ergab -_éda_ (§ 2, 2); ebenso bei Subst. auf -_atu_: _flatu_ > _flę_, _conflatu_ > _koflę́_. Auffällig ist demgegenüber _ta_^{u}_lá_ (= Bormio; _to_^{u}_lá_ in Livigno) < _tabulatu_. – Hierher darf wohl auch *_at_ (< _habet_) > _ę_ gestellt werden.

7. In den Imperativformen _da_ > _dę_ gib, _sta_ > _štę_, nach welchen _fę_ analogisch gebildet ist.

8. Schwieriger zu erklären sind _gęt_ < *_gattu_ < gall. _cattu_ und _ręt_ < *_rattu_. Cl. _Merlo_ (Profilo fonetico dei dialetti della Valtellina, Mainz 1951, § 6) meint, die Form _gęt_, _ręt_ wäre „verisimilmente una estensione al singolare della forma di plurale“. Da müßte aber zuvor die Pluralform befriedigend erklärt sein. Doppelkonsonanten werden in der Mundart vereinfacht. *_gattu_ > *_gatu_, *_rattu_ > *_ratu_ hätte in Trepalle und Livigno _gę_, _rę_ ergeben müssen (vgl. oben Pkt. 6); *_gattī_, *_rattī_ > *_gati_, *_rati_ hätte in Trepalle und Livigno *_ge_^{i}, *_re_^{i} ergeben müssen, vgl. _prati_ > _pre_^{i}, _lŏcati_ > _luge_^{i} (§ 2, 2).

2. Lat. a wird zu geschlossenem e:

1. In der Infinitivendung -_are_ > -_ēr_: _dēr_, _štēr_, _fēr_, _klamḗr_, _kargḗr_.

2. In den Endungen des Part. perf. -_ata_ > -_éda_ u. -_ati_ > -_e_^{i}: _locata_ > _lugéda_, _lŏcati_ > _lugé_^{i} (von _lŏcare_ > _lugḗr_).

Aber auch *prati* > *pre*^{i} (Sg. *pra*); vgl. grödnerisch *prę*^{i}.

3. Ebenfalls als eine Art Umlaut – infolge des Plural = i – in den männl. Mehrzahlformen *tentχ, k*^{u}*entχ, grentχ* zu Sg. *tant, k*^{u}*ant, grant* < grande.

4. Scheinbar in der 2. Pers. Plur. Präs. *-atis* > *e*: *portatis* > *porté*; in Wirklichkeit liegt Analogiebildung zu den Verben der II. Konjugation, also *-ētis* > *e*, vor.

5. In der Endung *-ariu, -aria* > *-e*^{i}*r, -é*^{i}*rα*: *notariu* > *nodé*^{i}*r, dené*^{i}*r, sĕxtariu* > *šte*^{i}*r, area* > *é*^{i}*rα, caldaria* > *kaldé*^{i}*ra, kalké*^{i}*ra*. Auch in vortoniger Stellung wird *-ario-* > *e*^{i}*r*: **cariŏlu* (von *caries*) > *ke*^{i}*ről, *variŏla* > *e*^{i}*rǫlα*.

Wörter jüngeren Datums sind daher: *saléri, veterinári* (auch wegen des *t*, vgl. § 74).

6. **aio* (< *habeo*) > *e*^{i}, **saio* (< *sapio*) > *se*^{i}.

7. In *factu, facta* > *fe*^{i}*t, fé*^{i}*ta* und **placĭtu* > *ple*^{i}*t* (engad. *pled*, obwaldisch *pla*^{i}*d* Wort, Rede).

3. *Lat. a wird zu geschlossenem o*: *fame* > *fom* Hunger (vgl. münstertal. *fǫm*, rumän. *foame*, portug. *fome*). Die zwei umgebenden Labialen scheinen nicht allein an diesem Wandel von *a* > *o* schuld zu sein, wenn man daneben *famély, família* betrachtet, wo das *a* außerdem noch in vortoniger Silbe steht und einer Veränderung um so mehr ausgesetzt wäre. Vgl. dagegen obwaldisch *fumégl* Knecht, *fuméglia* Hirtenschaft gegenüber *famiglia* (Familie).

Über *aquĭla* > *ǫ́gola* Adler vgl. § 20, c.

plóna Hobel < *plana* und *plonér* < *planare* hobeln sind keine bodenständigen Wörter, vermutlich aus dem Lombardischen entlehnt.

4. In allen anderen Fällen blieb lat. a *erhalten*: *jam* > *ža, vadĭt* > *va, rar, αmár* bitter, *part, bárbα, álα, pal, sal* (fem.), *tal, gal, kavál, alt, kalt, áltro, váltri* (ital. *voi altri*), *faltš, falts, pálpa, sálta, tálya, alliu* > *aly, ram, flåma, kamp, kámbra, gámba*; *máŋ, paŋ, saŋ*; *lana, plánta, pan, pany, an, grant, mánda, kánta, saŋk*^{u}*, tá*^{u}*l, ape* > *āf, avu* > *āf, ava* > *áva, kábra, lavat* > *lā, clave* > *klāf, pra, aestate* > *šta* (*šta štá* diesen Sommer), *ák*^{u}*a, k*^{u}*átro, nas, gras, bas, lak, váka, pága, mágro*.

2. *Vulgärlat. ę*

5. *Lat. ĕ, ae (= vulgärlat. ę) wird zu geschlossenem e*:

1. In *fĕl* > *fel* (fem.), *mĕl* > *mel* (fem.), *caelu* > *tšel* (vgl. noch Pkt. 5), **grĕve* (nach *lĕve*) > *gref, est* > *e*.

2. Vor Nasalen (m, n): *temp, sémpri, setémbri – beŋ* (Komparativ *plu beŋ*), *cĕntu* > *tšent, dent, vent, véntro, vénd*^{a}*r*.

3. Vor i, j, i̯ (halbkonsonantisches i): *mĕi* (plur. von *mĕus*) > *me*ⁱ meine (darnach sind *te*ⁱ deine, *se*ⁱ seine entstanden), *hĕrī* > *e*ⁱ*r* (aber in vortoniger Stellung *arsé*ⁱ*ra* u. *artsé*ⁱ*ra* gestern Abend), *pĕju(s)* > *pe*ⁱ, *mĕliu(s)* > *mely*, *prĕtiu* > *préži*, *bĕstia* > *béštša*; Suff. *-ĕlli* (Plur. mask.) > *-ely*: *enély* Ringe, *vedély* Kälber, *fradély* Brüder (Sg. *enę́l*, *vedę́l*, *fradę́l*).

4. Vor folgenden Palatalen (vgl. § 72, 8 und 102): **pĕctī* > *petχ*, **lĕctī* > *letχ* Bett (gegenüber *lętχ* Milch < *lacte*), *pĕctĭne* > *pétχan* Kamm, *sĕx* > *se*ⁱ*š* sechs (darnach ist *de*ⁱ*š* zehn < *dĕcem* entstanden; auch in Poschiavo geht *dis* 10 nach *sis* 6; in der Lombardei dagegen geht *ses* nach *des*), *intĕgru* > *inté*ⁱ*r*, *lĕgĕre* > *léžar*, *vĕtŭlu* > **vĕclu* > *vely* (daneben *vetχ*), *spĕc(u)lu* > *špetχ*.

5. Nach vorhergehendem Palatal in *caeca* > *tšéga* Nebel, *caelu* > *tšēl* (vgl. Pkt. 1), *caespĭte* > *tšéšpat*. Aber: *cĕrnĕre* > *tšę́rnar*, *cĕrvu* > *tšęrf*, *tšęrt*.

6. *Lat. ĕ wird zu ö:*

1. In *fĕbre* > *fevre > *fȫr* Fieber; vgl. dazu *bĭbĕre* > **bever* oder **bevre* > *bȫr* § 10.

2. In *aprös* bei, neben (vgl. it. *appresso*) und *dešprö́s* hinter < *prĕsse* REW oder *prĕssu*; aber *prę́ša* Eile < **prĕssia*.

7. In allen anderen Fällen ist lat. *ĕ*, *ae* als offenes *ę* *erhalten*: a) *pĕde* > *pę*, *meu* > *mę* mein (darnach sind *tę* dein, *sę* sein entstanden), *lĕpŏre* > *lę*ᵘ*r*; – b) in geschlossener Silbe, wenn kein Palatal oder palataler Vokal und kein Nasal auf die betonte Silbe folgt: *fęr*, *tę́ra*, **fĕrsu* (Part. perf. zu *fĕrvĕre* sieden) > *fęr(t)s* (= Bergell, *fęrs* in Poschiavo), *pęr(t)s* (ital. *perso*) neben *perdú* zu *pę́rdar*, *ę́rba*, *vęrm*, *bęl*, *fradę́l*, *vedę́l*, *anę́l* und *enę́l*, *kepę́l*, *pęl*, *sęt*, *mĕdiu* > *męts*, *mĕdia* > *mę́za*, *mĕdia nŏcte* > *męzanö́tχ*, *ĕssĕre* > *ę́sar*.

3. *Vulgärlat. ẹ*

8. *Lat. ē, ĭ (= vulgärlat. ẹ) wird zu i:*

1. Im Auslaut und im Hiatus: *mē* > *mi* ich, *tē* > *ti* du, *dĭe* > *di* Tag, *vĭa* > *vía*, *mea* > *mía*.

2. In der Gruppe *ĭnct*: *cĭncta* > *tšínta* Gürtel (für Frauen); dieser Wandel zu *i* ist nicht etwa dem vorhergehenden Palatal zuzuschreiben; denn auch **strĭnctu* (statt *strĭctu* von *strĭngere*) ergab *štrint* enge (vgl. altital. *strinto*). Genau dieselben Verhältnisse sind in Poschiavo (*šínta*, *strint*).

3. Vor folgendem Palatal: in *camĭsia* > *kimíža*, *corrĭgia* > *koría* Riemen (*la* ~ *di trūš* der Hosenriemen), *sĭlĭceu* > *sarítš*

(REW sagt: „Das i fällt auf“). Vgl. noch § 119, 3. Aber *e*: in *famĭliu* > *famély*, *consĭliu* > *ko(n)sély*.

4. *apothēca* > *botíga* ist in mehrfacher Hinsicht auffällig; denn p zwischen Vokalen wurde zu *v* (vgl. § 57) oder schwand vollständig (vgl. § 59); t(h) zwischen Vokalen hätte zu *d* werden müssen (vgl. § 74) und -ēca hätte normal *-éga* ergeben (vgl. § 95). Das Wort ist also aus it. *bottega* entlehnt mit *i* aus lomb. (mail.) *botia* (*botéga*); vgl. dazu noch bergamask. *butíga* (nach *Zappetini*, Vocabolario bergamasco-italiano. Bergamo 1859), altsenesisch und katalan. *bodíga*, sardisch *buttiga*; franz. *boutique*.

9. Lat. ē wird vor r und l in offener Silbe zu e^{i}: *sēra* > *séⁱra*, *cēra* > *tšéⁱra*, *statēra* > *štadéⁱra* (engad. *stadáira*), *vēra* > *véⁱra* (*l'e véⁱra* es ist wahr). – *candēla* > *kandéⁱla*, *tēla* > *téⁱla*.

10. Lat. ē, ĭ wird zu ö, besonders, wenn *v* (aus b oder p) dem e vorangeht: *habēre* > **aver* > **ver* > *ȫr*, *bĭbĕre* > **bever* oder **bevre* > *bȫr*, **merabĭlia* (statt *mīrabĭlia*, REW) > *mörö́lya*, **prĭmavēria* > *pörmö́ⁱra* Frühling, *sapere* > **saver* > *sȫr*, *pĭpĕre* > **pever* > *pȫr*, *flēbĭle* > **flevel* > *flöl*, *dīcēbas* > *dižȫš*, *habuisset* > ital. *avesse* > *ös* (er), *sapuisset* > *sös*.

Der nachfolgende die Silbe schließende Labial f ruft den Wandel zu *ö* nicht hervor: *sēbu* > *sēf* Talg, *nĭve* > *nēf*.

Vereinzelt stehen *strĭgĭla* > *štrölya*, *štrölyér*. Soll man vielleicht annehmen, daß in *štrölyér* < **štrelyér* < **strĭgĭlare* Dissimilation von *e–é* > *ö–é* vorliegt und daß darnach das Subst. *štrö́lya* gebildet wurde?

11. In allen anderen Fällen blieb vulgärlat. e (= lat. ē, ĭ) als *e erhalten*: Inf. *-ēre* > *-er*: *vedér*, *podér*, *vert*, *vérda*, *kᵘel*, *féma* Frau, *fĭlĭce* > *félaš*, *pleŋ*, *plena*, *leny*, *léŋgᵘa*, *sĭtĭ* > *se*, *acētu* > *ęžé*, *pe(n)su* > *pēs*, *te(n)su* > *tēs* (fem. *téza*), *nĭgru* > *neⁱr*, *frĭgĭdu* > *freⁱt* (fem. *fréⁱda*), *dĭgĭtu* > *deⁱt*, *tēctu* > *teⁱt*.

4. Lat. ī

12. Lat. ī bleibt als i erhalten: *fil*, *fiŋ*, *īre* > *ir*, *viŋ*, *mila* 1000, *prim*, *kᵘíndaš* 15, *vívar*. – Über *venīre* > *nyur* vgl. § 65, 5.

5. Lat. ŏ

13. Lat. ŏ wurde zu geschlossenem o:

1. Vor Nasalen: *hŏmĭne* > *óman*, *bŏnu, a* > *boŋ*, *bóna*, **timone* (REW 8625) > *timóŋ*, **trŏnat* (für *tŏnat* REW 8778) > (*al*) *tróna*, *cŏncha* > *kóŋka* Schweinetrog, *spŏnda* > *špónda*, (*ab*)*scŏndĕre* > *škóndar*, *tŏndĕre* > *tóndar* (*li béštša*), *loŋk*, fem. *lóŋga*.

2. In der Verbindung *-ŏli-*, wo der Wandel dem folgenden i zuzuschreiben ist: *fŏlia* > *fólya*, *trĭfŏliu* > *trefóly*.

3. In *fŏras* > *fóra*, *dēfŏris* > *defór*, *demŏdo* > *demó*; *fŏssu* > *foš*, *fŏrsit* > *foš*.

14. Lat. ŏ wurde zu ö (geschlossen):

1. Wenn in der folgenden Silbe ein ī vorhanden war; daher lautet die Mehrzahl zu *kǫrn*, *kǫrf*, *mǫrt*, *ǫrt*, *filyǫ́l*, *kanyǫ́l* (Abl. von *canis*), *ǫs*, *nǫf*, *grǫs*, *nǫs*, *vǫs*: *körn*, *körf*, *mört*, *ört*, *filyől*, *kanyől*, *ös*, *nöf*, *grös*, *nös*, *vös*.

Folgende Singularformen dürften aus dem Plural übertragen worden sein: *öf* < *ŏvu*, *nentsől* oder *lentsől* < *lĭnteŏlu*, *fažől* < *phaseŏlu*, *kõžől* < *caseŏlu*; wohl auch *krös* < **crŏsu*.

2. Wenn in der folgenden Silbe ein i, e = Halbkonsonant ᶤ oder ge vorkam: *cŏriu* > *köᶤr*, *ŏleu* > *őli*, **jŏvia* > *žőbᶤa*, *hanc* oder *hinc hŏdie* > *intχőᶤ*; *de lŏnge* > *delőntš*, **trŏju* (REW) > *tröᶤ*, **plŏvia* > *plővia* (Longa 201) neben *plőᶤva* (Longa 20).

3. In *söᶤr*, *sőᶤra* < *sŏcru*, *sŏcra*.

4. In *nötχ* < *nŏcte*, *öly* < *ŏc(u)lu*; *öly* könnte ev. auch aus dem Plural übertragen sein, vgl. Pkt. 1. – *ŏcto* ergab *ǫt* 8 (in Livigno *ötχ* < **ŏcte*).

5. In *fŏcu* > *fök*, *lŏcu* > *lök*, *jŏcu* > *žök*, *pŏst* > *pö*. – *rőza* < *rŏsa* ist aus lomb. *rőza* entlehnt (in Bormio heißt sie *rǫ́za*); denn in Livigno und Trepalle wachsen keine Rosen.

15. In allen andern Fällen wird *lat.* ŏ (= vulgärlat. ǫ) *zu offenem* ǫ: *cŏr* > *kǫr*, *cŏrvu* > *kǫrf*, *cŏrnu* > *kǫrn*, *hŏrtu* > *ǫrt*, *mǫrt*, *kᵘatǫ́rdaš* 14, *fǫrt*, *fǫ́rtsa*, *ŏssu* > *ǫs*, *grǫs*; Suffix *-ǫt* < *-ottu*: *šiblǫ́t*, *šimiǫ́t* Schlingel (Abl. von ital. *scimmia*), **plŏvit* > *plǫf*; *nŏva* (fem. zu *nŏvu*) > *nǫ́a*, *rŏta* > *rǫ́da*, *ex-vŏlat* > *žgǫ́la*, **nŏra* (statt *nŭru*) > *nǫ́ra*.

6. Vulgärlat. ọ

16. Lat. ō, ŭ (= vulgärlat. ọ) wird zu ö (geschlossen):

1. Wenn die folgende Silbe ein i, e = i̯ enthält: *cicōnia* > *tšigőnya*, *cŭneu* > *köny*, *fōria* > *šfőᶤra* Durchfall (vgl. engad. *sfuira*, puschlav. *sfoira*), **pavōrea* REW > **p(a)ōria* > *pőᶤra* Furcht, **carōnia* Aas REW > *karőnya* Dreckfink, schmutziger Kerl, Suffix *-ōnea* > *-őnya*: *reštelőnya* heißt die Frau, die beim Heuen recht, Abl. von *restẹ́l* Rechen < *rastĕllu*. – Hierher zu stellen ist vielleicht *őbri* Euter (= Semogo u. Bormio), das auf eine Mehrzahl **ŭbĕrī* (mit ŭ statt ū) zurückgehen könnte.

2. Wenn die folgende Silbe gi, ge enthält: *axŭngia* > *söndža*, *ŭngĕre* > *őndžar* (neben *untér* § 17, 2).

3. In der Verbindung *-ŭc(u)lu* > *-őly* (vgl. Pkt. 1): *genŭc(u)lu* > *žönőly*, *pedŭc(u)lu* mit Assimilation von *d–l* > *l–l* > **p(e)-loclo* > *plöly* Laus (vgl. engad. *pluoly*).

4. In *dö*[i] zwei (mask.) < **dŭī* – aber fem. *dóα*.

17. Lat. ō, ŭ wird zu *u*:

1. Wenn -li- darauf folgt: **bǫliu* REW > *buly*; zu *múlyα* vgl. noch Pkt. 3.

2. In der Gruppe *-ŭnct* (vgl. § 103, 2): *ŭnctu* > *unt* (irgendein) Fett (davon abgeleitet *untér* einfetten, schmieren), *pŭncta* > *puntα* fem. 1. Spitze – 2. kleiner spitziger Pfahl. Vgl. dazu § 103, 2.

3. In doppelter labialer Umgebung in *mōbĭlia* REW > *múlyα* (vgl. *mólya* in Bormio); vgl. noch § 41, 1.

18. In allen anderen Fällen ergibt *lat. ō, ŭ geschlossenes o*: *orα*, *dódαš* 12, *fŭrnu* > *forn*, *flor* (*del lẹtχ*) Rahm (der Milch), *fórkα*, *fórkolα*, *ŭrsu* > *orts*, **tŭrbŭlu* REW > *tórbol*, *sōle* > *sol*, *sōlu* > *sol*, *dŭlce* > *doltš*, **dĭscŭlceu* > *deškólts* barfuß, **bajŭlōne* (Abl. von *bajulus*) > *bα*[i]*lóŋ*, *cŭbat* > *kóα*, *scōpat* > *škóα* (*lα fémα lα škóα lα štúα* = die Frau kehrt die Stube aus), *jŭvĕne* > *žon*, *gótα*, *gotér*, *króštα*, *deōrsu* > **diōso* > *dyo* (das sogar bis zu *o* vereinfacht wird) hinab, unten; es ist also (im Gegensatz zum Italienischen *su – giù*) *dyo* von *su* hinauf, oben < *sūsu* für *sūrsu*) getrennt; vgl. mailändisch *sü – džo*, venezianisch *su – źo*. – *bókα*, *crŭce* > *kroš*, *nŭce* > *noš*, *vōce* > *oš*, *spō(n)su* > *špos*, *špózα*.

7. Lat. ū

19. Lat. *ū* blieb als *u* erhalten: *brut*, *dur*, *fūne* > *fum* Strick, *lúnα*, *madúr*, *mizúrα*, *mul*, **mūsu* > *mus* Maul, Abl. *muzαrőlα* Maulkorb, *palú*, *plu*, *pūlĭce* > *púlαš*, *sĕcūre* > *sigúr* Beil, *sēcūru* > *sigúr* sicher, *obscūru* > *škur*, *uŋ*, *únα*, Suffix *-ūme* > *-um* (*šternúm* Streu, Abl. von *štẹ́rnαr* streuen < *stĕrnĕre*), Suffix *-ūra* > *-úrα* (*kornαdúrα* Gehörn), *ūstiu* > *uš* Tür.

őbri Euter geht eher auf **ŭbĕrī* als auf *ūbĕre* zurück; vgl. noch § 16, 1.

Über *nūbĭla* > **nībŭla* > *níolα* (*nyíolα*) vgl. § 120.

8. Lat. au

20. Sowohl primäres lat. au als auch sekundäres au ist zu *ǫ* geworden:

a) *graula* > *grǫ́lα*, *laudat* > *lǫ́dα*, *raucu* > *rǫk*, *tauru* > *tǫr*.

b) *avĭca* > **auca* > *ǫ́kα*, *capu* > **cavu* > **cau* > *kǫ* Stück Vieh (lomb. *ko*), *parabŏla* > **paraula* > *parǫ́lα*, *tabŭla* > **taula* > *tǫ́lα* Blech.

c) *aquĭla* mit Attraktion des halbkonsonantischen u > **au-g(ᵘ)ila* – vgl. dazu lat. *aqua* > **augua* in Oberitalien, Rätien und Südfrankreich (*Meyer-Lübke*, Gramm. der roman. Sprachen, I. Bd. (1890) § 275 und *Ascoli*, Arch. glott. it. I, 300) oder lat. *placuit* > **plaugue* > altportug. *prougue*, *Vacua* > *Vauga* (in einer Urkunde aus dem Jahre 883) > portug. *Voŭga* Flußname (Jos. *Huber*, Altportugies. Elementarbuch. 1933, §§ 21; 82, c; 181, 2) – mit Suffixwechsel > **augŭla* > *ǫ́gola* Adler (ebenso in Semogo u. Bormio), wenn in dem Wandel von *i* > *o* nicht etwa noch der Einfluß des u zu sehen ist. Die Erklärung von Th. *Elwert* (Die Mundart des Fassa-Tals. Heidelberg 1943, S. 27): „*aquila* > **acuila* mit Ausfall des i > *ágola* (nonsbergisch) > *ógola* in Bormio" ist abzulehnen, weil sie den Wandel *a* > *ǫ* nicht erklärt.

d) Über *paucu* > *pok* und *paupĕre* > *por* (*pur*) mit geschlossenem *o* vgl. § 30.

II. Vokale vor dem Hauptton

1. Lat. a

21. Im *Wortanlaut* ist vortoniges lat. a

1. zu *e* geworden, wenn die folgende Silbe ein e oder i enthält (also eine Art Assimilation): *anĕllu* > *enę́l*, *acētu* > *ęžé*, **axīle* REW > *ęšíl*, *adjūtare* < **aitare* > *eⁱdér*. Aber: **aciale* > *atšál*. Beim Verbum **altiare* > *altsér* (heben) haben die stammbetonten Formen den Ausschlag gegeben;

2. zu *i* geworden in *iŋkṓⁱ* (*intχṓⁱ*), wenn es aus *hanc hŏdie* abzuleiten ist und nicht etwa dem Lombardischen entlehnt ist, wo z.B. im Mailändischen jedes an + Konsonant zu *in* wird. Vgl. *Salvioni*, Fonetica del dialetto moderno della cittá di Milano. 1884, p. 91;

3. geschwunden (sog. Aphärese) in: **acūtiare* > *gutsér* schärfen, **ascŭltare* > *školtér* zuhören, **haubūtu* (vgl. § 60, 2, g) > *bu* neben *abú* gehabt, *bandonér* verlassen < ital. *abbandonare*, **aspĕctare* REW 3039 > *špeⁱtér*, *abscŏndere* > *škóndᵃr* verstecken.

In *mórka* Buttersatz (= Hefe) < *amŭrca*, *gúdya* Nadel < **acūc(u)la* (ital. *guglia*) und *sṓndža* Schmiere < *axŭngia* konnte das anlautende a leicht als zum Artikel gehörig aufgefaßt und abgetrennt werden.

22. Im *Wortinlaut* ist vortoniges lat. a

1. in der Anlautsilbe ca- zu *ke-* geworden, wenn in der folgenden Silbe ein betontes *e* erscheint (also eine vollständige Assimilation

von *a–e* > *e–e*): *catēna* > *kedéna*, Abl. davon *kedenę́tš* (ital. catenaccio), *canĭstru* > *kenéštro*, **capĭtia* > *kevétsa*, *kešét* und *kešeta* Abl. von *kaša*, *caseariu* > *kežéⁱr*, *trevérts* < it. *traverso*. Aber: *kadúk*, *kanál*, *kavál*, *kanyǫ́l*. – In *kalkéⁱra*, *kalkę́ny*, *kaltšína*, *kaldéⁱra* Kessel < *caldāria* scheint das *l* den Wandel zu *e* verhindert zu haben. In *kargér*, *saltér*, *palpér* haben die stammbetonten Verbalformen das *a* auch in den endungsbetonten Formen gehalten. – Zu *eⁱrǫ́la* und *keⁱrő́l* vgl. § 2, 5;

2. zu *i* geworden, wenn die nächste Silbe ein *i* enthält (also vollständige Assimilation von *a–i* > *i–i*): *cammīnu* > *kimíŋ*, *kiminér* (ital. *camminare*), *captīvu* > *kitíf* (ital. *cattivo*), *catīnu* Napf > *kidíŋ* Krug (poschiav. *kadíŋ*);

3. zu *o* geworden vor dem *o* der folgenden Silbe (Assimilation von *a–o* > *o–o*): **rationare* > *rožonér* reden;

4. zu *ö* geworden vor dem *ö* der folgenden Silbe (Assimilation von *a–ö* > *ö–ö*): *caseŏlu* > *köžő́l*. Aber: *phaseolu* > *fažő́l*;

5. zu *u* geworden: in *lacerta* > *lužę́rta* (vgl. it. *lucerta*, lomb. *lügerta*);

6. geschwunden in: *cavare* > *kār*, *lavare* > *lār*, *labōre* > *lor*, *laborare* > *lorér*, **pavōrea* > *pőⁱra*, **sapēre* > **savér* > *sȫr*, *sapōre* > **sa(v)ór* > *sōr*, *sapōne* > **sa(v)ón* > *soŋ*. – it. *carestia* > *kreštía*;

7. sonst erhalten geblieben: *batály* < *batt(u)aculu*, *badíl* < **batīle* REW, *fradę́l*, *pagér*, *paré*; auffallenderweise in *fanély*, trotz der unbetonten Stellung zwischen zwei Labialen; dasselbe (*fam-*) ist auch der Fall in Zuoz, im Bergell, in Savogno, Gordona, vgl. *Stampa*, Der Dialekt des Bergell. 1. Teil. Aarau 1934, S. 66.

2. Vulgärlat. e (= lat. ae, ĕ, ē, ĭ)

23. Im *Wortanlaut* ist vortoniges vulgärlat. e:

1. geschwunden: *aestate* > *šta*, *aestimare* > *štimér*, **haerentare* > *rentér*, **aequal-īvu* > *gᵘalíf*, **haediŏla* > *zǫ́la*, *ĭst(u) ĭpsu* > *štes*, *ĭnĭmīci* > *nemíš* und *nimíš* (aus dem Plur. in den Sg. übertragen), **hirŭnd-ŭla* (vgl. *Meyer-Lübke*, Rom. Gr. II, 472) > *róndola*, **erīciu* > *ritš*, *eclēsia* > *dyéža*;

2. zu *a* geworden: *haerente* > *arént*, **incūgĭne* > *aŋkúdyan*; *ar(t)séⁱra* (gestern Abend) gegenüber *eⁱr* < *hĕri*.

24. Im *Wortinlaut* ist vortoniges vulgärlat. e:

1. zu *a geworden* (vor r): a) vielleicht infolge Ferndissimilation von *e–é* > *a–é* in *mĕrĕnda* > *marénda*, *mĕrĕndare* > *marendér*, *mĕrcatu* > *markę́*, **sĕrrare* REW > *sarér*. – b) vielleicht infolge Fernassimilation von *e–á* > *a–á* in it. *mĕrcante* > *markánt*, *gen-*

tiana > *antsána*. Schon vulgärlat. Fernassimilation liegt vor in *salvádik* < *salvaticu* < *sĭlvatĭcu* REW 7922. – c) in **sĭnglŭttu* REW (statt *sĭngŭltu*) > *saŋglót* Schlucken, Schluchzer (vgl. engad. *sangluot*, franz. *sanglot*), *sĭlĭceu* > *saritš*;

2. zu *i* geworden: a) vor dem *i* der folgenden Silbe (Fernassimilation von *e–i* > *i–i*): **vecīnu* > *vižiŋ*, *vĕssīca* > *visía*, *vestīre* > *vištir*. – b) vor dem *u* der folgenden Silbe: *mē(n)sūra* > *mizúra*, *nec unu*, *-a* > *nigúŋ*, *nigúna* neben *negúŋ*, *negúna*, *sĕcūre* > *sigúr* Beil, *sēcūru* > *sigúr* neben *segúr*; aber *mĭnūtu* > *menú* 1. Minute, 2. fein (*farína menúda*). – c) *plĭcare* > *pligér* (vgl. franz. *plier*), **caecŏrbŭla* > *šigǫ́rbola* (vgl. bergamask. *sigórbola*), *dĭgĭtale* > *didál* (vgl. katalan. *didál*), **lĭgĭcare* > *likér*, **strĭgĭcare* > *štrikér*;

3. zu *ö* geworden vor folgendem *ö* (vollständige Fernassimilation): *genŭc(u)lu* > *žönő́ly*, **betŭlneu* (statt **betŭlnea* REW) > **betŭneu* > *bödő́ny*, *mīrabĭlia* > **merabĭlia* REW > **mervélya* > *mörő́lya*, ebenso *prīmavēra* > **prĭmavēria* > **permöria* > *pörmő*^{i}*ra*, *böző́ny* = ital. *bisogno* (franz. *besoin*) < *sonium* Sorge oder „vielleicht aus got. *bisunja* Fürsorge" (*Meyer-Lübke* REW 8089 a);

4. zu *o* geworden vor m: in *de mane* > *domáŋ*, *demĕntĭcare* > *domentigér*; bei *erēmīta* > *romít* Pilger (it. *romito*) hat wohl auch der Gedanke an Roma mitgespielt;

5. zu *u* geworden in *levare* > *luér* heben, züchten (ital. *allevare*). Aus den endungsbetonten Formen ist das *u* dann in stammbetonte Formen übertragen worden: *al lúa al sol* = die Sonne geht auf;

6. geschwunden in **dērēctu* REW > *dre*^{i}*t* (vgl. ital. *dritto*, engad., friaul. *dret*, franz. *droit*), *bréta* Mütze < engadin. *breta* oder ital. *berretta*, *de rĕtro* > *dre* in *dedré*, *sĕptimana* > *štemána*.

3. *Lat. ī*

25. Lat. vortoniges ī ist im Wortanlaut und im Wortinlaut

1. erhalten geblieben: in *hībĕrnu* > *ivę́rn* und *invęrn* (nach it. *inverno*), *fīlare* > *filér*, *finír*, *diré*^{i} ich werde sagen, **nīdīnu* (Abl. von *nīdu*) > *niŋ* Nest, **tīmone* REW 8625 > *timóŋ*, **tīrare* > *tirér*, *tšiŋk*^{u}*ánta*, *šiblér*, *šiblǫ́t*, **trītare* > *tridér*;

2. zu *e* geworden: in **fīlatura* (Abl. von *fīlu*) > *feladúra*, *mīrabĭlia* > **merabĭlia* > *mörő́lya* (vgl. § 24, 3), **prīmavēra* > **premavēria* > *pörmő*^{i}*ra* (vgl. § 24, 3);

3. zu *u* geworden: in **līmāca* (statt *līmāce*) > *lumága*, wenn es nicht erst aus it. *lumaca* übernommen ist.

4. *Vulgärlat. o (= lat. ŭ, ō, ŏ)*

26. Im *Wortanlaut* ist vortoniges vulgärlat. o

1. als *o* erhalten in *odōre* > *odór*, *ombría* Abl. von *ŭmbra*, *otóbri*;

2. geschwunden in: *obscūru* > *škur*, *ŏpĕrcŭlu* > *vérklo*.

27. Im *Wortinlaut* ist vortoniges vulgärlat. o

1. erhalten in *pŭlmōne* > *polmóŋ* Lunge, *fondátš* Abl. von *fŭndu*, *ožér* schreien (vgl. ital. *vociare*), Abl. von *oš* < *vōce*, *fŭllone* > *folóŋ*, *forér*, **nŏtare* (statt *natare*) > *nodér*, *node*^{i}*r*, *noémbri*;

2. zu *i* geworden: a) durch Assimilation in *sŭbtīle* > *sitíl*, ebenso in Albosaggia und Tresivio in der Valtellina. – b) durch Dissimilation in **bunione* (Abl. von gall. **buña* REW) > *binyóŋ* Beule, **nŭceŏla* > *nitšǫ́la* Haselnuß (zum *i* vgl. ital. *nicciŭola*, lombard. *nišōra* u.a.); REW 5980 schreibt: „Das -i- ist nicht erklärt";

3. zu *u*: in *žugér* < *jŏcare*, *bōtĕllu* > *budę́l*, *prōdīre* > *pruír*, *cognatu*, *-ata* > *kunyę́*, *kunyéda*;

4. zu *o* bzw. *u*: *bofér* neben *bufér*, *formá*^{i} neben *furmá*^{i}, *krompér* neben *krumpér*, *kortę́l* – *kurtę́l*, *košíŋ* – *kušíŋ* u.a. Das *o* ist vor und nach dem Hauptton eben so geschlossen, daß man oft *u* statt *o* hört oder zu hören glaubt;

5. geschwunden: in **corrŏtare* > *krodér*.

5. *Lat. ū*

28. Vortoniges lat. *ū* ist:

1. in der Regel erhalten: *accūsare* > *kuzér*, *rūspare* > *rušpér* zusammennehmen (it. raccogliere);

2. ausnahmsweise zu *i* geworden: in *finatšǫ́l* Strick, Abl. von *fūne*; infolge Ferndissimilation (§ 118, 10) in *būtūru* > *bidúl* (§ 117, 5) und **co(n)sūtūra* > *kozidúra*;

3. geschwunden: in *adjūtare* > **aitar* > *e*^{i}*dér*.

6. *Lat. au*

29. Im *Wortanlaut* wurde vortoniges lat. au:

1. zu *a*: in *aŭgŭstu* > *agŭstu* (vgl. *Meyer-Lübke*, Einführung 54) > *agóšt* August (Monat), *aŭsĭcare* > *aškér*;

2. zu *o*: in *aurĭcŭla* > *orélya*, **aucĕllu* (für *avĭcellu*) > *oltšę́l*;

3. zu *al*: in *autŭmnu* > *altǫ́ny* (vgl. dazu *altoin* und *altony* in Poschiavo und *altón* in Enneberg und Abtei;

4. geschwunden: in *auscŭltare* > *ascultare* (vgl. Pkt. 1) > *školtér*.

30. Im *Wortinlaut* wurde vortoniges lat. au zu o: *caumare* > *komér*, **exaurare* > *šorér* lüften, auskühlen (z.B. *lágala šorér*! Laß sie (die Suppe) auskühlen!), *gaudēre* > *godér*, *pausare* > *posér*, **taurūcea* > *torútša*. Hierher zu stellen sind auch *paucu* > *pok* und *paupĕre* > *por* (*pur*), weil sie in Verbindung mit einem Subst. (z.B. *por* $d^{i}a^{u}l$) in vortoniger Stellung sich befinden.

III. Vokale zwischen Neben- und Hauptton

31. Die lat. Vokale zwischen dem Nebenton und dem Hauptton des Wortes sind:

a) *erhalten*: in *menadúra* Viehgespann (Abl. von *mĭnare* Vieh treiben), **co(n)sūtūra* > *kozidúra*, *kornadúra* Gehörn, *muzarṓla* Maulkorb (Abl. von **mūsu* Maul), *botežíŋ* (Abl. von *bŭtte*), *vermežíŋ* Regenwurm (Abl. von *vĕrme*). – *macĕrare* mürbe machen > *mažarér* (*i tartúfol*) kochen (die Kartoffeln), *machinare* > *mažənér* mahlen (Kaffee), **dēĕxcitare* > *dešedér*, **mĭscĭtare* > *mešeder*, **moventare* > *moentér*, *blastĭmare* > *blaštemér*, **hĭrpĭcare* > *erpigér*, *mastĭcare* > *maštigér*, *aestĭmare* > *štimér*;

b) *geschwunden*: in *càrĭcáre* > *kargér*, **comĭnĭtiare* > *komentsér*, *sàrcŭláre* > *sarklér*, *sàtŭráre* > *sadrér*, *sībĭlare* > *šiblér*, **lĭgĭcare* > *likér*, *mirabília* > *mõrṓlya* (vgl. § 24, 3), *larĭcatu* > *largę́*, **sedentare* > *sentér*, *a(d)jūtare* > **aitar* (vgl. altital. *aitare*) > e^{i}*dér*.

IV. Vokale nach dem Hauptton

a) Auslautvokale der Paroxytona und Proparoxytona

1. Lat. -a

32. Auslautendes lat. a blieb als α erhalten: *bárba*, *fláma*, *kábra*, *lána* – *mániga*, *lugéniga*, (*in*)*doméniga*, *carrĭcat* > *kárga*.

In Analogie zu dem Auslaut der Adverbien *de sŭpra* > *dazóra*, *fŏras* > *fóra* ist -α dann auch an andere Adverbien angehängt worden: *dŭnc* > *dóŋka* (vgl. schon vulgärlat. *dunqua* in Anlehnung an *umquam*, altital. *dunqua*, *donqua*), *insemul* > *inséma* (ital. *insieme*), *volanté*^{i}*ra*, *indónta* neben *indónt*.

2. Lat. -ŭ (-o)

33. Auslautendes lat. *-ŭ* (*-o*) ist

1. im allgemeinen geschwunden: *manu* > *maŋ*, *pannu* > *pan*, *annu* > *an*, *cal(ĭ)du* > *kalt*; *ŏcto* > *ǫt* 8;

2. als *o* erhalten nach Konsonant + r, l und nach rl: *altĕru* > *altro*, *cĭrcŭlu* > *tšérklo*, *ŏpĕrculu* > *verklo*, *mĕrŭlu* > *mẹ́rlo*, *gĕrŭlu* > *žẹ́rlo*, *mágro*; *satŭr* > *sádro*;
3. als *i* erhalten in: *dŭplu* > *dóbli* (fem. *dóblia*). – In folgenden Beispielen scheint das lat. unbetonte i (e) erhalten zu sein: *prĕtiu* > *préži*, *insŏmniu* > *insómi*, *ŏlĕu* > *ǫ́li*.

3. Lat. e

34. Auslautendes -e ist

1. gefallen: *sĕpte* > *sẹt*, *bĕne* > *beŋ*, *lume* > *lum*, **batīle* > *badíl*;
2. Auslautendem *-er* entspricht nach Konsonant *-ri* in: *semper* > *sémpri*, *setémbri*, *otóbri*, *noémbri*, wenn nicht etwa **-briu* für *-ber* anzusetzen ist (vgl. REW).

4. Lat. -ī

35. Auslautendes lat. -ī hat vor seinem Verschwinden Mouillierung bzw. den Wandel von ẹ > *e* (*u* > *ü*) bewirkt: *caballī* > *kavály*, *kepély* (Sg. *kepẹ́l*), *pany* (Sg. *pan* < *pannu*), *tütχ* alle (it. tutti) *tanti* > *tentχ*, *quantī* > *kᵘentχ*.

b) Mittelvokale der Proparoxytona

1. Lat. a

36. Der Mittelvokal a wurde zu *o*: in *cannăpu* > *kánof* Hanf (wegen des folgenden Labials?); es könnte vielleicht auch Ferndissimilation von *á–a* > *á–o* mitgespielt haben, wobei der folgende Labial noch mitgewirkt haben mag.

2. Lat. ĭ, ĕ

37. *Erhalten* geblieben sind die Mittelvokale *ĭ*, *ĕ*

1. als *a*: in der Endung *-́ĭce*: *calĭce* > *kálaš*, **fŏrbĭce* > *fǫ́rbaš*, *ĭndĭce* > *léndaš*, *pŏllĭce* > *pǫ́laš*, *pūlĭce* > *púlaš*; in *-́dĕcim*: *úndaš*, *dódaš*, *trédaš*, *kᵘatǫ́rdaš*, *kᵘíndaš*, *sédaš*; vor n: *asĭnu* > *ázan*, *ázana*, **incūgĭne* > *aŋkúdyan*, *hŏmĭne* > *óman* (*ómen*), *pĕctĭne* > *pétχan*, *pítšan*, fem. *pítšana*; *caespĭte* > *tšéšpat*, *amĭta* > *lámada*; *gĕnĕru* > *žénar*; in der Infinitivendung *-ĕre*: **bragĕre* > *brẹ́ar*, *kǫ́žar*, *krédar*, *kréšar*, *lĕgĕre* > *léžar*, *lúžar*, *nášar*, *škóndar*, *tšédar*, *tšẹ́rnar*, *tóndar*, *žémar*; **anĭtra* > *ánadra*; *sēcăle* > *ségal* (Livigno *séal*);
2. als i: in den Suffixen *-ĭcu*, *-ĭca* > *-ik*, *-iga*: *áštrik*, *erbádik*, **fītĭcu* (statt *fīcatu* REW) > *fídik* Leber, *mónik*, *sófrik* < **sul-*

frĭcu, *salvádik*, **hĭrpĭcu* > *érpik* – *mániga*, *doméniga*, **cŭtĭca* > *kódiga*, *lugéniga*, *móniga*; *acĭdu* > *ę̄ži*, *mŏrbĭdu* > *mǫ́rbi*. Aus dem Ital. entlehnt sind: *tímit*, *tímida* furchtsam, *úmit*, *úmida* feucht; *fátšil*, *difítšil*, *dę́bit*, *krę́dit*, *gǫ́mit*;

3. als o: in *aquĭla* > *ǫ́gola* (vgl. § 20, c).

38. *Geschwunden* sind die Mittelvokale *ĭ*, *ĕ* (= vulgärlat. e) in: *fēmĭna* > *féma*, **gállĭna* (statt *gallīna*) > *gálna*, *juvĕne* > *žon*, fem. *žóna*, *carrĭcat* > *kárga*, *mōbĭlia* > *mólya* und *múlya* (vgl. §§ 41, 1; 17), *stĕrĭla* (für *stĕrĭle*) > *štę́rla* (*úna váka* ~), *strĭgĭlat* > *štrölya*, *camĕra* > *kámbra*, **gĭmbĕru* REW > *žémbro*, *sexagĭnta* > *šešanta*, *septuagĭnta* > *setánta*, *pĭpere* > *pȫr*, *flēbĭle* > *flöl*; im Suffix *-ĭdu*: *fatĭdu* > *fat*, *marcĭdu* > *martš*, **mŭtĭdu* > *mot*, *nĭtĭdu* > *net*, *rancĭdu* > *rantš*; aber *acĭdu* > *ę̄ži*, *mŏrbĭdu* > *mǫ́rbi*.

3. Lat. ŭ

39. *Erhalten* geblieben ist der Mittelvokal *ŭ* als *o* in folgenden Wörtern:

-ŭla: *acĭdŭla* > *šígola*, *róndola*, *óygola*, *škándola*, *šigǫ́rbola*, *lužę́rtola*, **nībŭla* (statt *nūbĭla* REW) > *níola*.
-ŭlu: *cŭmŭlu* > *kómbol*, **tŭrbŭlu* > *tórbol*.
-cŭla: *fórkola*, *pégola*.
-cŭlu: *pascŭlu* > *páškol*, *brǫ́kol* (Abl. von **brocca* REW).

40. Geschwunden ist der Mittelvokal *ŭ* in folgenden Wörtern:

-ŭla: *fībŭla* > *fíbla*, *spatŭla* > *špála*, *sūbŭla* > *súbla*, *tabŭla* > **taula* > *tǫ́la*; *coagŭlat* > *kᵘálya*, *stragŭlat* > *štrálya*.
-ŭlu: *stabŭlu* > *štáblo*, *capŭlu* > *káblo*. – **fragŭli* > *fraly*.
-cŭla: *aurĭcŭla* > *orélya*, *coacula* > *kᵘálya*, *tenacŭla* > *tenę́lya*. – *macŭla* > *mádya*, *acūcŭla* > *gúdya*. – **vīscula* > *víškla*.
-cŭlu: *batt(u)acŭlu* > *batály*, *genŭcŭlu* > *žönöly*, *ocŭlu* > *öly*. – *cĭrcŭlu* > *tšérklo*, *opĕrcŭlu* > *vérklo*, **mūscŭlu* > *múšklo* Moos. – *mascŭlu* > *maštš* (< lomb.).

V. Verschiebung des lat. Haupttones

41. Interessant sind folgende Verschiebungen des lat. Haupttones:

1. bei Substantiven: *gallīna* > *gálna* Henne (vgl. dazu *gáŭna* in S. Maria Maddalena im oberen Addatal, Longa 78), *labīna* > **lávina* > **láina* > *lę́ⁱna* Erdsturz, Lawine (vgl. dazu *maju* > *mę́ⁱ*,

gaju > *gę^i*), *prŭīna* Reif, durch Einfluß von *brūma* REW 1335 und 6796 > **bróina* > *brő^ina* (vgl. **dŭī* > *dö^i* zwei; zum *br-* vgl. unterengad. *braïna*, franz. *bruine*), *rŭīna* > **róina* > *ró^ina* Einsturz, Erdsturz, *crībĕllu* > **críbĕllu* (unter Einwirkung von *crīblu* REW 2324) > *kríαl* Sieb, **medŭllu* (statt *medŭlla*) > *miol* Mark (vgl. dazu venez. *méola* < *medŭlla*), *mōbĭlia* > *mólyα* (*múlyα*) Vieh, **rapīcia* > **revícia* > **röitšα* (vgl. dazu § 10) > *rő^itšα* Rübenkraut;

2. bei Verben (Übergang von der lat. II. zur III. Konjugation): *lucēre* > *lúžαr*, *mŭlgēre* > *móldžαr*, *mŏrdēre* > *mǫ́rdαr*, *placēre* > *plážαr*, *tacēre* > *tážαr*.

B. Konsonantismus

I. Liquide

1. Lat. L

42. Im *Anlaut* blieb lat. l erhalten: *lanα*, *lak*, *lavare* > *lār*, *lŏngu* > *loŋk*, *lunα*, *lętχ* Milch, *letχ* Bett.

l > *n*: In *nentső́l* neben *lentső́l* < *lĭnteŏlu* kann ebensogut Dissimilation von *l–l* > *n–l* als auch Assimilation *l–n* > *n–n* vorliegen, wobei das *n* des unbestimmten Artikels *un lentsöl* mitgewirkt haben mag.

In ital. *lapis* > *ápis* Bleistift – ebenso in Livigno und im Mailändischen, vgl. *Salvioni* (vgl. § 21, 2) § 77 – ist das anlautende *l* als Artikel aufgefaßt und abgetrennt worden.

Der umgekehrte Fall, daß der bestimmte Artikel mit dem Hauptwort verschmolzen ist, liegt vor in: *lámαdα* Tante < *amĭta*, *léndαš* < *ĭndĭce* (vgl. engadin. *líndeš*, ebenso in Gröden).

43. In den Verbindungen *Konsonant + l im Wortanlaut* bleibt das l – wie in allen echt rätischen bzw. rätoromanischen Gegenden – erhalten:

1. pl-: *plaŋ*, *planíf*, *plántα* Baum, **placcare* > *plakér* verstecken, *placet* > *plaš*, *plēnu* > *pleŋ*, *plus* > *plu*, *plǫf*, *plő^vα*. Aber: **plētria* > *pédriα* (= Poschiavo) vermutlich nach *pedriöl* < *pledriöl* (§ 119, 2);

2. bl-: *blaŋk*, *-α*, *blasér* kauen, *blot* nackt, bloß < got. *blauts* REW (ital. *biotto*);

3. fl-: *flatare* > *fladér*, *flatu* > *flę*, *flāmα*, *flokér*, *lα flor* Rahm (der Milch), aber *al f^ior* die Blume < ital. *fiore*;

4. cl-: *clamare* > *klamér*, *clave* > *klāf*, **clappare* (zu *klapp* REW) > *klapér*, *clĭvu* > *klef*, *klótšα*. – **claria* > *tχé^irα* und **clariu* > *tχe^ir* können daher keine bodenständigen Wörter sein.

Vgl. lomb. *tšair* hell < **clariu*.– Eiklar (Eiweiß) heißt im Engadin *cler d'öv* (Pallioppi), in Mailand *ciar d'œuv* (*Angiolini*, Vocabolario milanese-italiano. Milano 1897);

5. gl-: **glacia* > *glę́tša*, *glętšér*, *glándola*. – *glarea* > *dyę́ra* ist daher Fremdwort, aus lomb. *džę́ra* übernommen.

44. Im Inlaut blieb lat. l ebenfalls erhalten:

1. zwischen Vokalen: *ála*, *filér*, *míla*, *púlaš*. Im Lombardischen dagegen ist *l* in dieser Stellung zu *r* geworden: *karamál* (in Bormio *karimál*) Tintenfaß (it. *calamaio*) ist daher aus dem Lombardischen entlehnt; wahrscheinlich auch *sĭlĭceu* > *sarítš* (§ 119, 3);

2. -li- wurde zu *ly*: **boliu* > *buly*, *famĭliu* > *famély*, *fŏlia* > *fólya*, *trĭfŏliu* > *trefóly*, *palea* > *pálya*, *mĕliu(s)* > *mely*, *mĕliore* > *melyór*, *taliare* > *talyér*; *oleu* > *ő́li* dürften mit der Sache aus engad. *ő́li* entlehnt sein. –
Auch -lli- wurde zu *ly*: *alliu* > *aly*, **molliare* > *molyér*, **pŭlliu* REW > *poly*; es wäre aber auch möglich, daß *poly* < *pŭllī* (Plur. zu *pŭllu*) entstanden und aus dem Plur. in den Sg. übertragen worden ist;

3. vor Konsonanten: *alt*, *álta*, *kalt*, *kálda*, *altro*, *-a*, *valtri* (= it. voi altri), *fal(t)s*, *faltš*, *doltš*, *dyalt*, *dyálda*, *folt*, *kolm*, *saltér*, *altsér*, *kaltšína*, *školtér*.

Geschwunden ist l vor Konsonant: in *sófrik* (*tsófrik*) < **sŭlfrĭcu* (Abl. von *sŭlphŭr*) und bereits im Vulgärlateinischen in -lne- > ne (= ni): *balneare* > *baneare* (vgl. *Meyer-Lübke*, Rom. Gr. I, 477) > *banyér*, **betŭlneu* (zu *betŭlla*) > *bödő́ny*;

4. nach Konsonanten *sab(ŭ)lōne* > *sablóŋ*, *sīb(ĭ)lare* > *šiblér*, *dŭplu* > *dóbli*, fem. *dóblia*, *conflatu* > *koflę́*. – Über -cl- vgl. § 99, über -gl- vgl. § 108;

5. lat. -ll- ergab

a) einfaches *l* in *balla* > *bála*, *bĕllu* > *bęl*, *botĕllu* > *budę́l*, *cŏlla* > *kǫ́la*, *cŏllu* > *kǫl*, *collŭvia* > *kolóbia*, *fŭllone* > *folóŋ*, *kavál*, *pĕlle* > *pęl*, *pŏllĭce* > *pǫ́laš*, *valle* > *val*;

b) *ly*: in *bŭllīre* > *bolyír* (= katalan., span.), *ĭllac* > *ilyá*, *eccu ĭllac* > *kilyá*; in *bolyír* könnte das *ly* von der 1. Pers. Sg. *bŭllio* aus übertragen sein;

c) geschwunden: in *bĕllī* > **bĕlī* > *be*ⁱ (Plur. zu *bęl*) = it. *bei*; vgl. dazu *kᵘa*ⁱ (*beŋkᵘá*ⁱ) < **quali* für *quales*.

45. Im *Auslaut* blieb lat. l ebenfalls erhalten *fĕl* > *fel*, *mĕl* > *mel*, *sal* > *sal*; im sekundären Auslaut. *abril*, *fil*, *sitíl*, *sol*, *tšel*.

2. *Lat. R*

46. Lat. r wird – außer vor s und in den Fällen des § 228, 2 (b, e, f) und 4, b – meist als Zäpfchen-r (nicht als Zungenspitzen-r) ausgesprochen, wie in Livigno. Manchmal hört man statt eines Zäpfchen-r geradezu einen velaren Spiranten, ähnlich dem deutschen *ch* in *och*, *uch*.

Es ist in allen Stellungen – mit Ausnahme von *rs*, *rt*, *rf*, *rl*, *rn* (vgl. § 47) – *erhalten* geblieben:

a) *Anlaut* *rām*, *rār* (*bošk rār* dünner, spärlicher Wald), *redónt*, *ritš*, *rǫk*, *rušpér*.

b) *Inlaut* *óra*, *séⁱra* – rr > *r*. *fĕrru* > *fęr*, *tęra*, *carru* > *kar*, *decŭrrente* > *degorént* – *ę́rba*, *part*, *škę́rpa* – *abrír*, *kábra*.

c) *Auslaut*: *dēr*, *štēr*, *dur*, *mur*, *caru* > *kār*, *cavare* > *kār*.

47. *Geschwunden* ist lat. r

1. vor *s*: in *fŏrsĭt* > it. *forse* > *foš* vielleicht (wie in Livigno), im Infinitiv mit angehängtem Reflexivum *sē* (z. B. it. *-ársi* > *-ę́s*): **sedentare-se* > *sentę́s* sich setzen (*sentér* setzen); vor dem *s* wird das geschlossene *e* zu offenem *ę*. – *vestīre-se* > *vištís* (it. *vestirsi*);

2. vor *t*: *dęt* (Longa 29) = it. *darti* (*dēr* geben; man beachte *e* > *ę*);

3. vor *f*: *dęf* (Longa 29) = it. *darvi*; ebenfalls *e* > *ę*;

4. vor *l*: *krompę́l* = it. *comprarlo*, *klamę́la* = it. *chiamarla*; ebenfalls *e* > *ę*;

5. vor *n*: *bŏ̄n* < *bŏ̄rn* = it. *berne* = *beverne* davon trinken, *kān* < *kārn* = it. *cavarne*.

II. *Nasale*

1. *Lat. M*

48. Lat. m ist in allen Stellungen – mit Ausnahme von mn, vgl. § 49, 1 – erhalten geblieben:

a) *Anlaut*: *mal*, *malyér*, *mǫrt*, *mūr*.

b) *Inlaut*: *klamér*, *kǫ́ma*, *lámada*, *fumér*. – mm > *m*: *flȃma*, *mȃma*. – *kamp*, *temp*, *plŭmbu* > *plomp*.

c) *Auslaut*: *fum* Rauch, *fame* > *fom*, *sŭm* > *som*.

49. Lat. -mn- wurde:

1. zu *ny*: *damnu* > *dęny* (vgl. katal. *dany*, span. *daño*), vgl. § 1, 1. *sŏmnu* > *sǫ̈ny* (vgl. span. *sueño*), *autŭmnu* > *altǫ̃ny* (span. *otoño*), vgl. § 29, 3;

2. zu mm > *m* assimiliert: in *insŏmniu* > *insómi* Traum (vgl. engad. *insömmi*), *insomię́s* träumen, *femĭna* > **femna* > *féma* Frau.

2. Lat. N

50. Im *Anlaut* ist lat. n

1. erhalten geblieben: *nadál, nášar, naz*ę́*la, nazér, nef, ne^{i}r, nǫ́ra*;

2. zu *ny* geworden: in *nĕc* > *nyę, nēquu(s)* REW 5895 > *nyęk, nyíola* neben *níola* < **nībŭla, nyúka*. – *nyent, nyę́ŋka, nyǫk* stammen aus it. *niente, neanche, gnocco*;

3. geschwunden: in *nŭmerare* > *ombrér* zählen (vgl. nonsberg. *ombrár*).

51. Im *Inlaut* ist lat. n

1. erhalten geblieben zwischen Vokalen und vor Dentalen: *farína, lána, lúna, menér, úna* – *grant, gránda, k^{u}ant, tant, plánta*. – nn wurde zu *n*: *annu* > *an, bĕnna* > *béna, *ingannare* > *iŋganér, pannu* > *pan*;

2. zu *ŋ* geworden vor lat. c und g: *branca* > *bráŋka, concha* > *kóŋka, iŋganér, óŋgola*;

3. geschwunden: a) in *con* und *in* vor Konsonanten in *conflatu* > *koflę́, consiliu* > *kosély* neben *konsély, koselyér* neben *konselyér, infĕrnu* > *ifę́rn* neben *imfę́rn* (wohl unter dem Einfluß des it. Kirchenwortes *inferno*), **insĕmel* (für *insĭmul*) > *iséma* neben *inséma* (it. *insieme*; *tütχ iséma* alle zusammen), *in sīc* > *iší* neben *inší* so, *in* > *i* (*i štua, int i Liviny*). – b) infolge Assimilation: in *femĭna* > *féma, insŏmniu* > *insómi* (vgl. § 49). – c) in *bŏni* > *boi* (Plur. zu *boŋ* < *bonu*).

52. Lat. *-gn-* ergab *ny*: *cognescĕre* (für *cognōscĕre*) > *konyéšar, cognatu* > *kunyę́, kunyéda, pŭgnu* > *pony, ponyéda*.

53. Die Lautgruppe *-ni-* bzw. *-ne-* (= *ni*) ergab

1. *ny*: *calcaneu* > *kalkę́ny, cavaneu* > *kavány, companio* > *kompány, cŭneu* > *köny, juniu* > *žuny, scrīniu* > *škriny, pīnea* > *pinya*. – *ba(l)neare* > *banyér, *betulneu* (zu *betulla*) > *bödöny*, vgl. § 44, 3;

2. *ni*: in **stĕrniu* REW > *štę́rni* Boden (vgl. dazu tessin. *stierni*, piemont. *sterni*);

3. *ly*: in *araneu* > *arály* (Livigno *raly*), vielleicht infolge Fernassimilation von *l'arany* > *l'arály*;

4. *geschwunden*: in *seniore* > **siore* (vgl. friaul. *sior*) > *šor* (fem. *šóra*).

54. Lat. n, das infolge des Schwundes der Auslautvokale in den *Auslaut* zu stehen kam, wurde

1. zu *ŋ*: *bĕne* > *beŋ, bŏnu* > *boŋ, fēnu* > *feŋ, manu* > *maŋ, pane* > *paŋ, plēnu* > *pleŋ, *sĕcūrīnu* > *siguríŋ* kleines Beil, *unu* > *uŋ, vīnu* > *viŋ*;

2. zu *ny*: in *venit* > *veny* (statt *veŋ*) – sowie in *tenet* > *teny* (statt *teŋ*) – in Analogie zur 1. Pers. Sg. *vényi*, *tényi* (ich komme, ich halte);

3. zu *m*: a) vor *p* und *f*: in *l'am pasę̌* das verflossene Jahr, *imfę́rn* (§ 51, 3) – b) in *fūne* > *fum* Strick;

4. geschwunden: in non > *no*; über in > *i* vgl. § 51, 3.

III. Labiale

1. Lat. P

55. Lat. p blieb *erhalten*:

1. im *Anlaut*: *pan*, *paŋ*, *petχ*, *pleŋ*, *pra*, *prim*, *plu*;

2. im *Inlaut* nach und zwischen Konsonanten: *érpik*, *erpigér*, *comperare* > *krompér*, *vĕspa* > *vĕšp* (mask.) Wespe (vgl. *viášp* in Dissentis), *implenír* füllen.

pp > *p*: **cĭppu* > *tšep*, *cŭppa* > *kópα*, **ex-clappare* > *šklapér*, *klapér*, *krapp* (vorrömisch REW) > *krap* Fels, *štopíŋ* Abl. von *stŭppa*;

3. im Auslaut nach Konsonant: *kamp*, *temp*; zu *krap* und *tšep* vgl. Pkt. 2.

56. Lat. p wurde zu *b* im Inlaut in der Verbindung pl, p(u)l, pr, p(ĕ)r > *bl*, *br*: *dŭplu* > *dóbli*, *cap(ŭ)lu* > *káblo*, **cap(ŭ)lare* > *kablér*, *capra* > *kábrα*, *αbríl*, *αbrír*, *jenĭp(e)ru* > *dyenébri*.

57. Lat. p wurde zu *v* im Inlaut zwischen Vokalen: *apĕrtu* > *αvę́rt*, *epĭscopu* > *véškof*. – *kαpír* ist also aus ital. *capire* entlehnt.

58. Lat. p wurde zu *f* im Auslaut nach Vokal: *ape* > **ave* > *af* (wie *avu* > *af*), *praesēpe* > *perzę́f* Krippe, *saepe* > *sef* Zaun (wie *sēbu* > *sef*), *cannăpu* > *kánof*, *epĭscŏpu* > *véškof*.

59. *Geschwunden* ist lat. p:

1. im *Inlaut* zwischen Vokalen (über *-v-* vgl. § 57): *rapa* > **rava* > *rā*, **rapīcia* > **revícia* mit Akzentverschiebung > *rṓ^{t}tšα* Rübenkraut (§ 41), *copĕrta* > *koę́rtα* (aber *apĕrtu* > *αvę́rt* = Bormio), **sapēre* > **savere* (= altital.) > *sṓr*, *sapōne* > **savon* (vgl. unterengad. *savúŋ*) > *soŋ*, *scōpa* > *škóα*, *scōpare* > *škoér*, **tropare* > *troér* (falls es nicht von it. trovare stammt), *štúα* nach REW 3108 eine Abl. von **extūpare*, *adopĕrare* > **dovrér* (vgl. lomb. *dovrá*, obwald. *duvrár*) > *droér* (vgl. engad. *drovér*) und *roér* (mit Schwund des *d* vor dem Zäpfchen *-r*, § 123, 1), *nĕpōte* > *neót*, *neódα*, *pĭpĕre* > **pevre* > *pör* (wie *fĕbre* > **fevre* > *fṓr*); *paupĕre* > *pōr* ist vielleicht in Angleichung an den Gegensatz *šōr* (reich) entstanden; *o* aus au kann auch in unbetonter Stellung (vor dem Hauptton) entstanden sein (vgl. § 30);

2. im *Inlaut* in den Verbindungen pr, ps, pt: *de sŭpra* > *dezórɑ*, *dezór*, *ĭpsā* (*horā*) > *ésɑ* jetzt, *ĭst-ĭpsu* > *štes*, **capsea* > *kášɑ* Kiste, *captīvu* > *kitíf*, fem. *kitívɑ*, *scrīptu* > *škrit*, *sĕpte* > *sęt* 7, *sĕptĭmana* > *štemánɑ*, **captiare* > *katšér* jagen, *kátšɑ*.

2. Lat. B

60. Lat. b blieb erhalten:

1. im *Anlaut*: *bas*, *beŋ*, *boŋ*, *bošk*, *blaŋk*, *brętš*, *bráŋkɑ*;

2. im *Inlaut*:

a) nach Konsonanten: *bárbɑ*, *ę́rbɑ*, *ǫ́rbɑ*, *fǫ́rbɑš*, *tórbol*, *gámbɑ*, *sɑmbúk*;

b) zwischen Konsonanten: *setémbri*, *noémbri*, *dežémbri*, *ombríɑ*;

c) in der Verbindung be, bi vor Vokal: *habeat* > *áb*^{i}*ɑ* (it. *abbia*), *ráb*^{i}*ɑ* (it. *rabbia*), *rab*^{i}*ós*; vgl. noch german. *laŭbja* > *lǫ́b*^{i}*ɑ*;

d) in der Verbindung bŭl, bĭl > *bl*: *sūbŭla* > *súblɑ*, *sabŭlone* > *sɑblóŋ*, *sībĭlare* > *šiblér*;

e) in *otóbri* (§ 34), **ŭberī* (statt *ūbĕre*) > *ő̈bri* (vgl. §§ 16, 3; 19);

f) in bb > *b*: **gŭbba* > *gǫ́bɑ* (fem. zu *gǫp*), *sabbătu* > *sábɑt*;

g) nach au: in *rauba* (germ.) > *rǫ́bɑ* und nach *Gartner* Hb. 245 bis 246 in **haubūtu* (für *habūtu*) > *ɑbú*, *bu* (vgl. *abú* in Fassa, Gröden, Buchenstein, *but* in Friaul).

61. Lat. b wurde zu *v* im Inlaut zwischen Vokalen: in *hībĕrnu* > *ivę́rn*, *caballu* > *kɑvál*, *gɑváts* Abl. von *gabăta*, *de abante* > *devánt*. Wenn man *kɑvál*, *gɑváts* mit den sicher bodenständigen *cavare* > *kār*, *lavare* > *lār* vergleicht, ist man versucht, sie als Lehnwörter zu betrachten. Oder sollte zwischen dem *v* < b und dem *v* < v ein Unterschied bestanden haben?

62. Lat. b wurde zu *f* im Auslaut nach Vokalen: *bĭbĭt* > **beve* > *böf* (vgl. lat. p > f), *scrībĭt* > *škrīf*, *sēbu* > *sef*.

63. Lat. b wurde zu *p* im Auslaut nach Konsonanten: *ŏrbu* > *ǫrp* blind (fem. *ǫ́rbɑ*), *plŭmbu* > *plomp*; auch bb: **gŭbbu* REW 3755 > *gǫp* (fem. *gǫ́bɑ*).

64. *Geschwunden* ist lat. b

1. zwischen Vokalen (vgl. aber §§ 60, g; 61), besonders vor oder nach o, u: in *labōre* > *lōr* Ding, *labōrare* > *lorér*, **nībŭla* (§ 120) > *níolɑ* (vgl. venezian., lomb. *nívol*, it. *nivola*), *cŭbare* > *koér*, *per abŭnde* > *porón dɑ*, *diabŏlu* > *d*^{i}*a*^{u}*l*, *tabŭlu* > *ta*^{u}*l*, *labīna* mit Akzentverschiebung > *lę́*^{i}*nɑ* (§ 41) *mōbĭlia* > *múlyɑ* (§ 41).

In der Verbindung *ve* oder *ev* hat *v* aus b vor seinem Schwund den Wandel von *e* > *ö* bewirkt: *habēre* > *aver* > *ver* (vgl. obwald. *ver*) > *ȫr*, *bĭbĕre* > *bever* > *bȫr*;

2. im Inlaut in -br-: *fĕbre* > **fevre* > *för*, *februariu* > **fevrariu* > *föréⁱr*; in daneben vorkommendem *feréⁱr* (aber *fęréⁱr* Schmied < *ferrariu*) kann man vielleicht Fernassimilation an das betonte *e* von *eⁱ* erblicken;

3. in der Verbindung *bt* > *t*: *sŭbtu* > *sot*.

3. Lat. V

65. Im *Anlaut* ist lat. v

1. erhalten: *vákα*, *val*, *vely*, *vedę̄l*, *viŋ*;

2. durch *g* ersetzt worden: in *vŭlpe* > *golp*, **ex-volare* > *ggolér* fliegen (vgl. *žgolár* in Nonsberg u. Unter-Fassa); *vŏmĭtare* > *-omitér* erbrechen (vgl. it. *gomitare*, bergamask., friaul. *gomitá*); das *žt-* weist auf Entlehnung aus dem Italienischen;

3. v > *gᵘ* in vastare > *gᵘαštér* dürfte auf it. *guastare* zurückgehen;

4. geschwunden: a) vor *o*: in *vōce* > *oš*, Abl. davon *ožér* schreien, **vŏlĭs* > *ǫš* du willst, *volētĭs* > *olé* ihr wollt, *volta* > *ǫ́ltα* Mal, *un'ǫ́ltα* einmal. – b) vor *a*: in **variŏla* > *eⁱrǫ́lα* Blattern, Impfpusteln;

5. Auffällig ist der Schwund des anlautenden v im Infinitiv *venīre* > *nyur* (vgl. engad. *nyir*) und im Part. Perf. *venūtu* > *nyu*. Vielleicht ist *venīre* > **vnir* > **mnir* geworden (vgl. dazu piemont. *vnis* neben *mnis*, Zeitschr. f. roman. Phil. XXII, 475 u. Arch. glott. it. XVI, 490); **mnir* wäre dann zu **nyir* (= engad.) geworden, vgl. dazu -mn- > *ny* in § 49, 1. Ebenso schwierig ist das *u* von *nyur* zu erklären. Vielleicht ist es eine Rückbildung vom Part. Perf. *nyu* (= Ober-Comelico, Hb. 231) in Analogie zu den Formen der Verba auf *-ir*: Part. Perf. *-í*, fem. *-ídα* – Infinitiv *-ir* und darnach: Part. Perf. *nyu*, fem. *nyúdα* – Infinitiv *nyur*.

66. Im *Inlaut* zwischen Vokalen ist lat. v

1. erhalten: in *ava*, **cavaneu* > *kavány*, *captīva* > *kitívα*, *vívα* (fem. zu *vif*), *vívαr*;

2. geschwunden: in *cavare* > *kār*, *lavare* > *lār* (der Schwund des *v* in diesen Verben ist noch vor dem Wandel *-are* > *-ér* eingetreten), *lavat* > *lā*, *cavat* > *kā*, **fallīva* > *felíα*, *noémbri*, *gĭngīva* > *ženžíα*, *indīvīnare* > *indinér*, *nŏva* > *nǫα* (fem. zu *nǫf*), *jŭvĕne* > *žon*; it. *bravo, a* > *bráo*, *bráα*.

67. Im *Auslaut* wurde lat. v zu *f*: *avu* > *af*, *clave* > *klaf*, *clĭvu* > *klef*, **grĕve* (nach *lĕve*) > *gref*, *nĭve* > *nef*, *nŏvu* > *nǫf*, *ŏvu* > *öf*, *plŏvĭt* > *plǫf*, *vīvu* > *vif*, **aequalīvu* > *gᵘαlíf* (fem. *-ívα*), *captīvu* > *kitíf*; *cŏrvu* > *kǫrf*, *nervu* > *nyęrf*.

4. Lat. F

68. Im _Anlaut_ ist lat. f erhalten: _farína, fęr(t)s, filér, fom, fóra, fórka, forn, fǫ́rbaš, flor, fradę́l, fum._

69. Im _Inlaut_ ist lat. f:
1. erhalten: in _trĭfŏliu_ > _trefóly_, weil man sich der Zusammensetzung _tre_ + _foly_ stets bewußt war, so daß also f wie im Anlaut erhalten blieb.
ff > _f_: _*bŭffare_ > _bofér_ (_bufér_), _*exsŭfflare_ > _šoflér_;
2. zu _v_ geworden: in _orévaš_ Goldschmied (in Poschiavo _urévaš_), das natürlich kein bodenständiges Wort ist, sondern aus lomb. (mail.) _orêves_ entlehnt ist.

70. Im sekundären _Auslaut_ erscheint f: in _baf_ Schnurrbart < it. _baffi_, _ref_ Zwirn < it. _refe_, _štšaf_ Ohrfeige < lomb. _štšaf_ (it. schiaffo).

IV. Dentale

1. Lat. T

71. Im _Anlaut_ blieb lat. t erhalten: _tal, temp, tę́šar, tot, tridér._
In _trŏia_ > _rǫ́^{i}a_ Sau, Mutterschwein (neben _trǫ́^{i}a_) ist der Dental _t_ vor dem Zäpfchen-_r_ verstummt, vgl. dazu _droér_ > _roér_ § 123, 1.

72. Im _Inlaut_ blieb lat. t erhalten:
1. nach Konsonanten: _álta_ (fem. zu _alt_), _domentigér, fésta, k^{u}éšta, pǫ́rta_ (er) bringt, _lužę́rta, ortíga, šešánta, šortír._ – Auffällig ist _éndiga_, wenn es von _entheca_ REW stammen sollte;
2. zwischen Konsonanten: _entrér, kóntra, fenę́štra_;
3. in tt > _t_: _batály, gęt, ręt, rętíy, góta, gotér, tóta, žbátar_;
4. in den Verbindungen -lti-, -nti-, -rti- > _lts, nts, rts_: _*altiare_ > _altsér_, _absentia_ > _séntsa_ ohne, _*trĭdĕntia_ > _triéntsa_, _lĭnteolu_ > _lentsől_ und _nentsől_, _*abantiare_ > _vantsér_, (_š_)_komentsér_, _*fŏrtia_ > _fǫ́rtsa_;
5. in der Verbindung _-ntī_ > _ntχ_: _tantī_ > _tentχ_, _quantī_ > _k^{u}entχ_ (Sg. _tant_, _k^{u}ant_) und analog dazu lautet die Mehrzahl zu _grant_ (groß) _grentχ_;
6. in der Verbindung _-sti-_ > _štš_: _bēstia_ > _béštša_ Schaf, _bŭrstia_ (got. REW) > _*brustia_ > _brúštša_ Bürste. – Aber: _ūstiu_ > _uš_ Türe (vgl. it. _uscio_);
7. in der Verbindung _-ct-_, _-cĭt-_ > _^{i}t_: _factu_ > _fe^{i}t_, _*dērēctu_ > _dre^{i}t_, _*exsĭcta_ > _šé^{i}ta_, _dĭctu_ > _dit_, _tectu_ > _te^{i}t_, _exspĕctare_ oder _*aspĕctare_ > _špe^{i}tér_; _placĭtu_ > _ple^{i}t_ Wort, Rede, _*vŏcĭtu_ > _vö^{i}t_ leer.

**exsūctu* > *šut*, *frūctu* > *frut*, *otóbri* und *ǫt* 8 könnten von it. *asciutto*, *frutto*, *ottobre*, *otto* beeinflußt sein. Zu *lĕctu* > *letχ* vgl. Pkt. 8;

8. in der Verbindung *-cte* > *tχ*: *lacte* > *lętχ*, *nŏcte* > *nötχ*, **octe* (nach *septe-nove*) > *ötχ* in Livigno (aber *ǫt* in Trepalle), *pĕctĭne* > *pétχan*, *pĕctĭnare* > *petχenér*.

letχ (Bett) geht nicht auf *lĕctu*, sondern eher auf eine Mehrzahl **lĕctī* zurück, von der es dann auf die Einzahl übertragen wurde – wie dies bei verschiedenen Substantiven der Fall war (z.B. *gęt*, *ręt*);

9. im sekundären *Auslaut*:

a) in den Verbalformen: *dati(s)* > *dęt*, *štati(s)* > *štęt* (darnach *valtri fęt* ihr macht), **sŭti(s)* in Analogie zu *sŭmus*, *sunt* entstanden > *sot* (*valtri* ~ ihr seid);

b) in *nĕpōte* > *neót* (*naót*) vgl. friaul. *nevót*, *brūtu* > *brut*, **fatĭdu* > *fat*, **mŭtĭdu* > *mot* (§ 78, 2), *nĭtĭdu* > *net*;

c) in den dem Italienischen entlehnten Wörtern: *dębit*, *kręḍit*, *gǫmit*, *púlpit*, *sábat*; *gómbat* (altit. *gombito*).

73. *ti* im Inlaut ergab:

1. *ts*: a) zwischen Vokalen: *acūtiare* > *gutsér*, **capĭtia* > *kevétsa*, *kevetsér* (*ketsér*), *platea* > *plátsa*, **spatiare* > *špatsér*. – *rǫtš* Herde kann daher nicht auf ein **roteu* REW, sondern eher auf ein **rŭsciu* REW oder **roceu* zurückgehen. – b) nach l, n, r: § 72, 4. – c) in *tti* > *ti* > *ts*: **cattiŏla* (aus *cattia* REW 2434 + Suffix *-ŏla*) > *ketsǫla* Kelle, **mattea* > *mátsa*, *matsǫla*, **matteare* > *matsér* und *amatsér* (it. *ammazzare*);

2. *tš*: a) in *pti* > *tš*: *captiare* (Friedrich *Diez*, Etymolog. Wörterbuch der roman. Sprachen. 5. Aufl. Bonn 1887, S. 76) > *katšér*, darnach *kátša*; aber **nŏptia* > *nǫtsa* (it. *nozze*). – b) in *cti* > *tš*: **sūctiare* > *tšutšér*. – c) in *sti* > *štš*: § 72, 6;

3. *ž*: in *ratione* > *režóŋ*, **rationare* > *rožonér* reden, *prĕtiu* > *préži*, *pĭgrĭtia* > *pegríža*.

74. Im *Inlaut* wurde lat. t zu *d*:

a) *zwischen Vokalen*: *amĭta* > *lámada*, **batīle* > *badíl*, *bōtellu* > *budęl*, **cŭtĭca* > *kódiga*, *fatīga* > *fadíga*, *laetame(n)* > *ledám*, *laetare* > *ledér*, *redónt*, *rǫda*, *vedęl*; in den Endungen des Part. Perf. *-ata*, *-īta*, *-ūta* > *-éda*, *-ída*, *-úda*; *dece et octo* > *diždǫt* 18. – *matéria* (das normal **madé*^{i}*ra* ergeben hätte) ist daher ein (lat.) Fremdwort;

b) *in der Verbindung -tr-* > *dr*: **anĭtra* > *ánadra*, *latro* > *ládro*, *Pĕtru* > *Pédro*, *pĕtra* > **pedra* > *préda*, **plētria* REW > *pédria* (vgl. § 119, 2), *satur* > *sádro*, *sadrér*.

75. *Geschwunden ist* lat. t

a) im *Anlaut*: in *trǫ́^{i}a* > *rǫ́^{i}a*; vgl. dazu *droér* > *roér* in § 123, 1 und 7;

b) im *Inlaut*:

1. zwischen Konsonanten: in *nŏstru, a* > *nǫs, nǫ́sa* und *vŏstru, a* > *vǫs, vǫ́sa*;

2. zwischen Vokalen in den Wortausgängen:

-ate: *aestate* > *šta*.

-atī: *pratī* > *pre^{i}*; Part. Perf. *lŏcatī* > *lugé^{i}*.

-atu: *larĭcatu* > *largę́*, *conflatu* > *koflę́*; Part. Perf. *banyę́*, *žlavatsę́*.

-ēte: *parēte* > *paré*, *sĭte* > *se*, *rēte* > *re*, *volētĭ(s)* > *volé* und *olé*, **potētĭ(s)* > *podé*.

-ētu: *acētu* > *ęžé*.

-īte: *dormīte* und *dormītĭ(s)* > *dǫrmí*. – *vīte* > *vit* (Schraube) ist also mit der Sache aus dem Ital. entlehnt.

-ītu: *dormītu* > *dǫrmí*.

-ūtu: *mĭnūtu* > *menú*, *velú* Samt, *abú* gehabt, *bu* getrunken, *nyu* gekommen.

Auffällig gegenüber obigen Beispielen ist die Erhaltung des t in den Fällen des § 72, 9;

c) im direkten lat. *Auslaut* *et* > *e*, *est* > *e*, **at* (für *habet*) > *ę*, *dat* > *dę*, *stat* > *štę* (darnach *lul fę* er macht).

2. *Lat. D*

76. Lat. d blieb erhalten.

1. im *Anlaut*: *dent*, *dēr*, *de^{i}t*, *doltš*, *dur*. – Über *deōrsu(m)* > *dyo* § 79, 1;

2. im *Inlaut*:

a) zwischen Vokalen: *de ad intu* > *dedint*, *dódaš*, *fedél*, *kadúk*, *krédar*, *ŏboedīre* > *obadír*, *odór*, *tšédar*, *krédar*, *vedér*; nach *au*: *laudare* > *lodér*, *gaudēre* > *godér*. – Zu *úmit*, *úmida* und *tímit*, *tímida* vgl. § 78, 2;

b) nach Konsonanten: *calda* REW > *kálda* (fem. zu *kalt*), **vĭrda* (< *vĭrĭde*) > *vérda* (fem. zu *vert*), *gánda*, *gránda* (fem. zu *grant*), *mandér*, *k^{u}índaš*, *abscŏndĕre* > *škóndar*, *véndar*.

77. Lat. d wurde zu *t*, wenn es nach dem Schwund der Endvokale in den *Auslaut* trat:

a) nach Vokalen bei den Verben, die *d* zwischen Vokalen erhalten haben: *cēdit* > *tšet*, *crēdit* > *kret*, *gaudet* > *gǫt*, *vĭdet* > *vet*;

b) nach Konsonanten: *caldu* > *kalt*, *mŏrdet* > *mort* (er) beißt, *pĕrdit* > *pęrt*, *sŭrdu* > *sort* (fem. *sórdα*), *grande* > *grant*, *vĕndit* > *vent*, *in d(e) unde* > *indónt* (wo), zu welchem dann mit adverbialem *-α* (vgl. §§ 32, 132) noch *indóntα* gebildet wurde.

78. *Geschwunden* ist lat. d:

1. in *droér* > *roér*; vgl. § 123, 1;

2. zwischen Vokalen: in *coda* > *kóα*, **fŏdĭcŭlare* > *šfogolér*, **medŭllu* > *míol* (vgl. § 41), **nīdīnu* > *niŋ*, *prōdīre* > *pruír*, *radīce* > **raíš* > *riš*, **rīdĕre* > *ríαr*, **sedentare* > *sentér* setzen, *sentęs* sich setzen, *sūdare* > *suér*, **trĭdĕntia* > *triéntsα*, *vadĭs* > *vaš*; im Suffix *-ĭdu*: **fatĭdu* REW 3223 > *fat*, **mŭtĭdu* (oder auch *mŭtt-* REW) > *mot*, *nĭtĭdu* > *net*, *marcĭdu* > *martš*, *rancĭdu* > *rantš*. Damit verglichen sind *úmit*, *úmidα* und *tímit*, *tímidα* aus ital. *umido, a* und *timido, a* entlehnt. Über die Erhaltung des -d- vgl. § 76, 2, a;

3. wenn lat. d nach dem Schwund der Endvokale in den *Auslaut* zu stehen kommt: *palūde* > *palú*, *pĕde* > *pę*, *mŏdo* > *αmó* (*ęmó*), *crūdu* > *kru* (fem. *krúα*).

79. Lat. *di* vor Vokal ergab:

1. *dy*:

a) im *Anlaut*: *deōrsu(m)* > **diōsu* > *dyo* (abwärts, hinab, herab) und daneben mit Schwund des *dy* einfach *o*;

b) im *Inlaut*: in dem nicht bodenständig entwickelten *coadjūtore* > *kudyitór* Kaplan;

2. *z* im *Inlaut*: a) zwischen Vokalen: in **haediŏla* > *zǫ́lα* und *anzǫ́lα*, *mĕdia* > *mę́zα* (*męzanṓtχ* Mitternacht, *męz'órα* halbe Stunde), **ex-mediare* > *žmezér* halbieren. – b) nach Konsonanten: **mandia* > *mánzα* und *mándzα* 3jähriges weibl. Rind, *vĭrĭdia* > **vĭrdia* > *vérzα* und *vérdzα* Grünkohl. Vgl. dazu § 131, 2, c und e;

3. *ts* im *Auslaut*: in *mĕdiu* > *męts* (aber *meždí* Mittag), **mandiu* > *mants* junger Ochs;

4. *ž* im *Anlaut*: in **diurnata* > *žornédα* (it. giornata);

5. kurzes *i*: in *hanc hŏdie* > *iŋkö*ⁱ und *intχṓ*ⁱ.

3. Lat. S

80. Lat. s blieb als stimmloses *s* erhalten:

a) im *Anlaut*: *sal*, *se*, *se*ⁱ*š*, *sęt*, *sigúr*, *sol*, *suér*;

b) im *Inlaut*:

1. nach *au*: *pausare* > *posér*; *mi α pǫ́si* ich ruhe aus;

2. nach l, n, r: *bŭrsa* > *bórsα*, *falsu* > *fals*, *pensér*, *persónα*, *pęrs* verloren (neben *pęrdú*), **fĕrsu* > *fęrs* brühheiß, *ŭrsu* > *ors*, it. *traverso* (< *transversu*) > *trevęrs* quer.

Vor *s* wird von manchen statt Zäpfchen-*r* auch Zungenspitzen-*r* gesprochen (ebenso in Livigno); man kann daher neben den genannten Formen auch *falts, pentsér, fęrts, orts, trevęrts* usw. hören. Das *t* ist als Übergangslaut zwischen *l, n, r* und dem stimmlosen *s* zu betrachten; vgl. dazu *rz* > *rdz*, § 79, 2, b; § 131, 2, e und § 131, 4.

3. ss wird zu *s*: a) **exquassare* > *škᵘasér*, *tŭssīre* > *tosír*, *vēssīca* > *visía* – b) *bassu* > *bas*, *grassu* > *gras*, *grŏssu* > *gros*, *lassu* > *las*, *russu* > *ros*, *tŭsse* > *tos*. – *ęš* Brett kann wohl nicht einfach aus *asse* abgeleitet werden, sondern geht vielmehr auf eine Mehrzahl **assī* > *ęš* zurück und ist dann auf den Sing. übertragen worden;

c) im sekundären *Auslaut*: in **crŏsu* > *krös* Eierschale, *nasu* > *nas*, *rabiōsu* > *rabiós*, **mūsu* > *mus* Maul; zu *bas, gras, gros* u. a. vgl. b) Pkt. 3.

81. Lat. s wurde zu *š*:

a) im *Anlaut*:

1. vor ī: *sībĭlare* > *šiblér*, *šiblǫt*, *sīc* > *ši* ja, *in sīc* > *inši* (vgl. lomb. *insi*, franz. *ainsi*) und *iši* so, *šimiǫt* Abl. von *sīmiu*;

2. infolge Fernassimilation von *s–š* > *š–š*: in *sexagĭnta* > *šešánta*;

3. vor stimmlosen Konsonanten: *škála, škándola, škóa, škrif, škur, špetχ, špóŋga, štáblo, štaŋk, štēr, štría*;

b) im *Inlaut*:

1. in der Verbindung *-ssi-* > *š*: **grassia* (statt **crassia* REW) > *gráša* Dünger, **prĕssia* > *pręša* Eile, **līssia* (und nicht etwa **līsia* REW) > *liša* (m. *liš*);

2. in der Verbindung *-siu* > *š*: **grīsiu* > *griš* grau; aber **grīsia* > *griža*, vgl. § 82, 2;

3. in der Verbindung *-sce-*, *-sci-* > *š*: *nascĕre* > *nášar*, *vascĕllu* > *vašęl* Holzkübel, *crēscĕre* > *kréšar*, **crēscione* > *krešóŋ*, **cognescĕre* (statt *-ōscĕre*) > *konyéšar*, **mĭscĭtare* > *mešedér*, *fascia* > *fáša*;

4. in der Verbindung *-psi-* > *š*: **capsea* (statt *capsa*) > **cassia* > *káša* Kiste, Sitztruhe;

5. in der Verbindung *-cs-* (x) > *š*: **coxīnu* (Abl. von *cŏxa*) > *košiŋ* (*kušiŋ*) Kissen, **exaurare* > *šorér*, **exsĭcta* > *šéⁱta*, **exsortīre* > *šortír*, *exsūcare* > *šugér*, *lĭxīva* > *lišía*, **maxĕlla* > *mašęla*, *saxu* > *saš*, *sexágĭnta* > *šešánta* (vgl. a, Pkt. 2), *tĕxĕre* > *tęšar*, *tešádro*, *tŏxĭcu* > *tǫšik*; weitere Beispiele im § 100, 1. – Aber: *taxo* > *tas* Dachs (vgl. it. *tasso*, Dissentis *tais*, in Samedan, Vigo u. Gröden *tas*);

6. vor stimmlosen Konsonanten: *agóšt*, *fę́šta*, *crŭsta* > *króšta*, *aškér*, *móška*;

c) im *Auslaut*:

Das auslautende lat. s ist nur in der 2. Person Sing. aller Zeitwörter erhalten geblieben und zu *š* geworden: *pŏrtas* > *pǫ́rtaš*, *crēdĭs* > *krédaš*, *dŏrmis* > *dǫ́rmaš*, *maníšaš* du schläfst, **as* (< *habes*) > *ę́š*, *es* > *eš* du bist, *ǫš* du willst, *bĭbĭs* > *böš*, *vadis* > *vaš*, *portābas* > *portáš* du trugst, *crēdēbas* > *kredő̄š*.

82. Lat. s wurde zu *ž*:

1. vor stimmhaften Konsonanten (im Anlaut u. Inlaut): **slīppare* (von german. *slīpan* schlüpfen REW) > *žlipér* entfliehen, *lūnis die* REW 5164 (statt *lūnae die*) > *lundaždí* Montag (vgl. engad. *lündeždí*, bergam. *löndesdé*, obwald. *lyendeždís*);

2. in der Verbindung *-si-* > *ž*: **bausiatro* (oder *-ator*) > *božádro*, *brasia* > *bráža*, *basiare* > *bažér*, **brūsiare* > *bružér*, **caseŏlu* > *kőžől*, *phaseŏlu* > *fažől*, *eclesia* > *dyéža*, **grīsia* > *gríža* grau (mask. *griš*), *camĭsia* > *kimíža*, **rasia* > *ráža*, **dasia* > *dę́ža*. – *quasi* > *k^{u}áži* ist vielleicht in der Stellung vor folgenden Vokalen entstanden.

83. Lat. s wurde zu *z*:

1. zwischen Vokalen: *asĭnu* > *ázan*, *špóza* Braut (m. *špos*), *muzarő́la*, Abl. von *mūsu* (§ 80, c) *co(n)s(u)ĕre* mit Konjugationswechsel > **cosīre* > *kozír* nähen (*le^i la kozíš* sie näht), Abl. davon *kozidúra* Naht; in *de sŭbtu* > *dezót* (hinab, unten) und *de sŭpra* > *dezóra* (oben, droben) ist das *de* mit dem folgenden Wort so fest verwachsen, daß das s wie im Inlaut behandelt wurde;

2. auffallenderweise im Anlaut in *se* > *ze*, *za*, wofür man *se*, *sa* erwarten würde: *noáltri z'iygánom* = wir täuschen uns (= sich). Es wäre vielleicht möglich, daß der Wandel s > *z* in jenen Fällen eintrat, wo *se*, *s* zwischen zwei Vokale zu stehen kam, wie in dem erwähnten Beispiel; dasselbe wäre der Fall in *le^i la z'iygána* sie täuscht sich, *lor i z'iygánan* sie (mask.) täuschen sich, *lęr li z'iygánan*. Von diesen Stellungen aus könnte sich das *z* verallgemeinert haben. Wenn das *se* aber an den Infinitiv angehängt wurde, also nach Konsonant zu stehen kam (vgl. § 80, b, 2), blieb das *s* immer stimmlos. Ich habe sowohl in Livigno wie in Trepalle neben *ze*, *za* aber manchmal auch *se*, *sa* mit stimmlosem *s* notiert. G. *Rohlfs* hat in seinem Text aus Livigno (Archiv Bd. 177, 1940, S. 31, 32) nur *sa*, *s'* notiert.

Interessant ist in diesem Zusammenhang bezüglich des Schwankens von *s* und *z* < lat. se, daß auch in Graubünden *se* > *za* vorkommt und zwar im Unterengadinischen und besonders im Ober-

halbsteinischen (Sursés). Schon 1883 bringt *Gartner* in seiner Rät. Gr. aus Sursés: *nog'za vulvány* (S. 93) wir wenden uns (< *se*) und *za pẹrdər* (S. 95) sich verlieren und 1910 in seinem Hb. S. 24, 26, 35, 42, 45, 55, 57, 69, 71, 87, 89 weitere Beispiele für *za*, *z* < *se* aus Savorgnin (Oberhalbstein) und Schleins im Unterengadin. M. *Grisch*, Die Mundart von Sürmeir, Zürich 1939 (= Romanica Helvetica vol. 12) bringt aus Ober- und Unterhalbstein (Sotsés) eine Reihe von Beispielen für *se* > *za* (z.B. *el za turpéza* er schämt sich, *za ragǫ́rdər* sich erinnern) und bemerkt dazu S. 216: „Das anlautende s- von *se* erscheint nicht lenisiert, selten deutlich stimmhaft, ebenso selten völlig stimmlos. Der Grad der Stimmhaftigkeit richtet sich nach den umgebenden Lauten und ist wohl auch individuell verschieden."

84. *Geschwunden* ist lat. s, wenn es im direkten *Auslaut* stand: *nōs* > *no*, *vōs* > *vo*, *fŏras* > *fóra*, *tres* > *tre*, *plus* > *plu*, *mĕlius* > *mely*.

Nur in der Endung der 2. Person Sing. aller Zeitwörter (*-as*, *-es*, *-is*) blieb es als *š* erhalten (vgl. § 81, c). Der Grund hiefür liegt wohl in den Fragesätzen *portas tu? – vĭdes tu? – credis tu?* usw., die wie ein Wort gesprochen wurden, so daß das s wie vor stimmlosem Konsonanten (vgl. § 81, 6) zu *š* wurde.

V. Palatale

1. Lat. CE, CI

85. Lat. *ce*, *ci* wurde zu *tš*:

1. im *Anlaut*: *caeca* > *tšéga*, *cēdĕre* > *tšédar*, *cēra* > *tšéʻra*, *cēna* > *tšéna*, *cĭnĕre* > *tšéndra*, *cĭcōnia* > *tšigőnya*, *cĭncta* > *tšínta*, *cīmĭce* > *tšímaš*. – Auffallend ist **caecŏrbŭla* > *sigǫ́rbola* (bergamask. sigórbola REW 1461);

2. im *Inlaut*:

a) nach Vokalen: *acia* > *ẹ́tša* Strähne, **aciale* > *atšál*, **glacia* > *glẹ́tša*, *glẹtšér*, *brachiu* > *brẹtš*, Abl. davon *brẹtšér*, *laqueu* > *laceu* > *latš* Schlinge, *latšéʻra*, **manūcea* > *manútša*, **taurūcea* > *torútša*, **mūkyare* REW > *mutšér*, **rapīcia* > *rőʻtša*, **camoceu* > *kamótš*, **erīciu* > *ritš*, *pĭceu* > *petš*, *sĭlĭceu* > *sarítš*;

b) nach Konsonanten (l, r, n) und nach *au*: *dŭlce* > *doltš*, *falce* > *faltš*, **calcīna* > *kaltšína*, *kaltšinétš*, *marcĭdu* > *martš*, *pŏrcĕllu* > *pǫrtšẹ́l*, *rancĭdu* > *rantš*; *avĭcĕllu* > *aucellu* > *oltšẹ́l*. – Ausnahmen: *káltsa* (Strumpf) ist demnach aus it. *calza* < *calcea* entlehnt, u. zu **dĭscŭlceu* > *deškólts* (ebenso in Bormio) vgl. man unterengad. *skuts*, münstertal. *askuts*, friaul. *diskolts*. – *vĭncĕre* >

véndžar ist nach E. *Walberg* (Saggio sulla fonetica di Celerina-Cresta, Lund 1907) eine Analogiebildung nach den Verben auf *-ngere*: vgl. *tĭngĕre* > *téndžar*, *ŭngĕre* > *öndžar*. Zu *véndžar* vgl. auch engadin. *vaindscher*, rumän. *învinge*.

Über lat. *-sce-*, *-sci-* > *š* vgl. § 81, b, 3.

86. Im *Inlaut* zwischen Vokalen wurde *ce*, *ci* zu *ž*: *acētu* > *ežé* Essig, *acĭdu* > *ę́ži* sauer, *acĭdŭla* > *žígola*, *dežémbri*, *dīcĭs* > *dížaš* (du) sagst, *cŏquĕre* > **cŏcĕre* > *kǫ́žar*, *cŏcīna* > *kožína*, **focīna* (Abl. von *fŏcu*) > *fožína*, *macĕrare* > *mažerér*, *mac(h)inare* > *maženér*, *maženíŋ*, *medĭcīna* > *medežína*, *nŭcĕlla* (Nüßchen) > *nožę́la* Fußknöchel, *lacerta* > *lužę́rta*, *trēcĕnti* > *trežént*, *rĕcĕntare* > *režentér* spülen, *vecīnu* > *vižíŋ*, *vižína*. – *dīcĕre* und *facĕre* wurden im Ital. zu *dire* u. *fare* und dementsprechend zu *dīr* und *fēr* (letzteres in Analogie zu *dēr* und *štēr* < *dare*, *stare*). – *placĭtu* ergab *ple^i^t* (wie *factu* > *fe^i^t*) und **vŏcĭtu* > *vö^i^t* leer (vgl. altital. *voito*).

87. Das (nach dem Schwund des e, i) in den *Auslaut* tretende *ž* < *-ce*, *-ci* wurde zu *š*: *placet* > *plaš*, *tacet* > *taš*, *nŭce* > *noš*, *crŭce* > *kroš*, *vōce* > *oš*, *lūce* > *luš* Licht, *lūcet* > (*al*) *luš* (es) leuchtet, glänzt, *dīcĭt* > *diš*, **bombāce* > *bombáš*, *radīce* > *riš*, *amīcī* > *amíš* Freunde, dazu Sing. *amíš* (statt **amík*) aus dem Plural übertragen und neu dazu gebildet *amíža* Freundin (statt **amíga*); *calĭce* > *kálaš*, *cīmĭce* > *tšímaš*, *fĭlĭce* > *félaš*, *fŏrbĭce* > *fǫ́rbaš*, *ĭndĭce* > *léndaš*, *larĭce* > *láraš*, *pŏllĭce* > *pǫ́laš*, *pūlĭce* > *púlaš*; *undĕci(m)* > *úndaš*, *dódaš* 12.

2. Lat. GE, GI

88. Im *Anlaut* wurde lat. *ge*, *gi* zu *ž*: *gĕmĕllī* > *žemély*, *gĕmĕre* > *žémar*, *gĕnĕru* > *žénar*, *gĕnŭc(ŭ)lu* > *žönöly*, *gĕlĭdu* > *žę́lt* gefroren (*žę́lta* Frost, Reif; in Bormio *džę́lta* = brinata copiosa, *Longa* 79, 277), *gĕrŭlu* > *žę́rlo*, *germanu* > *žermáŋ*, *gĭngīva* > *ženžía*, **gĭmbĕru* > *žémbro*.

Tritt der mask. Artikel *al* oder *un* vor das Substantiv, dann stellt sich als Übergangslaut zwischen *l–ž* und *n–ž* ein *d* ein: *al džénar*, *al džönöly*, *un džönöly*, *un džę́rlo*, *un džémbro*. Vgl. dazu **mŭlgĕre* (statt *mŭlgēre*) > *móldžar*, *tĭngĕre* > *téndžar* § 89.

89. Im *Inlaut nach Konsonant* (n, l, r) wurde lat. *ge* zu *dž*: *tĭngĕre* > *téndžar*, *ŭngĕre* > *öndžar*, *axŭngia* > *söndža* (engadin. *sóndža*), *spargĕre* > *špárdžar*, **bŭlgea* (von gall. *bŭlga*) > *bóldža*, **mŭlgĕre* > *móldžar*. Es ist möglich, daß das *d* in diesen Wörtern nur als Übergangslaut zwischen *nž*, *lž*, *rž* aufzufassen ist; vgl. § 88.

90. Im *Inlaut zwischen Vokalen* ist lat. *ge*, *gi*

1. nach Schwund des i an das folgende *-ca* angeglichen worden: in **fragĭcare* > **fraccare* > *šfrakér* (vgl. lomb. *fraká*, venez. *frakar*), **lĭgĭcare* > *likér* (vgl. it. *leccare*), **strĭgĭcare* > *štrikér*;

2. zu *dy* geworden: in *aerūgĭne* > *rúdyan* Rost, **ĭncūgĭne* REW 4367 (mit Suffixwechsel aus *incūdĭne*) > *aŋkúdyan* Amboß;

3. zu *ž* geworden: in *lĕgĕre* > *léžar* lesen, p.p. *ležú*; aber **bragĕre* > *brẹ́ar*;

4. als kurzes *i* erhalten: in **aerūgĭnentu* > *ruⁱnént* rostig, **pagĭnare* > *paⁱnér*; *horolŏgiu* > *relǫ́ⁱ* (vgl. span. *reloj*), **trogiu* (*Elwert* S. 49, 97) oder **troju* REW > *trö̃ⁱ*; *dĭgĭtu* > *deⁱt*, *frĭgĭdu*, *a* > *freⁱt*, *freⁱda*;

5. geschwunden: in **bragĕre* > *brẹ́ar*, *corrĭgia* > *koría* Riemen (∼ *di trūš* Hosenriemen), *tĕgia* > *téa* Alphütte; *dĭgĭtale* > *didál* (vgl. katalan. *didal*); zu dem Verhältnis von *deⁱt* (< *dĭgĭtu*) zu *didál* vgl. *deiš* 10 – *diždǫ́t* 18.

Aus der inlautenden Stellung in (*il*)*la gente* ist der Schwund des g in *la ent* (die Leute) zu erklären. Vielleicht ist dies auch bei *il*)*la gentiana* > *l'antsána* (Enzian) der Fall.

91. Im *Auslaut* wird *ndž* (vgl. § 89) < lat. *nge* zu *tš*: *de lŏnge* > *delǫ́ntš*, *jŭngĭt* > *žöntš* (*al džöntš*), *tĭngĭt* > (*al*) *tentš* (er) färbt. Auch hier könnte *t* vielleicht nur Übergangslaut zwischen *n–š* sein.

3. Lat. J

92. Im *Anlaut* erscheint lat. j (wie *ge-*, *gi-*):

1. als *ž*: *jam* > *ža*, *jenuariu* (REW 4576) > *ženéⁱr*, **jŏvia* > *žǫ́bia*, *jŭvĕne* > *žon*, *žóna*, *jŏcu* > *žök*, *jŏcare* > *žugér*, *jūniu* > *žuny*, *jŭngĕre* > *žǫ́ndžar*, *jūdĭce* > *žúdaš*.

Wenn der mask. Artikel *al*, *un* vor das Substantiv oder das persönliche Fürwort *al* (er) vor das mit *ž-* beginnende Verb tritt, stellt sich zwischen *l–ž* und *n–ž* ein *d* als Übergangslaut ein: *al džök*, *al džúdaš*, *ille jŭngĭt* > *al džöntš* (vgl. § 91);

2. als *dy*: in *dyákom* < it. *Giacomo* < *Jacobu*, *dyoán* < it. *Giovanni* < *Johanne*(*s*), *jŭgu* > *dyof*, *jenĭpĕru* REW 4624 > *dyenébri* Wachholder;

3. als *l*: in *jūliu* > *luly* mit Fernassimilation von *j–l* > *l–l* (vgl. it. *luglio*, engadin. *lüly*, grödner. *luli*, friaul. *lui*);

4. als *d*: *jējūnu* > *didyúŋ* nüchtern und *jējūnare* > *didyunér* (fasten) zeigen dieselbe Ferndissimilation von *j–j* > *d–j* wie ital. *digiuno*, *digiunare*, katalan. *dejú*, *dejunar*. Beide Wörter sind wohl erst aus dem Ital. übernommen worden;

5. *Geschwunden* ist lat. j im Anlaut in dem Adverb *úšta* gerade, soeben < *jūstu* mit der adverbialen Endung -*a* (vgl. §§ 32, 132).

93. Im *Inlaut zwischen Vokalen* erscheint lat. j

1. als kurzes *i*: in **bajŭlone* (Abl. von *bajŭlus*) > *ba*[i]*lóŋ*, *gaju* > *gę*[i], *maju* > *mę*[i] Mai, *pĕju(s)* > *pę*[i], **troju* REW > *trö*[i] (vgl. § 90, 4);

2. als *dy*: in *didyúŋ*, *didyunér* § 92, 4.

VI. Velare

1. Lat. CA

94. Lat. c vor a bleibt als *k* erhalten:

a) im *Anlaut*: *kábra*, *kalt*, *kánta*, *kanyǫ́l*; *kepę́l*, *kimíža*. Über *ca-* vor dem Hauptton vgl. § 22, 1.

In einigen Wörtern erscheint (wie in andern romanischen Sprachen) im Anlaut *ga-* statt *ca-*: *cavea* > *gáb*[i]*a* (vgl. it. *gabbia*, provenzal. *gabia*, katalan. u. span. *gavia*), **calone* REW > *galóŋ* (vgl. oberital. *galon* Wade, unterengad. *džalon*), *camba* > *gámba* (vgl. it. *gamba*, franz. *jambe*), *cattu* > *gęt* (vgl. it. *gatto*, katalan. *gat*, span. u. portug. *gato*).

b) im *Inlaut*:

1. nach *au*: **auca* > *ǫ́ka*, *rauca* > *rǫ́ka* (fem. zu *rǫk*);

2. nach Konsonanten: *bráŋka*, *bróška*, *móška*, *peškér*, *markánt markę́*, *fórka*, *mórka*;

3. -*cca* > *ka*: *bŭcca* > *bóka*, *vacca* > *váka*, *sĭcca* > *séka* (fem. zu *sek*), *sĭccare* > *sekér*; hierher gehören auch **fragĭcare* > **fraccare* > *šfrakér*, **lĭgĭcare* > **liccare* > *likér*, **strĭgĭcare* > **striccare* > *štrikér*, **placĭcare* REW > **placcare plakér*.

95. Im *Inlaut nach Vokalen* wurde lat. c vor a zu *g*: *baca* > *bága*, *caeca* > *tšéga*, *formīca* > *formíga*, *formigé*[i]*r*, *frĭcare* > *frigér*, *jŏcare* > *žugér*, **lacare* > *lagér* lassen, *larĭcatu* > *largę́*, *lŏcare* > *lugér*, *lūcanĭca* > *lugéniga* (= Semogo u. Valfurva; *lugénia* in Livigno), *manĭca* > *mániga*, *nĕcare* > *negér*, *nec unu* > *negúŋ*, *pacare* > *pagér*, *rĕsĕcare* > *razegér* sägen, *sĕcare* > *segér* mähen, *sēcale* > *ségal*, *ŭrtīca* > *ortía*, *vessīca* > *visía*. – In *carrĭcare* > *kargér* ist der Wandel c > *g* noch vor dem Schwund des *ĭ* eingetreten.

amíža (Freundin) geht natürlich nicht auf lat. *amīca* zurück, sondern ist erst als Femininum zu *amíš* (= Freund u. Freunde) < *amīcī* (vgl. § 87) neu gebildet worden, in Analogie zu den schon vorhandenen Wörtern auf -*iš*, -*íža* = z.B. *griš*, *gríža*.

2. Lat. GA

96. Lat. ga blieb erhalten:

a) im *Anlaut*: *gallu* > *gal*, *gálna* Henne (§ 41, 1), *gaju* > *gę*^{i}, *gánda*, *gaudēre* > *godér*. – Zu *gábia*, *galóŋ*, *gámba* und *gęt* vgl. § 94, a.

Auffällig ist *ga-* > *dya*: 1. in *dyalt* (fem. *dyálda*) gelb, das nach REW 3646 von *galbĭnu* abzuleiten wäre (zum Anlaut vgl. lomb. *džald*, it. *giallo*, franz. *jaune*; zum *d* vgl. span. *jalde*) – 2. in *dyážla* Geißel, Peitsche < engadin. *džáižla* < schweizerdeutsch *gaisle* REW und *Nigra* im Arch. glott. it. XIV, 383. Beide Wörter sind also nicht bodenständig;

b) im *Inlaut*:

1. nach Konsonanten: *lárga* (fem. zu *lark* breit), *lóŋga* (fem. zu *loŋk* lang), **sponga* REW 8173 > *špóŋga* Schwamm;

2. zwischen Vokalen: *lĭgare* > *ligér*, *nĕgare* > *žnegér*, *rūmĭgare* > **remugare* > *remugér*. Aber: *strīga* > *štría* (vgl. lomb. u. trientin. *štría*).

3. Lat. CO, CU

97. Lat. c vor o, u bleibt als *k* erhalten:

a) im *Anlaut*: *kǫ́ma*, *kǫr*, *kǫrn*, *kǫ́rna* Felsen, *kǫrf*, *kö*^{t}*r*, *koér*, *kul*, *krédar*, *kréšar*, *krešóŋ*, *kroš*, *kru*. Über cl- > *kl* vgl. § 43, 4.

In einigen Wörtern erscheint (wie in andern romanischen Sprachen) im Anlaut *g-* (*gr-*) statt *k-* (*kr-*): in *gómbat* < *cŭbĭtu* + **cŭmbos* REW (vgl. altit. *gombito*), *gras* < *grassu* < *crassu* + *grossu* REW 2299 (vgl. it. *grasso*, franz., provenzal., katalan. *gras*, span. *graso*), *gráša* Dünger (vgl. altital. *grascia*, franz. *graisse*), *gréda* < *crēta* (vgl. bergamask. *grea*, katal., span., portug. *greda*), *grop* < *crŭppa* REW (vgl. it. *groppo*, friaul., katal. *grop*), *gúža* < **kosya* REW (vgl. lomb. *güza*, bergell. *güš*);

b) im *Inlaut*:

1. nach Konsonanten: *frešk*, *fréška*, *blaŋk*, *bláŋka*, *sŭlcu* > *solk*, **mūscŭlu* > *múšklo* Moos, *pascŭlu* > *páškol* (vgl. engadin., friaul. *páskuf*, *pę́škol* in Fassa), **viscŭla* > *víškla*;

2. *cc* > *k*: *beccu* > *bek*, **mŭccu* > *mok*, *saccu* > *sak*, *sákola*, *sĭccu* > *sek*, *séka*, **tŏccu* > *tǫk*, *accūsare* > *kuzér*;

3. zwischen Konsonanten: **rasclare* > *rašklér*, **sclŏppu* > *šklǫp*, *šklopér*;

c) im *Auslaut*, nach Schwund des Endvokales: *fŏcu* > *fök*, *lök*, *lak*, *raucu* > *rǫk*, *žök*. – *manĭcu* > *mánik*, **monĭcu* > *mónik*.

98. Im *Inlaut* wurde *c*(*o*), *c*(*u*) zu *g*:

1. nach Vokalen: *decŭrrente* > *degorént*, *acūtiare* > *gutsér*,

**acŭcŭlu* > *goly*, *mīcŭla* > *mígola*, *pĭcŭla* > *pégola*, *secŭndu* > *segónt*, fem. *segónda*, *secūre* > *sigúr*, *rigọrdę́s* = it. *ricordarsi*;
2. in der Verbindung *-cr-* > *gr*: *alégro* < **alecru*, falls es nicht direkt aus dem Ital. entlehnt ist, **macru* (für *macer*) > *mágro*, *lacrĭma* > *lágrema*.

99. Die Lautgruppe *cl* im Inlaut (< *-cŭl-*) wurde:
1. zu *ly*: in **acŭculu* > *goly*, *aurĭcŭla* > *orélya*, *ŏcŭlu* > *ȫly*, *genŭcŭlu* > *žönö́ly*, *vĕtulu* > **vĕclu* > *vely*;
2. zu *tχ*: in **vĕclu* > *vetχ*, fem. *vétχa* neben *vely*, *velya*, *spĕcŭlu* > *špetχ* (daneben aber kein **špely*), *coc(h)leariu* > *kutχér* (*-ariu* hätte *-é^{i}r* ergeben müssen);
3. zu *dy*: in *acūcŭla* > *gúdya*, *macŭla* > *mádya*, *eclesia* > *dyéža*;
4. zu *tš*: in *mascŭlu* > *maštš* (= lomb.).

100. Die Lautgruppe *cs* (x) wurde:
1. zu *š*: in **axīle* > *ęšil*, *fīxu* > *fiš* sehr, **paxellu* (statt *paxĭllu*) > *pašę́l*, *sĕx* > *se^{i}š*; **dēĕxcĭtare* > *dešedér*; weitere Beispiele im § 81, b, 5;
2. zu *s*: in *axŭngia* > *sö́ndža* (in Bormio *sóndža*, engadin. *súndscha*, venezian. *sonza*).

101. Die Lautgruppe *-ctu*, *-cta* wurde:
1. zu *it*: **dērēctu, a* > *dre^{i}t*, *dré^{i}ta*, *tēctu* > *te^{i}t*, *factu, a* > *fe^{i}t*, *fé^{i}ta*, **exsĭcta* > *šé^{i}ta*, *exspectare* oder **aspĕctare* > *špe^{i}tér*; in *dictu* > *dit* sind die zwei *i* zusammengezogen worden;
2. zu *t*: in *exsūcta* > *šuta* (vgl. it. *asciutto*), *frūctu* > *frut*; ebenso in *ŏcto* > *ọt*, *otánta*, *otóbri*; vielleicht sind alle diese Wörter aus dem Ital. übernommen.

102. Die Lautgruppe *-cte*, *-cti* ergab *tχ*: *lacte* > *lętχ*, *nŏcte* > *nötχ*, **octe* (Analogiebildung nach *sĕpte*, *nŏve*) > *ötχ* in Livigno (aber *ọt* in Trepalle), *pĕctĭne* > *pétχan*, *pĕctĭnare* > *petχenér*.
letχ (Bett) und *petχ* (Euterzitze) können nicht auf *lĕctu*, *pĕctu* zurückgehen; sie werden wohl auf eine Mehrzahlform **lĕctī*, **pĕctī* zurückgehen und aus der Mehrzahl in die Einzahl übertragen worden sein. Alle diese Wörter lauten übrigens genauso in der Ma. von Livigno.

103. *Geschwunden* ist lat. c (= k):
1. im direkten Auslaut: *sīc* > *ši*, *in sīc* > *inši*, *iši*, *ĭllāc* > *ilyá*, *kilyá*;
2. in der Lautgruppe *nct*: *cĭncta* > *tšínta*, *pŭncta* > *púnta*, *sanctu* > *sant*, **strĭnctu* > *štrint* (nach *štríndžar* < *strĭngere*), *ŭnctu* > *unt*, *untér*;

3. in der Lautgruppe *-cl-* > *ly, tχ, dy*: vgl. § 99, 1, 2, 3;
4. in der Lautgruppe *-cs-* > *š*: § 100, 1 und § 81, b, 5;
5. in der Lautgruppe *-cte* > *tχ*: § 102;
6. in der Lautgruppe *-cto, -ctu* > *t*: § 101, 2.

4. *Lat. GO, GU*

104. Lat. g vor o, u blieb als *g* erhalten:

1. im *Anlaut*: *gŭla* > *góla*, *gŭtta* > *góta*, *grant*, *gráša*, *grǫs*, *glę́tša*. – Über *glarea* > *dyę́ra* § 43, 5;

2. im *Inlaut*: in *agóšt* (Monat August), das dem Italienischen entlehnt sein könnte.

105. Lat. g vor o, u wurde zu *k* im Auslaut: *largu* > *lark*, *lŏngu* > *loŋk*, **spagu* > *špak* Schnur (Spagat), *fŭngu* > *foŋk*.

106. In der Lautgruppe *-gr-* wurde g zu *i*: *nĭgru* > *ne^{i}r*, *intĕgru* > *inté^{i}r*. Aber: *pĭgru* > *pégro*, *pegríža*.

107. Die Lautgruppe *-gn-* ergab *ny*: *lĭgnu* > *leny* Holz, *lĭgna* > *lénya* Brennholz, *sĭgnu* > *seny*, *stagnu* > *štęny* (§ 1, 1), **cognescĕre* > *konyéšar*, *cognatu* > *kunyę́*, *kunyéda*.

108. Die Lautgruppe *-gl-* (aus *-gŭl-*) ergab *ly*: *coagŭlare* > *k^{u}alyér* gerinnen (von der Milch), *stragŭlare* > *štralyér* zerreißen (Abl. *štraly* Fetzen, Lumpen); **strĭgĭlare* > *štrölyér*, **fragŭlī* > *fraly*, **magŭlare* (Abl. von *magŭlum* Maul) > *malyér*. Aber: *ŭngŭla* > *óŋgola*.

109. Lat. g wurde zwischen zwei labialen Vokalen wohl zunächst zu *v*, das dann im Auslaut zu *f* wurde (vgl. § 67): *jŭgu* > *dyof* (vgl. § 92, 2), **mūgu* (vorrömisch REW) > *muf* Zwergtanne (pinus mugus).

5. *Lat. QU*

110. Lat. *qu* blieb als *k^{u}* erhalten:

1. im *Anlaut*: *k^{u}al, a* < *quale*, *k^{u}ant*, *k^{u}átro*, *k^{u}atǫ́rdaš* 14, *k^{u}aránta* 40, *quētu* > *k^{u}et*, *k^{u}índaš* 15. Sekundäres *qu* < *coa-* liegt vor in *coagŭlare* > *k^{u}alyér*, *coacŭla* > *k^{u}álya*, (*ec*)*cu illu* > *k^{u}el*, *eccu ĭstu* > *k^{u}ešt*;

2. im *Inlaut*: in *aqua* > *ák^{u}a*, **cinquagĭnta* > *tšiŋk^{u}ánta*, **exquassare* > *šk^{u}asér*, *extŏrquēre* > **extŏrcĕre* (vgl. *cŏquĕrĕ* > *cŏcĕre*) > **štǫ́rtšar*, das in Analogie zu den Verben auf *-ndžar* zu *štǫ́rdžar* wurde. Über *aquĭla* > *ǫ́gola* vgl. § 20, c;

3. im *Auslaut*: in *cīnque* > *tšiŋk^{u}* (vgl. *sangue* > *saŋk^{u}* § 115).

111. Im Inlaut wurde lat. *qua* zu g^u: in **aequalīvu* (Abl. von *aequalis*) > *g^uαlíf* eben, glatt (engad. *gualīf*, friaul. *ualif*).

112. Lat. *quī* und lat. *quĭd* wurden über *ki* (ital. *chi* wer) und *ke* (ital. *che* was?) zu *tχi*, *tχe*, *pertχé?* warum?

113. Lat. *qu-* > *k*: in *quā hōra* > *kóra* (*kúra*) wann, *kora ke* als; *quō[modo]* > *ko* wie.

6. Lat. GUA, GUE

114. Im Inlaut blieb lat. *gu* als g^u erhalten: *léŋg^uα* Zunge, Sprache, *sαŋg^uétα* Blutegel.

115. Im Auslaut wurde *gu* zu k^u: *sangue* > *sαŋk^u* (vgl. *tšiŋk^u*).

C. Allgemeine Erscheinungen

I. Fernassimilation

116. a) *Vokale*:

1. *a–é* > *e–é*: *catēna* > *kedénα*, *kedenetš*, *caseariu* > *kežéⁱr*, *kešét*, *kešétα* (Abl. von *kášα*), **capĭtia* > *kevétsα*; *anĕllu* > *enél*, *cappĕllu* > *kepél*.
2. *a–í* > *i–í*: *catīna* > *kidíŋ*, *cammīnu* > *kimíŋ*, *captīvu* > > *kitíf*. Vgl. § 22, 2.
3. *a–o* > *o–o*: **rationare* > *rožonér*; aber *ratione* > *režóŋ*.
4. *a–ő* > *ö–ő*: *caseŏlu* > *kö̆žől*; aber *phaseŏlu* > *fαžől*.
5. *e–á* > *α–á*: *gentiana* > *αntsánα*, *mercante* > *mαrkánt*; schon vulgärlateinisch ist die Fernassimilation in *sĭlvatĭcu* > *salvatĭcu* > *sαlvádik*.
6. *e–í* > *i–í*: *vĕssīca* > *visíα*, *vestīre* > *vištír*; *ĭnĭmīcī* > *nemíš* > *nīmíš*, **vēcīnu* REW 9312 > *vižíŋ* (das ebensogut auf *vīcīnu* zurückgehen könnte).
7. *e–ó* > *o–ó*: *per abŭnde* > *porόndα*.
8. *e–ö* > *ö–ö*: **betŭlneu* > *bödőny*, **bĭsoniu* REW 8089a > *bözőny*, *gĕnŭcŭlu* > *žönőly*, **merabĭlia* > *mörőlyα*, **prĭmaveria* > *pörmőⁱrα*.
9. *i–á* > *α–á*: *līmĭtare* > *lαmedál* Türschwelle, mit Auffassung und Abtrennung des *lα* als Artikel zu *lα medál* (vgl. friaul. *midál*).
10. *o–í* > *i–í*: *sŭbtīle* > *sitíl*.
11. *ö–é* > *e–é*: *februariu* > *föréⁱr*; daneben auch *feréⁱr*. Aber: *fĕrrariu* > *fẹréⁱr* Schmied.

117. b) *Konsonanten*:

1. *d–l* > *l–l*: *pēdŭcŭlu* > **peloclo* > *plöly* (vgl. engadin. *pluoly*). In *αl plöly* stören die drei *l* ebensowenig wie in *l'oltsẹ́l* (der Vogel).

2. *j–l* > *l–l*: *jūliu* > *luly* (vgl. it. *luglio*, engadin. *lüly*, grödner. *luli*, friaul. *lui*).
3. *l–n* > *l–l*: *araneu* > **arány*; mit dem Artikel: *l'arány* > *l'araly*.
4. *l–n* > *n–n*: könnte vielleicht vorliegen in *lĭnteŏlu* > *nentsöl* neben *lentsól*, wobei der unbest. Artikel *un* noch mitgespielt haben könnte. Es kann aber ebensogut Ferndissimilation von *l–l* > *n–l* vorliegen.
5. *l–r* > *l–l*: *būtūru* REW 1429 > *bidúr* (vgl. § 28, 2) mit dem Artikel *al bidúr* > *al bidúl* (vgl. lomb. *budur* u. *bedül*), *līmĭtare* > **lamedár* > *la medál* (vgl. § 116, 9; § 117, 5 und § 124, 3).
6. *s–š* > *š–š*: *sexagĭnta* > *šešánta*.
7. *s–tš* > *tš–tš*: *sŭrcĕllu* > *tšortšęl*, **sūctiare* > *tšutšér*.

II. Ferndissimilation

118. a) *Vokale*:
1. *á–a* > *á–o*: in *cannăpu* > *kánof*; das *o* könnte auch dem folgenden Labial zu verdanken sein.
2. *e–é* > *a–e*: *mĕrenda* > *marénda*, *marendér*, **sĕrrare* > *sarér*.
3. *e–ę́* > *a–ę́*: *mercatu* > **merkę́* > *markę́*.
4. *e–é* > *ö–é*: **strĭgĭlare* > **štrelyér* > *štrölyér*.
5. *e–e* > *e–o*: **sĭmĭliare* > **semelyer* > *semolyér*.
6. *e*ⁱ*–e*ⁱ > *a–e*ⁱ: *e*ⁱ*r sé*ⁱ*ra* > *ar(t)sé*ⁱ*ra*.
7. *o–ó* > *a–ó*: *sorōre* > *saróṙ* (*sarúr*), **sŭmponiu* > *sampóny*, *tšakolát*.
8. *o–ó* > *e–ó*: schon vulgärlateinisch ist die Ferndissimilation von *rotŭndu* > *retŭndu* > *redónt*.
9. *o–ó* > *i–ó*: **bunione* (Abl. von **bunya* REW) > *binyóŋ*, **nŭceŏla* > *nitšǫ́la*.
10. *u–ú* > *i–ú*: *būtūru* > *bidúl* (vgl. § 117, 3) **co(n)sūtūra* REW > *kozidúra*.

119. b) *Konsonanten*:
1. *j–j* > *d–dy*: *jējūnu* > *didyúŋ* und *jējūnare* > *didyunér* zeigen dieselbe Ferndissimilation wie it. *digiuno*, *digiunare*; vgl. § 92, 4 und § 93, 2.
2. *l–l* > *ø-l*: **pletriŏlu* > **pledriól*, mit Artikel *al pledriól* > *al pedriól* (Dissimilatorischer Schwund des *l*) und darnach erst *pédria* (weil die kleinen Trichter öfter gebraucht werden als die großen).
3. *l–l* > *l–r*: vielleicht in *ĭl(lu) sĭlĭceu* > *al sarítš* (vgl. § 44, 1), falls das Wort nicht direkt aus dem Lombardischen entlehnt ist.

4. *l–l* > *n–l*: *lĭnteŏlu* > *nentsǫ́l* (vgl. noch § 117, 4).
5. *l–l* > *r–l*: *cŭltĕllu* > *kortẹ́l*.
6. *r–r* > *l–r*: *taratru* > *taládro* (= span.), Margareta > *Malgaríta*.

III. Umstellung von Lauten

120. a) *Vokale*:

nūbĭla > **nībŭla* > *níola* (*nyíola*), vgl. mail. *nívola*, venezian. *níola*, friaul. *niul*.

rūmĭgare > **rĭmūgare* > *remugér*, vgl. aragonesisch *remugar*.

121. b) *Konsonanten*:

1. *fīcātu* > *fícatu* REW 8494 > **fītĭcu* > *fídik*, vgl. piemont. *fídik*, lomb. *fídeg*.

2. Die häufigste Umstellung erfährt *r*: *adŏperare* > *droér*, **bŭrdĭcare* > *brodigér*, *burstia* > *brúštša*, *comperare* > *krompér*, **frŭment-a* > *forménta* (zum *o* statt *u* vgl. friaul. *formentín*, franz. *froment*, prov. *fromen*, altspan. *hormiento*), *pĕtra* > *préda*, *praesepe* > *perzéf*, it. *storpio* > *štrópi*.

IV. Schwund von Lauten

A. Im Anlaut

122. a) *Vokale*:

1. lat. *a*: **abantiare* > *vantsér*, it. *abbandonare* > *bandonér*, *accūsare* > *kuzér*, *acīdula* > *žígola* (das a ist erst nach dem Wandel von *acī-* > *aží-* gefallen, sonst wäre *tšígola* entstanden), **acūcula* REW > *gúdya*, *acŭcŭlu* (statt -a, REW) > *goly*, *habēre* > *ǭr*, *habūtu* bzw. **haubūtu* > *bu* neben *abú*, *acūtiare* > *gutsér* (auch hier schwand a erst nach dem Wandel von *cu* > *gu*, vgl. noch *gúdya*, *goly*), *adoperare* > *droér* (*roér*), **alemosĭna* > *lemǫ́z*(*a*)*na*, *amŭrca* > *mórka*, **arame* REW 242 > *ram*, **ascŭltare* (statt *auscŭltare*) > *školtér*, **aspectare* REW 3039 > *špe*^{i}*tér*, *axŭngia* > *sǫ́ndža*;

2. lat. *ae*, *e*, *ĭ*: **haediŏla* > *zǫ́la*, **aequalīvu* > *g*^{u}*alíf*, **haerĕntare* > *rentér*, *aerugĭne* > *rúdyan*, **aerugĭnentu* > *ru*^{i}*nént*, *aestate* > *šta*, *aestĭmare* > *štimér*. – *eclēsia* > *dyéža*, *epĭscŏpu* > *véškof*, *erēmīta* > *romít* (wohl erst aus it. *romito* entlehnt), **erīciu* > *ritš*, **exaurare* > *šorér*, **exquassare* > *šk*^{u}*asér*, **exsĭcta* > *šé*^{i}*ta*, **exsūctu* > *šut*, **exsortīre* > *šortír*. – **hĭrŭndŭla* > *róndola*, *ĭnĭmīcī* > *nemíš* und *nimíš*, *ĭst*(*u*) *ĭpsu* > *štes*, *italiano* > *talyáŋ*;

3. lat. *o*: *horolŏgiu* > *relǫ́*^{t} (vgl. span. *reloj*), *opĕrcŭlu* > *vérklo*.

123. b) *Konsonanten*:

1. lat. *d*: in *droér* > *roér* schwand der Dental vor dem velaren (uvularen) *r*; vgl. *trǫ́^{i}a* > *rǫ́^{i}a* in Pkt. 7;

2. *dy*: in *dyo* > *o* neben *dyo* (vgl. § 79, 1);

3. lat. *g*: in *antsána*, *ent*; in **grunjare* REW 3893 > *ronyér* schwand *g* vor dem velaren *r* (vgl. lomb. *ronyí*, friaul. *runyá*);

4. lat. *j*: in *jūstu* > *ušta* (vgl. §§ 32, 132);

5. lat. *l*: in it. *lapis* > *ápis*, wobei *l* als best. Artikel aufgefaßt und abgetrennt wurde;

6. lat. *n*: *numerare* > *ombrér* (nonsberg. *ombrár*);

7. lat. *t*: in *trǫ́^{i}a* > *rǫ́^{i}a* schwand der Dental *t* vor dem velaren *r*; vgl. Pkt. 1;

8. lat. *v*: *vōce* > *oš*, *ožér*, *ǫš* du willst, *olé* ihr wollt, *vǫlta* > *ǫ́lta*. – *variŏla* > *e^{i}rǫ́la*. – *venire* > *nyur* (vgl. § 65, 5).

124. c) *Silben*:

1. lat. *ab-*: *absentia* > *séntsa*;

2. lat. *ob-*: *obscūru* > *škur*;

3. lat. *lī-*: in *līmĭtare* > *limedál* (vgl. altgenues. limedal) > *la medál* (vgl. § 116, 9 u. § 117, 5);

4. lat. *bal-*: in **balbettĭcare* (Abl. von *balbus* stammelnd) > *betegér* stottern (vgl. lomb., venezian. *betegar*);

5. lat. *ver-*: in **verrūcŭla* (Abl. von *vĕrrūca*) > *rúgola*.

B. Im Inlaut

125. a) *Vokale*:

1. Vokale in der Anfangssilbe: in *seniore* > *šor*, fem. *šóra*, *septĭmana* > *štemána*, *sextariu* > *šte^{i}r*, **dērēctu* REW 2648 > *dre^{i}t*, it. *berretta* (Abl. von gall. *birrus* REW) > *bréta* (vgl. engadin. breta). – it. *carestía* > *kreštía*. – **corrŏtare* REW > *krodér* (vgl. engadin. *krudér*, lomb. *krudá*).

2. Vokale zwischen Neben- und Hauptton: a) lat. *ĭ*: *carĭcare* > *kargér*, weitere Beispiele in § 31, 2. – b) lat. *e*: **sedentare* > *senter*. – c) lat. *ŭ*: *sarcŭlare* > *sarklér*, *stragŭlare* > *štralyér*, *coagŭlare* > *k^{u}alyér*, *sabŭlone* > *sablóy*. – d) lat. *ū*: *adjūtare* > *e^{i}dér*.

3. Mittelvokale der Proparoxytona: a) lat. *ĭ*: *femĭna* > *fema*, *fat*, *flöl*, *gálna*, *martš*, *mólya* (*múlya*), *mot*, *net*, *rantš*, *setánta*, *šešanta*, *štę́rla*, *žon*. – b) lat. *e*: *camĕra* > *kámbra*, *pōr*, *sentér*, *žémbro*. – c) lat. *ŭ*: *fībŭla* > *fibla*, *káblo*, *súbla*, *štáblo*, *orélya*, *tenę́lya*, *mádya*, *gúdya*, *víškla*, *múšklo*, *tšérklo*, *vérklo*, *öly*, *batály*, *žönöly*; vgl. § 40.

126. b) *Konsonanten*:

1. *b*: a) zwischen Vokalen: *cŭbare* > *koér*, *d^{i}a^{u}l*, *lor*, *lorér*, *níola*, *porónda*, *lę́^{i}na*, *múlya*, *bōr*, *fōr*, *ōr*. Vgl. § 64.

b) vor Konsonant: *sŭbtu* > *sot*;

2. *d*: zwischen Vokalen in: *cōda* > *kóα*, *krúα*, *palú*, *pę*, *pruír*, *ríαr*, *rīš*, *sentér*, *suér*, *triéntsα*. Vgl. § 78, 2;

3. *c* in a) cs > *š*: **axīle* > *ęšíl*, *dešedér*, *košíŋ*, *lišíα*, *pašęl*, *saš*, *sőndžα*, *šorér*, *šortír*, *šugér*, *tęšαr*. Vgl. § 81, b, 5 und § 100, 1;

b) ct > *t* oder *tχ*: *frut*, *šut*, *ǫt*, *otóbri*; *lętχ*, *letχ*, *nötχ*, *pétχαn*, *petχenér*. Vgl. § 101, 2 und 102. – c) nct > *nt*: *sanctu* > *sant*, *púntα*, *štrint*, *tšíntα*. Vgl. § 103, 2. – d) cl > *ly*, *tχ* oder *dy*: *goly*, *orélyα*, *öly*, *vely*, *žönőly* – *kutχér*, *špetχ*, *vetχ* – *dyéžα*, *gúdyα*, *mádyα*. Vgl. § 99, 1, 2, 3;

4. *g*: a) zwischen Vokalen: *bragĕre* > *bręαr*, *didál*, *koríα*, *téα*. – b) gl > *ly*: *kᵘαlyér*, *mαlyér*, *štrαlyér*, *štrölyér*. – c) gn > *ny*: *konyéšαr*, *kunyę*, *leny*, *lenyα*, *pony*, *seny*. Vgl. § 107;

5. *l*: a) zwischen Vokalen in *beⁱ* (wohl < it. *bei* < *belli*) und *kᵘaⁱ* (vgl. altital. *quai*). – b) vor Konsonant in *sófrik*. Vgl. § 44, 3 und 5, c;

6. *m* in mn > *ny*: in *αltőny*, *dęny*, *sõny*. Vgl. § 49, 1;

7. *n*: a) *seniōre* > *šor*. – b) in *con* und *in* vor Konsonant: *ifęrn*, *iší*, *īsémα*, *i štúα*; *koflę*, *kosély*, *koselyér*. – c) mn > *m*: *fémα*, *insómi*. – d) *boⁱ* < *bonī*. Vgl. § 51, 3, c;

8. *p*: a) zwischen Konsonanten: *(d)roér*, *koęrtα*, *neót*, *neódα*, *rā*, *škóα*, *soŋ*, *sȫr*, *troér*. – b) vor Konsonant: *dezórα*, *ésα*, *kašα*, *kītíf*, *sęt*, *škrit*, *štemánα*, *štes*; *katšér*, *kátšα*, *nǫ́tsα*, *tšutšér*. Vgl. § 59;

9. *r*: a) vor *f* (< v) in *dęf* = it. *darvi*. – b) vor *l* in *klamęlα* = it. *chiamarla*, *krompęl* = it. *comprarlo*. – c) vor *n*: *bȫn* < *bȫrn* = it. *berne* = *béverne*, *kān* < *kārn* = it. *cavarne*. – d) vor *s*: *foš*, *sentęs*, *vištís*. – e) vor *t* in *dęt* = it. *darti*. Vgl. § 47;

10. *t*: a) in *-ate*: *šta*. – b) in *-atī*: *preⁱ*, *lugéⁱ*. – c) *-atu*: *banyę*, *koflę*, *largę*. – d) *-ēte*, *-ētĭs*: *paré*, *re*, *se*; *olé*, *podé*. – e) *-ītu*: *dormí*. – f) *-ūtu*: *αbú*, *menú*, *nyu*, *velú*. – g) zwischen Konsonanten in *nŏstru*, *vŏstru* > *nǫs*, *vǫs*. – h) in *ti* > *ž*: *režóŋ*, *rožonér*, *préži*, *pegríža*. – i) in *sti* > *š* in *uš*. Vgl. §§ 71, 75;

11. *v*: zwischen Vokalen: *cavare* > *kār*, *lavare* > *lār*, *felíα*, *indinér*, *nǫ́α*, *pőⁱrα*, *ženžíα*, *žon*. Vgl. § 66, 2.

C. Im Auslaut

127. a) *Vokale*:

1. lat. -e: *bĕne* > *beŋ*, *lume* > *lum*, *sĕpte* > *sęt*. Vgl. § 34;

2. lat. -ī: *caballī* > *kavály*, *kepély*, *pany*, *ęny*, *tentχ*, *kᵘentχ*, *grentχ*. Vgl. § 35;

3. lat. -ŭ, -o: *manu* > *maŋ*, *an*, *kalt*, *uš*, *maju* > *męⁱ*, *gęⁱ*; *octo* > *ǫt*. Vgl. § 33, 1.

128. b) *Konsonanten*:

1. *c*: *sīc* > *ši*, *iši*, *illac* > *ilyá*, *kilyá*. Vgl. § 103;

2. *s*: *nōs* > *no*, *vos* > *vo*, *fóra*, *plu*, *tre*. Vgl. § 84;

3. *t*: *et* > *e*, *dat* > *dę*, *stat* > *štę* und darnach **at* (für *habet*) > *ę* und **fat* > *fę*. Vgl. § 75, c.

V. Zusatz von Lauten

129. Im *Anlaut*:

In *amĭta* > *lámada* (vgl. dazu in Bormio *al lámęda* = der Onkel) und in *ĭndĭce* > *léndaš* (vgl. engadin. *lìndeš*) ist der Artikel mit dem Hauptwort verschmolzen (sog. Agglutination).

130. Im *Inlaut*:

a) ein zusätzliches *n*:

1. in *anzǫla* (ebenso im Obwaldischen) neben *zǫla* < **haediŏla*; vielleicht ist *una zǫla* > **unanzǫla* > *un'anzǫla* geworden;

2. in *lendžéⁱr* neben *ležéⁱr*, das nicht bodenständig aus **lĕviariu* entstanden sein kann;

3. in *imvę́rn* < *invę́rn* (neben *ivę́rn*), das wohl aus it. *inverno* (vgl. friaul. *inviarn*, span. *invierno*) entlehnt ist. Bodenständig ist *ivę́rn* (vgl. engadin. *iviern*, katalan. *ivern*, altspan. *ivierno*) < *hībĕrnu*(*m tempus*);

b) ein zusätzliches *r*: in **tronare* REW 8778 > *tronér* (vgl. dazu provenzal., katalan., span. *tronar*, portug. *troar*).

131. Als reine *Übergangslaute* sind zu betrachten:

1. *b*: a) zwischen *m–r*: in *camĕra* > *kámbra*, *nŭmerare* > *ombrér*;

b) zwischen *m–l*: in *cŭmŭlu* > **komblo* (vgl. franz. *comble*) > *kómbol*;

2. *d*: a) zwischen *l–ž*: *al žénar* > *al džénar*, *al žę́rlo* > *al džę́rlo*, *al žõnǿly*, > *al džõnǿly*, *al žõk* > *al džõk*, *al žúdaš* > *al džúdaš*, **bŭlgea* > *bóldža*, *mŭlgere* > *móldžar*. Vgl. § 88;

b) zwischen *n–r*: *cĭnĕre* > *tšéndra*. Der Einschub des d spricht in diesem Fall für Zungenspitzen-r; sonst (d.h. bei velarem r) wäre wohl **tšéygra*, **tšéyra* entstanden;

c) zwischen *n–z*: *mandia > *mándza*, *anzǫla* > *andzǫla*. Vgl. § 79, 2;

d) zwischen *n–ž*: *un žę́rlo* > *un džę́rlo*, *un džõnǿly*; *axŭngia* > *sǿndža*, *jŭngĕre* > *žǿndžar*, *tĭngĕre* > *téndžar*, *ŭngĕre* > *ǿndžar*; *lendžéⁱr*. Vgl. §§ 88, 89;

e) zwischen *r–z*: **vĭrdia* > *vérdza* neben *vérza*;

f) zwischen *r–ž*: *spargĕre* > *špárdžar*. Der Einschub von d zwischen r–z, r–ž spricht für Zungenspitzen-r; vgl. Pkt. b;

3. g zwischen *ŋ–r* (Zäpfchen-*r*): *grǫtš* neben *rǫtš* ist in der Verbindung *uŋ rǫtš* > *uŋgrǫ́ts* entstanden;

4. t: a) zwischen *l–s*: *falsu* > *falts* neben *fals*, *mŭlsu* > *molts* (gemolken) neben *moldžú*, *salsa* > *sáltsα*, *αl seny* > *αltsény* das Zeichen (vgl. Wörterverzeichnis unter *ts*);

b) zwischen *r–s*: *cŭrsu* > *korts* neben *kors*, *fĕrsu* > *fę̄r(t)s*, *persona* > *per(t)sónα*, *ŭrsu* > *or(t)s*; *eⁱr séⁱrα* > *αr(t)séⁱrα*. Der Einschub von t zwischen r–s spricht in diesen Fällen für Aussprache des r als Zungenspitzen-r; vgl. Pkt. 2, b, e, f;

c) zwischen *n–s*: *pensare* > *pen(t)sér*;

d) zwischen *n–š* (*-ndž* > *-ntš*): *delŏnge* > *delǒntš*, *jŭngĭt* > *žǒntš*, *tĭngĭt* > *tentš*.

132. Im *Auslaut* ist ein sog. adverbiales -*α* angehängt worden: in *ī(n)sémα*, *indóntα*, *uštα*, *volαntéⁱrα* – in Analogie zu den Adverbien *fŏras* > *fórα*, *de sŭpra* > *dezórα*; vgl. § 32.

VI. Wortkreuzungen

133. „In sehr vielen Fällen gehen Lautveränderungen nicht auf physiologische Vorgänge, sondern darauf zurück, daß zwei Wörter gleicher oder verwandter Bedeutung miteinander verschmolzen sind oder sich gegenseitig beeinflußt haben.“ *Meyer-Lübke*, Einführung in das Studium der roman. Sprachwissenschaft, Heidelberg ²1909, § 149.

Solche Wortkreuzungen – auch Wortmischungen, Wortverschränkungen oder Kontaminationen genannt – liegen vor in:

ándαt (Livigno *ándit*) < *ambĭtu* REW 410 + *adĭtu* REW 167;

brítχα < engad. *brik'a* < *brisa* + *bŭcca* (*Salvioni* in Romania XXXI, 277 u. REW 1357);

brǒⁱnα < *prŭīna* + *brūma* REW 6796; vgl. dazu noch § 41;

fróškα < *frŏnde* + *frasca* (REW 3522) < **vīrasca* REW 9360;

gómbαt < *cŭbĭtu* REW 2354 + (gall.) **cŭmbos* REW 2387;

gras < lat. *grassu*, das < *crassu* + *grŏssu* entstanden ist (vgl. *Meyer-Lübke*, Einführung § 152);

kríαl < *crībĕllu* + *krīblu* REW 2324;

škαmbę́l < *scamnu* + *scabĕllu* REW 7633.

Bregenz JOSEPH HUBER (†)

A Milton - Ariosto Parallel:

Satan and Rodomonte (*Paradise Lost,* IV, 181)

When Satan disdains "due entrance" into Paradise and leaps over the wall instead

> ... and in contempt
> At one slight bound high overleap'd all bound
> Of Hill or highest Wall, and sheer within
> Lights on his feet

his method of entry links him not only with Biblical parallels, but also with the Renaissance heroic tradition. If he resembles the "thief" of John x. 1–13[1], he also displays an affinity with the valiant pagan of Italian romance. In Canto XIV of Ariosto's *Orlando Furioso,* Rodomonte enters a beleaguered citadel in much the same way and with comparable boldness. At the siege of Paris the pagan forces find their assault blocked by defensive fortifications, including a fosse nearly thirty feet wide "tra il muro, e l'argine secondo". This proves no obstacle, however, for the Saracen king, who "with a wondrous bound Leaps o'er the fosse, and lights upon the ground":

> Il Re di Sarza (come havesse un' ala
> Per ciascun de' suoi membri) levò il pondo
> Di sì gran corpo, e con tant' arme indosso,
> E netto si lanciò di là dal fosso.[2]

Like Milton's earlier allusions to Ulysses and the Argonauts, to the heroes of Thebes and Ilium and the knights of Arthur and Charlemagne, this parallel with Ariosto strengthens the link between his own poem and the tradition of epic and romance. It contributes one more brushstroke, another significant detail, to his portrait of Satan as the archetype of the secular hero, the exemplar of a spurious but conventional concept of heroism.[3]

---

[1] See Merritt Y. Hughes (ed.), *Paradise Lost* (New York, 1935), p. 116.

[2] *Orlando Furioso di M. Lodovico Ariosto* (Venetia, 1603), p. 144; cf. John Hoole's translation, II (London, 1799), p. 155.

[3] See Milton Miller, *Paradise Lost:* The Double Standard, Univ. of Toronto Quarterly, XX (1951), pp. 183–99.

This analogy is all the more appropriate in view of the ethical similarity between the two figures. In their combination of valor and impiety, both display a marked resemblance to the *contemptor divum* of classical epic, such as Statius' Capaneus and Virgil's Mezentius. In his defiance of God and obstinate faith in his own strength[1], Rodomonte resembles his ancestor Nimrod, and Satan is cast in much the same mold. Moreover, this indirect comparison with the Saracen warrior is consistent with Milton's practice elsewhere in *Paradise Lost,* where "the Devils are frequently described by metaphors taken from the Turks", as in the references to Satan as the "Sultan" and his council as the "Divan"[2]. Finally, the results of their abrupt entrance are similar. Both wreak havoc and destruction on the weak and helpless. Determined "to wreck on innocent frail man his loss", Satan assails "the weaker" of the Protoplasts. Rodomonte slaughters "not martial squadrons, but a heartless crew: Meer vulgar souls that ne'er in arms could vie" – priests, children, women, old men, and servants[3].

The contrast between this first bold intrusion in broad daylight and Satan's subsequent return "by stealth" and "at Midnight" emphasizes the ethical contrast between two different modes of heroism. If his initial entrance recalls Rodomonte's impious valor, his re-entry "involv'd in rising Mist" is reminiscent of the tactics of Odysseus, who had penetrated the Trojan citadel by night and in disguise[4]. These different methods of entry reflect the distinction Rajan has noted elsewhere in the poem between "two conceptions of Satan", in terms of "heroic valour" and in terms of "cunning and subtlety".[5] The transition between them, however, stems less from a positive degeneration in Satan's character than from his alertness to the exigencies of his enterprise and from the gradual

---

[1] Francesco Berni, *Orlando Innamorato . . . dal Sig. Matteo Maria Bojardo* (Fiorenza, 1725), pp. 177, 179, 218, 221; Antonio Marenduzzo (ed.), *Dall' "Orlando Innamorato" Episodi Scelti* (Milano, 1941), pp. 110, 113; Ariosto, p. 143.

[2] A. W. Verity (ed.), *Paradise Lost,* II (Cambridge, 1936), p. 601.

[3] Ariosto, p. 161; Hoole, pp. 218–9.

[4] See my note, "Satan's Metamorphoses and the Heroic Convention of the Ignoble Disguise", MLR 52 (1957), pp. 81–5.

[5] B. Rajan, *Paradise Lost and the Seventeenth Century Reader* (London, 1947), p. 97. For other aspects of Milton's relation to Ariosto, see ibid., p. 122; James Holly Hanford, *A Milton Handbook,* Fourth Edition (New York, 1947), pp. 259–60; A. W. Verity (ed.), *Paradise Lost,* II (Cambridge, 1936), passim; Merritt Y. Hughes (ed.), *Paradise Lost* (New York, 1935), passim; idem, *Paradise Regained, The Minor Poems and Samson Agonistes* (New York, 1937), passim.

evolution of his strategy and tactics. Having learned the inadequacy of force to accomplish his end, he must proceed by fraud. Having once been detected by the angelic guard, he cannot enter with the same boldness as before, but must find "unsuspected way".

Atlanta JOHN M. STEADMAN

Zum Thema Logik und Grammatik

I

Für gewöhnlich pflege ich nicht auf Besprechungen meiner Arbeiten zu antworten, denn ich habe größte Achtung vor der Denkweise anderer, selbst wenn sie von der meinen abweicht; und andrerseits vertraue ich darauf, daß die unterrichteten Leser keine Schwierigkeiten haben werden, in den Besprechungen selbst die zu Recht bestehenden Einwände von den unbegründeten zu unterscheiden. Dennoch, in dem Fall der Kritiken meiner *Sincronía, diacronía e historia* und *Logicismo y antilogicismo en la gramática,* die M. Sandmann in der ZRPh 76, 136–142, veröffentlicht, scheint es mir unerläßlich zu antworten. Erstens, weil die Achtung vor vernünftigen Nichtübereinstimmungen der Ansichten sich nicht auch auf offenkundige Verwechslungen ausdehnen kann, besonders wenn sie so grundsätzlich sind. Zweitens, weil die Leser der Zeitschrift, auf Grund verschiedener Aussprüche des Kritikers, zu Irrtümern verleitet werden können, nicht so sehr in bezug auf meine Person als vielmehr auf die Probleme selbst, die ich behandle. Und auch in diesem Fall werde ich mich im wesentlichen auf die Besprechung von *Logicismo y antilogicismo* [nicht „*Logismo y antilogismo*“] *en la gramática* beschränken.

Gewiß sind auch im kritischen Teil der Besprechung der *Sincronía* irrige, oberflächliche und leichtfertige Interpretationen im Überfluß vorhanden (z.B. die Behauptung, daß ich das „Wesentliche“ mit dem „Wirklichen“ verwechsle, ohne daß der Kritiker merkt, daß ich den sprachlichen Wandel als wesentlich ansehe, nicht wegen der bloßen Tatsache, daß er existiert, sondern weil ich die Sprache als freie, d.h. schöpferische Tätigkeit betrachte); sowie auch sophistische Beweisführungen (z.B. der Versuch, die Wirklichkeit der Sprache umgekehrt zu interpretieren, ausgehend von einer imaginären oder künstlich konstruierten Wirklichkeit) und schließlich philosophische Naivitäten (wie der Rat, ich solle von Kant genau das lernen, was bekanntlich – und abgesehen davon, daß es vom unverfälschten und streng Kantschen Standpunkt

keinerlei vernünftige Anwendung auf die Sprache hat – die hauptsächliche Unzulänglichkeit des Königsberger Philosophen darstellt). Aber diese Besprechung besteht zum Glück nicht *nur* aus Irrtümern und Verwirrungen wie die des *Logicismo*.

Meiner Meinung nach sind zwei der Grundbedingungen für eine Besprechung die wirkliche und aufmerksame Lektüre der Arbeit, die man besprechen will, und eine gewisse wohlwollende Bereitschaft, die Begriffe, die die Schrift verwendet, in ihrem eigentlichen Sinn zu verstehen und sie den Lesern getreu darzustellen. Nun, mir scheint es, daß Sandmann keine der beiden erfüllte. Tatsächlich teilt er den Lesern der Zeitschrift absolut nichts von dem mit, was ich in meinem *Logicismo* meine, und erreicht es vielmehr, ihnen in wenigen Zeilen eine Reihe von Dingen zu übermitteln, die ich weder sage noch je sagen könnte, dergestalt, daß ich mich beim Lesen der Besprechung fragte, ob sie sich wirklich auf meine Schrift bezieht und nicht vielmehr auf eine andere, mir unbekannte. Was die wohlwollende Bereitschaft anbelangt, so hat Sandmann, wie es scheint, nicht einmal meine Grundthese verstehen wollen. In der Tat, versichert er entschieden: „Hier wie überall in der Diskussion ist jedoch 'Gedankliches' und 'Logisches' nicht unterschieden." Und das ist sein Haupteinwand, denn am Schluß seiner Besprechung kommt er darauf zurück und meint, daß wahrscheinlich meine „begriffliche Unsicherheit" darauf zurückzuführen sei, daß das Spanische keine so klare Unterscheidung zwischen „logisch" und „gedanklich" wie das Deutsche kenne und zeigt sogar gewisses, großzügiges Interesse für den Fall, denn es scheint ihm, daß es sich um ein interessantes Beispiel vom Einfluß der Sprache auf das Denken handeln könne.

Ich bedaure wirklich, meinem Kritiker die Grundlage für solches Interesse entziehen zu müssen. An erster Stelle, weil einer der Irrtümer, die ich in meinem *Logicismo* aufzeige und zu beseitigen versuche, der ist, die Sprache (oder, schlimmer noch, *eine* Sprache) für eventuelle Denkfehler verantwortlich zu machen. Zweitens, weil das Spanische – ein Romanist sollte das wissen – ohne Schwierigkeit den erwähnten Unterschied macht: für „gedanklich" steht *racional, intelectual, intelectivo, de ideas* und manchmal *conceptual* (obwohl letzteres weniger gut ist, denn die ganze Sprache ist begrifflich); und für „logisch", im Sinne Sandmanns, steht *concecuente, coherente* und häufig, wenn auch weniger gut, gerade eben *lógico* (als wertender Terminus, dem *ilógico* gegenübersteht). Drittens, weil ich keinerlei Grund hatte, diese Unterscheidung zu machen. Um den grammatikalischen Logizismus zu bekämpfen, nehme ich als wesentliche Grundlage eine andere, der Sandmanns voraus-

gehende Unterscheidung an, nämlich die zwischen *logos semántico,* semantischem Logos oder dem Logos als solchem, dem diskursiven Denken im allgemeinen und dem Logos als Aussage, als rationalem oder logischem Denken (und Rede). Auf Seite 9 meiner Schrift sage ich wörtlich: „[die Sprache] ist die notwendige Form der Äußerung des 'Denkens', ebenso des logischen wie des poetischen und praktischen. Im Hinblick auf die Arten des Denkens ist die historische Sprache, als einfach semantischer Logos, 'neutral', 'unbestimmt' oder besser noch, nicht differenziert.“ Andrerseits rechne ich mir diese Unterscheidung keineswegs als Verdienst an, denn es handelt sich um eine berühmte, obwohl zuweilen vergessene oder unbekannte, aristotelische Unterscheidung. Sandmann erklärt nicht, wie er mit seinem ungenauen „gedanklich“ zwischen unbestimmten Denken als solchem und poetischem, praktischem oder rationalem Denken unterscheiden würde, aber er glaubt offensichtlich, daß bei dem, was ich „rational *oder* logisch“ nenne, nachträglich zwischen „gedanklich“ und „logisch“ unterschieden werden müsse, denn er sagt, für ihn „– und wohl auch andere – ist das Wesen des 'Logischen' im Begriff der 'gedanklichen Konsequenz' beschlossen“. Das ist nicht das erste Mal, daß ich das höre, aber ich konnte und durfte diese Unterscheidung nicht machen. Erstens, weil sie mir als formale Unterscheidung nicht diente, wo schon der grammatikalische Logizismus sich nicht mit diesem Begriff des Logischen verbindet, sondern mit dem, den ich verwende (und den Sandmann auch vor einigen Jahren kannte; vgl. *Subject and Predicate,* S. 7); in der Tat ist der Grundfehler des Logizismus der, die Sprache als Produkt und Äußerung des rationalen oder logischen Denkens anzusehen, und deswegen der Wertung in Termini der Wahrheit und Unwahrheit unterworfen. Zweitens, ist sie als reale Unterscheidung auf keinen Fall wesentlich: für mich – und wohl auch für andere – ist sie einfach (und unabhängig von der erörterbaren Formulierung Sandmanns) die Unterscheidung zwischen „Urteil“ und „Schluß“, zwischen einfacher und zusammengesetzter logischer Rede, d.h. eine interne und sekundäre Unterscheidung in einer und derselben Form des Logos. Konventionell, und für andere Zwecke, kann der Ausdruck „logisch“ für den Begriff vorbehalten werden, den der Kritiker angibt, aber das schließt nicht aus, daß die wesentliche Grenze (und die für die Betrachtung des grammatikalischen Logizismus von Bedeutung ist) diejenige ist, die die logisch unbestimmte Rede von der aussagenden (propositionalen) Rede trennt. Daher sehe ich offen gestanden nicht, warum ich in die Diskussion Unterscheidungen von zweifelhaftem Wert, und die überdies für meine Zwecke unnütz waren, hätte hineinziehen sollen,

und warum das eine „begriffliche Unsicherheit“ bedeuten muß. Gewiß, ich bedaure, mit Sandmann und mit den „andern“, denen er folgt (vor allem einer Reihe von positivistischen Logikern), nicht einer Meinung zu sein; aber es tröstet mich ein wenig die Tatsache, mit vielen andern und sehr wichtigen (einschließlich verschiedenen deutschen und sicherlich nicht von der spanischen Sprache beeinflußten) Denkern übereinzustimmen, die Sandmann in meinen Anmerkungen hätte angeführt finden können.

Jedenfalls, da er schon von einer willkürlichen Behauptung ausgeht (der meiner angeblichen „begrifflichen Unsicherheit“), und auf Grund seiner Auffassung von Logizität, ist es nicht zu verwundern, daß Sandmann mehr oder weniger folgerichtig von einer Verwirrung in die andere stürzt. So stimmt es nicht, daß ich *lógico* und *ilógico* mit „wahr“ und „unwahr“ identifiziere; im Gegenteil, ich nenne wiederholt „expresión lógica“ das, was ebenso Wahrheit wie Unwahrheit umfassen kann und stelle dies der einfachen Sprache gegenüber, die ich in einen Moment versetze, der ideal der Unterscheidung zwischen „wahr“ und „unwahr“ vorausgeht, was andrerseits geläufig und wohl bekannt ist, zumindestens in der Philosophie. In dem von Sandmann erwähnten Abschnitt beschränke ich mich darauf hinzuweisen, daß die vorher genannten Adjektive in ihrem wertenden Sinn nur auf die propositionale, konkrete Rede angewandt werden können, und nicht auf die abstrakte Sprache. Ebensowenig verschiebe ich die Diskussion vom Gebiet der Grammatik auf das des Urteils; aber ich befasse mich mit den *Grundlagen* der Grammatik, was Sandmann nicht zu bemerken scheint, und für die Grundlegung der Grammatik ist die Unterscheidung zwischen der sprachlichen Äußerung als solcher und dem Urteil wesentlich.

Schließlich behauptet Sandmann, daß ich „meinem“ *logos semántico* auch eine prädizierende Funktion zuspräche, die ich mit der „expresión lógica“ gleichsetzte, und daß ich für „prädizierend“ *apofántico* sagte (letzteres versieht er mit einem *sic* des Erstaunens). Nein. Der semantische Logos ist nicht meiner, sondern der des Aristoteles. Das Apophantische ist nicht eigentlich eine „Funktion“, sondern eine Bestimmung des semantischen Logos. Und „apophantisch“ bedeutet nicht genau „prädizierend“ (zumindestens nicht im umfassenden oder grammatikalischen Sinn), sondern „propositional“, „aussagend“; wenn man aber unter „prädizierend“ das versteht, „was etwas in bezug auf etwas bestätigt oder verneint“, dann ist „apophantisch“ ein ausgezeichneter Terminus für „prädizierend“. Der Ausdruck *apophantisch*, der Sandmann so erstaunt, ist in jedem griechischen Wörterbuch zu finden und hat als Fachausdruck auf einfache oder zusammengesetzte logische Aussagen

angewandt, eine lange Tradition in der westlichen Philosophie, angefangen von Aristoteles. Was die Unterscheidung selbst anbetrifft, so ist sie keinesfalls selten; Sandmann hätte sie meinen bibliographischen Angaben folgend bei Aristoteles, *De interpr. 17a,* finden können: *Ἔστι δὲ λόγος ἅπας μὲν σημαντικός . . . . ἀποφαντικὸς δὲ οὐ πᾶς, ἀλλ' ἐν ᾧ τὸ ἀληθεύειν ἢ ψεύδεσθαι ὑπάρχει* usw.

Auf Grund all des Gesagten habe ich mich auch gefragt, worauf dieses Nichtverstehenwollen, diese Verwechslungen (zu grundlegend, um durch Eile oder Nachlässigkeit entschuldigt zu werden), diese seltsame Gleichsetzung von Abweichung und Verdrehung des fremden Denkens, und schließlich diese offensichtliche begriffliche Unsicherheit und dieser Mangel an elementarer philosophischer Unterrichtung zurückzuführen sind, die mein Kritiker an den Tag legt; vor allem in Anbetracht dessen, daß ich in jedem Fall die Quellen angebe, aus denen er die ihm fehlenden Begriffe hätte entnehmen können, sowie auch die Sekundärliteratur, wo er jene Begriffe hätte besprochen und erklärt finden können, die ihm so dunkel und erstaunlich vorkommen. Ich habe mir jedoch keine Erklärung darüber geben können und kann es auch noch nicht, nicht einmal mit einer Vermutung, da es sich um den Verfasser einer so ernsten und überlegten Arbeit wie *Subject and Predicate* handelt. Das einzige, was ich versichern kann, ist, daß die deutsche Sprache daran keinerlei Schuld trägt.

Montevideo EUGENIO COSERIU

II

Ich habe mit Entsetzen gelesen, daß ein von mir so geachteter Denker wie Coseriu glaubt, meine Besprechungen seiner Arbeiten mit einer Anklageschrift beantworten zu müssen. Ich gehe auf einige Punkte seiner Ausstellungen ein, so weit als möglich in der Reihenfolge, in der sie von ihm vorgebracht werden.

Er wirft mir vor, daß ich nicht gemerkt hätte, warum er den sprachlichen Wandel als wesentlich ansieht. Nicht nur habe ich es gemerkt, sondern auch deutlich gesagt: „Für ihn sind die Begriffe 'Sprache' und 'Veränderung' nicht trennbar, da ja das Wesen der Sprache *ἐνέργεια* ist.“ (ZRPh 76, 138). Wogegen ich mich wende, ist die Einseitigkeit dieses Standpunktes. In diesem Zusammenhang mache ich eine hypothetische Bemerkung: Ein Anhänger der a-historisch-funktionellen Methode *könnte* (man beachte den Eventualis!) den Spieß gegen Coseriu umkehren (S. 140). Aus dem Zusammenhang

geht klar hervor, daß auch dieses meiner Meinung nach ein einseitiges Argument wäre. Ich wundere mich, daß Coseriu das ironische Moment dieser hypothetischen Beweisführung nicht erkannt hat und mir eine „sophistische Beweisführung" vorwirft.

Dann wird mir „philosophische Naivität" vorgeworfen, weil ich nicht weiß, daß Kants berühmtes Umdenken der Frage „Was ist ein Ding an sich?" in die Form „Warum erkennen wir ein Ding notwendigerweise in gewissen Formen?" die „hauptsächliche Unzulänglichkeit des Königsberger Philosophen darstellt". Ja, wer ist denn hier naiv?

An meiner kurzen Besprechung seiner Schrift *Logicismo y antilogicismo en la gramática* findet er alles falsch und entstellt. Er schiebt mir Äußerungen unter, die ich so nie gemacht habe und stellt seinerseits Behauptungen auf, in denen er sich, soweit ich ihn verstehe, selbst widerspricht.

Ich habe nie behauptet, daß man auf Spanisch zwischen „Gedanklichem" und „Logischem" nicht unterscheiden könne, sondern lediglich, daß das Spanische eine terminologische Unterscheidung zwischen „gedanklich" und „logisch" nicht so nahe legt wie das Deutsche. Der Grund dafür ist, daß das Spanische von *pensar* keine dem *lógico* parallele Adjektivableitung besitzt. Sollte es für meine Behauptung noch eines positiven Beweises bedürfen, so hat ihn Coseriu selbst zu meiner vollsten Zufriedenheit geliefert, wenn er schreibt:

> Für „gedanklich" steht *racional, intelectual, intelectivo, de ideas* und manchmal *conceptual* (obwohl letzteres weniger gut ist, denn die ganze Sprache ist begrifflich); und für „logisch", im Sinne Sandmanns, steht *consecuente, coherente* und häufig, wenn auch weniger gut, gerade eben *lógico* (als wertender Terminus, dem *ilógico* gegenübersteht).

Es war mir als Sprachwissenschaftler nicht uninteressant zu beobachten, daß der Philosoph, der so beredt die Unabhängigkeit des Denkens von der Sprache verkündet, ganz offenbar so sehr der Gefangene der grammatischen Kategorie des Adjektivs war, daß er nicht darauf kam, den Gegensatz zwischen „Gedanklichem" und „Logischem" mit den spanischen Worten *pensamiento* und *pensamiento lógico* zu bezeichnen!

Wenn er nun sagt „So stimmt es nicht, daß ich *lógico* und *ilógico* mit 'wahr' und 'unwahr' identifiziere, im Gegenteil...", so muß ich ihn gegen ihn selbst zitieren. Er schreibt nämlich in seiner Schrift (S. 11): „Lógicos o ilógicos pueden ser sólo determinados actos de hablar, mas no como lenguaje, sino en cuanto afirman o niegan, es decir, como manifestación de tales y cuales pensamientos." Dies

kann von Lesern von Prantls „Geschichte der Logik im Abendlande" nur so verstanden werden, daß die Termina *lógico* und *ilógico* auf die sogenannten „logischen Werte" der Urteile anspielen und so in der Tat synonym werden mit „wahr" bzw. „unwahr" (oder „falsch"). Hat doch Coseriu Aristoteles folgend selbst ein paar Seiten vorher (S. 7) gesagt, „[verdad y falsedad] se dan sólo en la afirmación y la negación", ein Satz, der dem vorher zitierten gleicht wie ein Ei dem anderen; man hat nur *verdad* durch *lo lógico* und *falsedad* durch *lo ilógico* zu ersetzen, um das zu sehen. Ich bin also sehr wohl berechtigt, folgendermaßen zu interpretieren: „Wahres (= *lo lógico*) und 'Unwahres' (= *lo ilógico*) kommt nur zustande kraft eines (positiven oder negativen) Urteilsaktes." Das ist es, was ich in meiner Besprechung zum Ausdruck brachte.

Obgleich Coseriu, wenn man ihn wörtlich nehmen wollte, diese Interpretation abzulehnen scheint, meint er wohl nur, daß sie ihm nicht wichtig ist, da sich wertendes „logisch" und „unlogisch" nur (*sólo*) auf Urteile, nicht aber auf Sprachliches anwenden lassen. Ein wichtiger Punkt unserer Kritik ist nun, daß diese Geringschätzung der wertenden Ausdrücke „logisch" und „unlogisch" nicht ohne bedeutende Nachteile ist. Doch davon später. – Das Sprachliche, diese „einfache Sprache" nun, liegt angeblich in einem der Unterscheidung von „wahr" und „unwahr" ideal vorausgehenden Moment. Vielleicht ist dieser Satz ein Gemeinplatz der Philosophie wie Coseriu meint. Er ist nichtsdestoweniger unklar. Ich habe den Verdacht, daß Coseriu gar nicht von der Wahrheitsentscheidung sprechen will. Er meint wohl tatsächlich die ja-nein-Entscheidung des Urteils, über dessen Wahrheitswert ja zunächst nichts ausgemacht ist. Sollte ich ihn recht verstehen, meint er lediglich, daß „Urteilen" ohne „Sprachbesitz" nicht möglich ist und daß der Sprachbesitz im Gegensatz zum Urteil logisch indifferent ist. Aufs Urteil kommt es also doch wohl an, nicht auf die rein episodische und zufällige Entscheidung, ob es wahr sei oder falsch. Sollte ich mit dieser Interpretation das Rechte getroffen haben, dann ist auch Coserius „ideal vorausgehender Moment" bei Licht gesehen lediglich eine faktische Voraussetzung.

Was ist nun die *expresión lógica,* die „Wahres" und „Unwahres" umfaßt? Sind es etwa die Begriffe und Begriffskombinationen? Sie existieren ja wirklich in einem der Urteilsbildung ideal vorausgehenden Moment, da die ideale Form des Urteils Begriffe denknotwendig – nicht nur faktisch – voraussetzt und involviert. Doch man hat nur an diese Begriffe und Begriffskombinationen zu denken, um sofort zu sehen, daß es durchaus nicht stimmt, daß wertendes „logisch" und „unlogisch" wie Coseriu will „nur" auf bejahende und ver-

neinende Urteile angewandt werden können. Im Gegenteil, hinsichtlich des Urteils ist es durchaus vorzuziehen, von „wahr“ und „unwahr“ statt von „logisch“ und „unlogisch“ zu sprechen, wenn man das Kind beim rechten Namen nennen will. Aber in der der Urteilsbildung ideal (im strengen Sinne!) vorhergehenden Sphäre der Begriffe und der Begriffskombinationen sind die Termina „logisch“ und „unlogisch“ im wertenden Sinne sehr wohl anwendbar. Sie haben hier den Sinn von „widerspruchsfrei“, bzw. „widerspruchsvoll“. Auf den Einzelbegriff bezogen meint wertendes „logisch“, daß die den Begriffsinhalt ausmachenden objektiven Faktoren sachlich miteinander vereinbar sein müssen (z.B. „Kugelfläche“), wertendes „unlogisch“ das Gegenteil (z.B. „Kugelebene“). Ähnlich bezeichnet wertendes „logisch“ auf dem Gebiet der Begriffskombinationen ihre sachliche Vereinbarkeit (z.B. „gleichwinkliges Dreieck“), wertendes „unlogisch“ ihre sachliche Unvereinbarkeit (z.B. „rundes Dreieck“). Wir sind hier also auf dem wichtigen Gebiete der „sachlichen Konsequenz“, das unsere Sprache so gut kennt, die uns sagen läßt „Wer A sagt, muß auch B sagen“ („Wo's rookt is ook Für“, säd de Voss) und das Coseriu ganz vernachlässigt, da er „Konsequenz“ nur auf dem Gebiete des propositionalen Schließens anerkennt; und hier bagatellisiert er sie als für seine Zwecke belanglos. Die unzulängliche Behandlung der „logischen Konsequenz“ und das unberechtigte Abschieben der wertenden Begriffe „logisch“ und „unlogisch“ auf das Gebiet der Urteilsbildung habe ich ihm in sehr milder Form und wie ich glaube mit Recht vorgeworfen.

Es ist kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß dieser Begriff der „sachlichen Konsequenz“ für die Sprachkritik von der größten Bedeutung ist. Die Autonomie der Sprachwissenschaft als eine von der Logik unabhängige Disziplin gründet sich ja gerade auf die Beobachtung, daß die Sprache, mit dem Maßstab der logischen Konsequenz gemessen, eben als „unlogisch“ erscheint. Das Suppletivwesen, ja alle „unregelmäßigen“ Formen, die ganze Vieldeutigkeit sprachlicher Symbole (vgl. Eng. *she is pretty* und *she is pretty ugly*) verstoßen ja gegen das Prinzip der sachlichen Konsequenz. Die Sache ist so bekannt und augenfällig, daß selbst Coseriu, der vorgibt, sich nicht für die sachliche Konsequenz zu interessieren, in seiner Schrift (S. 10) eben diesen Tatbestand kurz als „antisistematicidad“ erwähnt. Wie ich andernorts ausgeführt habe[1], haben gewisse Forscher aus dem „inkonsequenten“, praktisch-historischen Charakter der Sprache auch das Recht abgeleitet, die

[1] Subject and Predicate, Edinburgh U.P. 1954.

Unabhängigkeit der Sprache von idealen Denkstrukturen wie der S-P Struktur des Urteils zu behaupten. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß hieran der Sprachgebrauch, der ja zwischen *logisch* im Sinne von „konsequent“ und *logisch* im Sinne von „epistemologisch“ nicht immer unterscheidet, ein wenig Schuld hat. Ich werde auf diesen Punkt weiter unten noch einmal kurz zurückkommen. Zuvor muß ich aber noch eine andere Schwierigkeit aufzuhellen versuchen.

Coseriu fragt, wie ich zwischen unbestimmtem Denken als solchem und poetischem, praktischem oder rationalem Denken unterscheide. Hier ist meine Antwort:

1. „Unbestimmtes Denken“ im strengen Sinne gibt es nicht; das wäre – mit dem Maßstab der sachlichen Konsequenz gemessen – „hölzernes Eisen“. Wohl aber gibt es „unklares Denken“ und „unklare Vorstellungen“, d.h. unbewußt gegen das Gesetz der sachlichen Konsequenz operierendes Denken und Vorstellen; hierfür mag der Ausdruck „unbestimmtes Denken“ selbst als Illustration stehen.

2. Es gibt für mich nicht drei verschiedene Arten von Denken, wie poetisches Denken, praktisches Denken und rationales Denken. Das scheint mir nur eine *façon de parler* zu sein. In Wahrheit ist alles Denken rational (*racional, intelectual, intelectivo*); aber die Nebenzwecke, denen das Denken dient, können verschiedenartig sein: praktische, ästhetisch-poetische usw. Wie auch immer das Denken sich faktisch betätigt, es verdient den Namen „Denken“ nur insofern als es auf Erkenntnis ausgeht, also ein epistemologisches Ziel verfolgt. Es bezeichnet daher die Akte der Begriffs- und Urteilsbildung, insofern sie durch diese epistemologische Zielrichtung durchgängig bestimmt sind. Ich wähle diese Formulierung, um so unzweideutig wie möglich die Einzigartigkeit und auch die durch die Ausrichtung auf das jeweilige Erkenntnisziel durchgängige Bestimmtheit der Denkakte zu charakterisieren.

Mit dem Wort „epistemologisch“ haben wir nun einen wichtigen Begriff bezeichnet, der seinerseits oft den Namen „logisch“ trägt. Man spricht von „logischen“ Urteilen und „logischen“ Begriffen und denkt dabei an ihre epistemologische Natur, charakterisiert sie also in ihrer „Leistung“ als Instrumente der Erkenntnis, ohne jedoch zu werten. Der Grund für diese Gleichsetzung zwischen „epistemologisch“ und „logisch“ liegt wohl darin, daß die traditionelle Schullogik sich nicht darauf beschränkte, eine Lehre des konsequenten Denkens zu sein, sondern Begriffsbildung und Urteilsbildung mitbehandelte. Die Berechtigung dafür lag in dem Umstand, daß sich beide Gebiete sachlich durchdringen: Wer die sach-

liche Konsequenz verstehen will, muß die Begriffsbildung kennen, wer Folgerichtigkeit verstehen will, muß die propositionalen Schlußverfahren kennen, wer „Wahrheit“ als „Übereinstimmung eines Urteils mit einem Sachverhalt“ definiert, braucht eine Urteilslehre. Mit anderen Worten, unsere traditionelle Logik ist eben eine „epistemologische Logik“, im Gegensatz zur modernen „symbolischen Logik“, die ganz anders aufgebaut ist.

Ob und inwieweit Coserius nichtwertendes *lógico* mit „epistemologisch“ zu interpretieren sei, wage ich nicht zu entscheiden, weil er es seinem Leser nicht immer leicht macht, ihn richtig zu verstehen. Wie ich oben angedeutet habe, scheint mir die Tatsache, daß dasselbe Wort *logisch* sowohl „konsequent“ als auch „epistemologisch“ (oder „gedanklich“) bedeuten kann, dazu beigetragen zu haben, auf Grund der Feststellung des „unlogischen“, d.h. „inkonsequenten“ Charakters der Sprache ihr auch einen „a-logischen“ Charakter zuzuschreiben und zu leugnen, daß die Grammatik mit den ideal-epistemologischen Strukturen des Denkens wie Begriff oder der Subjekt-Prädikat-Struktur irgend etwas zu tun hat. Ich glaube, dies ist zu unrecht geschehen. Ich habe mir selbst in „Subject and Predicate“ eine Theorie aufgebaut, die im Gegensatz zur klassischen Grammatik nicht behauptet, daß die Sprache sozusagen eine Bezeichnungsmethode für ein präexistierendes Denken ist, sondern umgekehrt, daß die Sprache das zunächst Gegebene ist und daß wir zur idealen Sphäre des Denkens nur durch Sprachkritik vordringen können. Sprache als Mitteilung ist weitgehend durch praktische (historische) Faktoren bestimmt. Man spricht daher gerne von „sprachlichem Denken“ oder auch „praktischem Denken“; das ist aber ungenau und führt leicht zur sachlichen Inkonsequenz, wie ich oben angedeutet habe. Genaugenommen läßt sich das Denken nur als idealer Kern des Sprachlichen erfassen. Die Grammatik läßt sich nicht auf der Logik aufbauen, wohl aber kann man eine Logik, z.B. die traditionelle epistemologische Logik, aus der Grammatik gewinnen.

Ich hoffe, meine Kritik von Coserius Schrift auf gute, klare Gründe gebaut zu haben. Trotzdem kann ich bis zu gewissem Grade verstehen, warum mir Coseriu Nichtverstehenwollen und Verdrehungen vorwirft. Er hat diesen Eindruck wohl hauptsächlich der Tatsache zu verdanken, daß meine Besprechung so kurz ist, daß eine in den Augen des Verfassers „gerechte“, d.h. vollständige Darstellung und Würdigung seiner Gedankengänge nicht erreicht werden konnte, ja nicht einmal erzielt war. Ich stand vor der Alternative, entweder einen kritisch-philosophischen Artikel vom Umfange von Coserius Schrift zu verfassen oder mich mit den

Andeutungen meiner Schwierigkeiten und einer Empfehlung der Schrift zu begnügen. Ich wählte den letzteren Weg, zumal ich ja nicht für Philosophen, sondern Sprachwissenschaftler zu schreiben hatte. In gewissem Sinne bin ich also dankbar, jetzt eine Gelegenheit gehabt zu haben, meine kritischen Ausstände näher zu begründen. Meiner Meinung nach hat Coserius Denken viele verführerische Qualitäten, es hat Tiefe und gelegentlich glänzende Höhepunkte. Genauigkeit in der Handhabung gewisser wichtiger Termini, die ihr kritisches Durchdenken voraussetzt, wird man allerdings nicht durchgängig bei ihm bewundern können.

Es bleibt mir nur noch übrig hinzuzufügen, daß ich hätte wissen müssen, daß „apophantisch" ein Aristotelischer Terminus ist. Es tut mir leid, ihn beanstandet zu haben.

Berkeley (California) M. Sandmann

Diskussion aktueller Probleme

Die *clarté* der französischen Sprache und die Klarheit der Franzosen

Das Jahr 1784 markiert den Höhepunkt der Universalität der französischen Sprache. In diesem Jahr setzt die Königlich Preußische Akademie einen Preis für die Beantwortung der folgenden drei Preisfragen aus:

- Was hat die französische Sprache zur Universalsprache Europas gemacht?
- Wodurch verdient sie diesen Vorrang?
- Ist zu erwarten, daß sie ihn behält?

Die zweite Frage soll uns hier interessieren. Rivarol, dessen elegantem *Discours sur l'universalité de la langue française* der Preis zugesprochen wird, ist davon überzeugt, daß die französische Sprache die Universalität durch ihre Wesenseigenschaften verdient, und er hat es verstanden, das Preiskollegium wie auch seine ganze Leserschaft davon zu überzeugen, daß die französische Sprache mehr als eine Sprache unter anderen ist: *Sûre, sociale, raisonnable, ce n'est plus la langue française, c'est la langue humaine*[1]. Alle diese Eigenschaften haben jedoch für Rivarol einen Generalnenner, nämlich die Klarheit (*clarté*), welche der französischen Sprache par excellence zukommt. *Ce qui n'est pas clair n'est pas français*[2], so lautet seine prägnante Formel, die bei der Nachwelt ein vielfältiges Echo finden sollte. Rivarol hat diesen Satz nicht einfach unter dem Diktat des Nationalstolzes niedergeschrieben, seine Auffassung entsprach vielmehr ziemlich genau den bei den Gebildeten ganz Europas herrschenden Überzeugungen. So hat sich z.B. der deutsche Gelehrte Schwab, der sich ebenfalls mit einem Traktat um den Preis der Akademie beworben hat, in ganz ähnlicher Weise geäußert. Er schreibt, die Klarheit, welche das Wesen des französischen Stils ausmache, sei im Mechanismus der Sprache angelegt[3].

---

[1] Rivarol, Discours, ed. M. Hervier, Paris 1929, S. 100f.
[2] Ebd., S. 90.
[3] J. C. Schwab, Dissertation sur les causes de l'universalité de la

Diese communis opinio der europäischen Gebildeten im 18. Jahrhundert wird verständlich, wenn man an den Mann denkt, den Rivarol in der genannten Schrift den Franzosen par excellence nennt: Voltaire. Er hat mehr als jeder andere zu der universalen Geltung der französischen Sprache und zur Verbreitung der Klarheitsidee beigetragen. Voltaire äußert sich recht oft zu diesem Thema, und schon im Vorwort seines Oedipus-Dramas finden wir den Satz: *Le génie de notre langue est la clarté et l'élégance*. Der Satz wiederholt sich fast wörtlich im *Dictionnaire philosophique: Le génie de cette langue est la clarté et l'ordre*. (Art. *François*). Die beiden Begriffe Klarheit und Ordnung sind für ihn unter diesem Gesichtspunkt gleichbedeutend, denn die Klarheit ist identisch mit der „natürlichen Ordnung der Vorstellungen". In seinem *Siècle de Louis XIV* wird dann die französische Sprache mit ihren Qualitäten Gegenstand seiner historischen Interessen. Er schreibt dort von der klassischen französischen Sprache: *La langue française est de toutes les langues celle qui exprime avec le plus de facilité, de netteté, et de délicatesse, tous les objets de la conversation des honnêtes gens; et par là elle contribue dans toute l'Europe à un des plus grands agréments de la vie* (Kap. 32). Das Wort *netteté* vertritt hier das Wort *clarté*, das später im allgemeinen Sprachgebrauch mehr Erfolg gehabt hat.

Man ist nicht sehr erstaunt, nach den Zeugenaussagen Voltaires und Rivarols den Prozeß entschieden zu sehen. Und bis auf den heutigen Tag ist die *clarté* das beliebteste Attribut der französischen Sprache geblieben. Das bestätigt uns François-Poncet in einer Rede, die er 1956 vor dem Kongreß der Alliance française gehalten hat. Dort erklärt er das hohe Ansehen, das die französische Sprache nach wie vor in der Welt genießt, mit den immanenten Qualitäten dieser Sprache, vornehmlich ihrer Klarheit. Wenn die französische Sprache auch nicht mehr wie im 18. Jahrhundert die Weltsprache, *la langue universelle*, ist, so ist sie doch nach François-Poncet immer noch die Sprache der Weltelite[1]. Auch der Titel des bekannten Buches von Daniel Mornet: *Histoire de la clarté française* (Paris 1929) spricht für sich. Er läßt gleichzeitig erkennen, wie sich die Begriffe *clarté* der französischen Sprache und

langue françoise (Übersetzung), Paris 1803, S. 113f. Vgl. G. Rohlfs, Die Weltgeltung der französischen Sprache, Archiv 186 (1949) 111–118, hier S. 114.

[1] Le français dans le Monde, Ve Congrès de l'Alliance française, Paris 1956, S. 30 und 35. Vgl. auch den Band La France dans le Monde (Recueils et monographies, N° 34), Paris, La Documentation française, 1960, besonders S. 28.

clarté française vermischen, Begriffe, die wir im folgenden sorgsam auseinanderhalten wollen.

Die Klarheit der französischen Sprache ist jedoch nicht immer mit der schönen Einhelligkeit bestätigt worden, die wir bei den Preisrichtern Rivarols und überhaupt bei den europäischen Gebildeten des 18. Jahrhunderts feststellen können. André Thérive beispielsweise spottet in seinem Buch *Libre histoire de la langue française* (Paris 1954) über den „fast abergläubischen Kult der *clarté*" (S. 153). Der Schweizer Charles Bally fordert Beweise und meint, die meisten derjenigen, die die *clarté française* preisen, würden wohl in Schwierigkeiten geraten, wenn sie sagen müßten, worin sie eigentlich besteht[1]. Und Franck Schoell resigniert: „*Cela n'a jamais été prouvé et ne peut pas l'être*"[2]. Das ist der Moment der Ironie, und Jean Anouilh läßt eine Person in seinem Stück *Le Rendez-vous de Senlis* sagen: *Mais vous n'avez pas l'air de très bien comprendre? Je me sers pourtant de la langue française, la plus concise, la plus claire, la langue des diplomates et des souverains* (Acte III).

Mehr noch. Es gibt Autoren, und sogar mitten im 18. Jahrhundert, welche die Skepsis gegenüber der *clarté* bis zur Umkehrung getrieben haben. Der Moralist Chamfort ist bereit zu glauben, daß die französische Sprache die Klarheit liebt, aber, so fährt er fort, wir lieben eben dasjenige am meisten, dessen wir am meisten ermangeln[3]. Bei ihm könnte man noch sagen, daß der Moralist auf der Suche nach einem Witzwort einfach die Medaille umgewendet hat. Aber was soll man von dem Aufklärer d'Alembert sagen, der nicht nur der französischen Sprache die Klarheit abspricht, sondern sogar genau das Gegenteil behauptet: *Aucune langue sans exception n'est plus sujette à l'obscurité que la nôtre.* Er zieht daraus sogleich die Konsequenz in Form einer stilistischen Vorschrift: die *clarté* ist nur insofern Erbteil der französischen Sprache, als der französische Schriftsteller verpflichtet ist, die Klarheit nie aus den Augen zu verlieren, denn sie droht ihm ständig zu entgleiten[4].

*

Die Autoren des 18. Jahrhunderts und unseres Zeitalters sind jedoch nicht die ersten, die über dieses Problem nachdenken. Wir finden Diskussionen über die Klarheit schon bei den Griechen und

---

[1] Linguistique générale et linguistique française, ³1950, S 358.

[2] La langue française dans le Monde, Paris 1936, S. 326.

[3] Maximes et pensées, App. II.

[4] Réflexions sur l'élocution oratoire, Mélanges, Bd. II, 1773, S. 336; zitiert von Hervier in seiner Ausgabe des Discours von Rivarol, S. 90.

Römern, aber bei ihnen, das ist bemerkenswert, handelt es sich nicht um die Klarheit als Eigenschaft einer Sprache. Die Klarheit ist Diskussionsgegenstand als stilistisches Prinzip, das der Rhetorik und Poetik zugehört[1]. Aristoteles etwa fordert in seiner Poetik, die Rede solle klar (σαφής) sein, ohne doch deswegen niedrig zu sein (1458 a 18 ff.). Man findet dann diese Vorschrift bei den Römern wieder, so z. B. in der *Institutio Oratoria* von Quintilian. Sie lautet: *oratio vero, cuius summa virtus est perspicuitas* (1, 6, 41). Wir notieren hier vor allem, daß der Fachausdruck für diese Vorschrift das Wort *perspicuitas* ist und nicht das Wort *claritas*, das sonst im klassischen Latein und in der Sprache Quintilians durchaus vorkommt, aber nur höchst selten in diesem Zusammenhang gebraucht wird. Wir wollen nun diese beiden Wörter etwas bis in eine uns näherliegende Zeit verfolgen. Als in der Renaissance die Schriftsteller bewußter als im Mittelalter die rhetorischen und poetischen Theorien der Antike befolgten, übernahmen sie auch den Begriff *perspicuitas* zur Bezeichnung des stilistischen Gebots und als rhetorische „*virtus*". In Frankreich erhält das Wort ein leicht französiertes Gewand und erscheint als *perspicuité*. In dieser Gestalt vegetiert das Wort bis auf den heutigen Tag. Es ist in der französischen Sprache niemals recht heimisch geworden; mit seinem allzu gelehrten Aussehen und – was in der Sprachgeschichte stärker ins Gewicht fällt – ohne ein zugehöriges Adjektiv hatte es keinen größeren Erfolg zu erwarten. Daher wird das Wort *perspicuité* vom 17. Jahrhundert an in der Rhetorik und Poetik durch das Wort *clarté* ersetzt. Bis dahin, und das gilt noch für die Sprache des 16. Jahrhunderts, hatte das Wort *clarté* vornehmlich die Bedeutung von Leuchtkraft, Glanz und Berühmtheit, was auch dem lateinischen Sprachgebrauch entspricht. Für die Autoren des 16. Jahrhunderts sind die Sonne, der Himmel und die Augen schöner Frauen „*clairs*", aber auch die Ehre und der Adelstitel. Racine kennt noch diese Wortbedeutung; es ist die *clarté* des kaiserlichen Ranges, d. h. der Ruhmesglanz dieses Ranges, welcher Junie blendet (Brit. II, 3). In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, was Jacques Peletier in seinem *Art poétique* (1555) unterläuft, als er das schon genannte Gebot des Aristoteles übernimmt. Er übersetzt: „*La premiere e la plus dine vertu du Poème èt la Clerte*" (I, 9). Das ist zwar Wort für Wort das aristotelische Gebot, aber der Sinn ist ein ganz anderer; denn Peletiers *clerté* bedeutet Glanz und meint daher etwas ganz anderes als die aristotelische σαφήνεια. Peletier fordert für die Dichtung eine Qualität, die oft genug der Klarheit sogar zuwiderläuft. Es ist also

[1] Vgl. H. Lausberg, Handbuch der literarischen Rhetorik, 2 Bde., München 1960; besonders §§ 315–321, 528–537.

ein sehr tiefgreifender Bedeutungswandel, der das Wort *clarté* im 17. Jahrhundert seinem alten Anwendungsbereich entzieht (wo es durch *lustre, splendeur* usw. ersetzt wird). Erst durch diesen Bedeutungswandel wurde das Wort *clarté* frei für die neuen Aufgaben als rhetorisch-poetischer Terminus, die bis dahin von dem Wort *perspicuité* so unzureichend wahrgenommen wurden.

Das ist jedoch noch nicht die *clarté* der französischen Sprache. Wir sind erst bei dem rhetorisch-poetischen Begriff, der eine Stilqualität (*virtus dicendi*) bezeichnet. In diesem Sinn muß man den wohlbekannten Vers aus Boileaus *Art poétique* verstehen: *Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement* (I, v. 153). Genau besehen, hat der Begriff *clarté* niemals diese ursprüngliche Bedeutung, die ihm von den Griechen und Römern zugekommen ist, ganz verloren. Boileaus Lehrsatz ist beispielsweise in einem Brief Voltaires deutlich wiederzuerkennen, wo dieser schreibt: *Rien ne marque mieux un esprit juste et droit que de s'exprimer clairement. Les expressions ne sont confuses que quand les idées le sont*[1]. Und in seinem *Dictionnaire philosophique* bezeichnet er die Regelmäßigkeit und die Klarheit als unerläßliche Eigenschaften des Stils, der sich dann durch die Eigenschaft der Eleganz zur Höhe der Poesie erheben kann (s.v. *Langues*). Hören wir noch, was dieser Gedanke in der Vereinfachung Supervielles ergibt. Er schreibt in seinem *Art poétique: Le poète dispose de deux pédales, la claire lui permet d'aller jusqu'à la transparence, l'obscure va jusqu'à l'opacité* (S. 60). Wie dem auch sei, der zeitgenössische Autor belegt uns damit zumindest die Kontinuität des aristotelischen Gebotes bis in unsere Zeit.

■

Wir schauen zum Vergleich auf einige andere Sprachen. Da ist zunächst der hl. Isidor von Sevilla, der die Qualitäten der griechischen Sprache hervorhebt: *Graeca autem lingua inter ceteras gentium clarior habetur. Est enim et Latinis et omnibus linguis sonantior*[2]. Isidor gebraucht allerdings das Wort *clarus* zur Kennzeichnung einer Sprache, des Griechischen, aber der Kontext läßt eindeutig erkennen, wie wir das Wort verstehen müssen: Isidor preist nicht die Klarheit, sondern den Glanz des Griechischen. Es ist der gleiche Glanz, den Du Bellay mit seiner *Deffence et illustration de la langue françoise* dem Französischen verleihen will[3].

[1] Brief vom 19. 2. 1750 an den Marquis des Issarts.

[2] Etym. 9, 1, 4.

[3] Die polemische Schrift *Le Quintil Horatien* (Lyon 1550) erläutert das Wort *illustration* im Titel der Schrift von Du Bellay als *donnant lustre et clarté à la langue.*

Durch Isidors Beispiel vorsichtig geworden, zögern wir auch, die folgende Äußerung Boccaccios für die Klarheit der italienischen Sprache zeugen zu lassen. Boccaccio spricht von Dante als dem Schöpfer der italienischen Nationalsprache und schreibt: *Per costui la chiarezza del fiorentino idioma è dimostrata*[1]. Das ist ebenfalls, wie Du Bellay sagen würde, die „*illustration*" des Florentinischen, und wir müssen mit Hans Wilhelm Klein resümieren, daß die italienischen Autoren der Renaissance keine *chiarezza italiana* als Muster der *clarté française* geliefert haben[2].

Anders verhält es sich jedoch mit Spanien. Bei den Autoren des 16. Jahrhunderts finden wir auch in Spanien die Idee der Klarheit in der wohlbekannten Form des stilistischen Gebots. So lobt beispielsweise Fernando de Herrera die *claridad, clareza* oder *puridad* in den Gedichten Garcilasos de la Vega. In seinem Kommentar zu diesen Gedichten gibt er einmal auch eine Charakterisierung der spanischen Sprache, in Wirklichkeit eine lange Liste von lobenden Eigenschaftswörtern. Die Klarheit ist nicht darunter[3]. Sie findet sich dort ebensowenig wie in den etwa gleichzeitigen Schriften Henri Estiennes, der ebenfalls zum Lobe der französischen Sprache Epitheta häuft, ohne auf die Klarheit zu verfallen[4]. Im 17. Jahrhundert wandelt sich jedoch in Spanien das Bild. Der Anfang dieses Jahrhunderts ist in Spanien bekanntlich durch die kulteranistische Bewegung gekennzeichnet, die unter dem Impuls Góngoras und seiner Schule für die Dichtung ästhetisches Neuland jenseits der Verständlichkeit suchte. Die empörten Paladine des gesunden Menschenverstandes schlugen Alarm und ziehen die Kulteranisten der Dunkelheit. So richtete sich auf die Dunkelheit (*oscuridad*) die allgemeine Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, und die Ankläger waren gezwungen, gegen die Dunklen das Banner der Klarheit (*claridad*) zu schwingen. Die Klarheit konnte in diesem leidenschaftlichen Streit natürlich nicht eine Stiltugend unter anderen bleiben, sondern wurde die Stiltugend par excellence, deren Übung fast eine patriotische Pflicht war. In diesem Sinne muß man Lope de Vegas *claridad castellana* von 1624 verstehen[5].

*

1 Vita di Dante, Kap. 2.

2 Latein und Volgare in Italien, München 1957, S. 85.

3 Komm. zu Son. I; Sevilla 1580, S. 74f.

4 Vgl. E. Huguet. Vorwort seiner Ausgabe der Précellence du langage françois, Paris 1896.

5 In: *La Circe,* Vorrede. Dieselbe Wendung findet sich in einem unter

Einen so leidenschaftlichen Streit um Klarheit und Dunkelheit wie in Spanien hat es in Frankreich nicht gegeben. Aber die rhetorische Figur des Hyperbaton (*transmutatio,* ungewöhnliche Wortstellung), in der bei Góngora die syntaktischen Kühnheiten gipfeln, beschäftigt auch die französischen Dichter, und zwar schon im 16. Jahrhundert. Das Hyperbaton wird natürlich, da die Rhetorik es guthieß, nicht grundsätzlich abgelehnt, aber man empfiehlt doch eine sparsame und maßvolle Anwendung dieser Figur. Auch diese Empfehlung stammt aus der rhetorischen Tradition, denn schon Quintilian hatte darauf hingewiesen, daß ein allzu kühnes Hyperbaton die Klarheit gefährden kann[1]. So ist es also zu verstehen, wenn Barthélemy Aneau, der Verfasser des *Quintil Horatien,* ein Hyperbaton bei Du Bellay als zu gewagt tadelt und folgendes schreibt: *tant s'en faut qu'il soit usagier au langage françois: duquel la plus grande vertu de facilité & clarté est qu'il suyct le droict ordre naturel*[2]. Auch der Gegenbegriff zum Hyperbaton, *le droict ordre naturel,* stammt aus der Rhetorik und lautet bei Quintilian *ordo naturalis*[3]. Der durch und durch rhetorische Kontext läßt also erkennen, daß es sich hier immer noch um die rhetorische *virtus* (*vertu*) der Klarheit handelt; trotzdem hat Harmer recht, wenn er diese Stelle als Erstbeleg für die *clarté* der französischen Sprache anführt[4]. Denn die rhetorische *virtus* ist hier mit einer besonderen Beschaffenheit gerade der französischen Sprache motiviert, und damit ist neben das stilistische Gebot der *clarté* eine Spracheigenschaft *clarté* getreten. Man darf allerdings nicht übersehen, daß Barthélemy Aneau, der sonst das Wort *clarté* in der Bedeutung 'Glanz' verwendet (siehe oben S. 532), die neue Bedeutung 'Klarheit' nur schüchtern und in der Sicherung des Synonymenpaares *facilité et clarté* zu gebrauchen wagt. Die Bedeutung 'Klarheit' liegt mehr bei dem Wort *facilité* als bei dem Wort *clarté*. Aber der Sprach-

---

dem Pseudonym des Ldo. *Claros* de la Plaça verfaßten Pamphlet aus dem beginnenden 17. Jahrhundert (Ms. II, 1323 der Madrider Palastbibliothek). Vgl. auch das Vorwort der Obras des Fürsten von Esquilache (1639).

[1] Inst. Orat. 8, 2, 14 – nach Lausberg, Handbuch der lit. Rhetorik, 1960, § 716.

[2] Du Bellay, Oeuvres poétiques, Bd. III, ed. Chamard, S. 4. Anm. 2.

[3] Inst. Orat. 9, 4, 23; vgl. Lausberg, a.a.O., § 951. Man findet das Begriffspaar *ordo naturalis* : *ordo artificialis* (*artificiosus*) auch auf anderen Gebieten der Rhetorik. Vgl. Lausberg §§ 446 ff.

[4] L.C. Harmer, The French Language Today, London 1954, S. 48. Ich verweise überhaupt auf das Kapitel II dieses Buches, in dem Harmer eine Reihe von wichtigen Stellen zum Klarheitsproblem zusammenstellt und in mehreren Punkten zu den gleichen Ergebnissen kommt wie ich in diesem Aufsatz.

gebrauch ist in Bewegung, das ist an der Synonymenpaarung deutlich abzulesen.

Die eigentliche Entdeckung der *clarté* als einer Eigenschaft der französischen Sprache bleibt dem 17. Jahrhundert vorbehalten[1]. Das 17. Jahrhundert ist in Frankreich unter dem Gesichtspunkt des Sprachbewußtseins das Jahrhundert Vaugelas'. Dieser Grammatiker war kein Pedant, und er schätzte auch die pedantischen Wörter nicht. Es scheint, daß er den Bedeutungswandel zum Abschluß gebracht hat, der das Wort *clarté* (und gelegentlich das Wort *netteté*) an die Stelle des Wortes *perspicuité* gesetzt hat[2]. Vaugelas empfiehlt, wie es auch die andern Jünger der griechischen und römischen Sprachtheoretiker tun, die stilistische Klarheit: *la clarté de l'expression, qui doit estre le principal soin de celuy qui parle ou qui escrit*[3]. Aber gleichzeitig weist er darauf hin, daß der französischen Sprache selber die Tendenz innewohnt, die Klarheit der Schriftsteller zu begünstigen und jede Art von Dunkelheit abzustoßen. Mehr als andere Sprachen sei das Französische auf Klarheit angelegt: *la clarté du langage, que la Langue Françoise affecte sur toutes les Langues du monde*[4]. Diese Auffassung wird in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts allgemeine Überzeugung der Sprachdenker, wobei den anderen Sprachen die Eigenschaft der *clarté* mehr oder weniger deutlich abgesprochen wird. Der Grammatiker François Charpentier begnügt sich noch mit der Feststellung, die *clarté* komme der französischen Sprache par excellence zu[5]; der Jesuitenpater Bouhours spricht der französischen Sprache darüber hinaus das Klarheitsmonopol zu[6].

Der Gedanke, daß der französischen Sprache eine gewisse Klarheit als immanente Spracheigenschaft zukommt, ist also durch die großen Grammatiker des 17. Jahrhunderts entwickelt und verbreitet worden. Man mag ein gewisses Beigewicht der *clara et distincta perceptio* des Descartes und des Cartesianismus im allgemeinen mit in Rechnung stellen. Aber die Idee der klaren und deutlichen Vorstellung, so wichtig sie auch sein mag, ist nicht die

---

1 Zu diesem Ergebnis kommt auch Harmer (a.a.O. S. 52).

2 *Il (scil. Quintilien) encherit bien encore dans ce mesme chapitre de perspicuitate, il veut que l'expression soit si claire, qu'elle frappe l'esprit du Iuge...* (Remarques, ed. A. Chassang, 2 Bde., Paris o.J., Bd. II, S. 370).

3 A.a.O., Bd. II, S. 275.

4 A.a.O., Bd. II, S. 401 (= Nouvelles Remarques).

5 De l'excellence de la langue françoise, 1683, Bd. II, S. 610. Ich berichte nach Harmer, a.a.O., S. 50, Anm. 1.

6 *... une certaine clarté que les autres langues n'ont point* (Entretiens d'Ariste et d'Eugène, ed. R. Radouant, Paris 1920, S. 58).

Wurzel der Klarheitsidee. Eher mag schon Descartes von der europäischen Tradition des Sprachbewußtseins und der Rhetorik beeinflußt sein und dort die gleichen Impulse aufgenommen haben, die auch bei Vaugelas die Klarheitsidee hervorgebracht haben. Immerhin, da sich die Idee der *clarté* der französischen Sprache und die philosophische Idee der klaren und deutlichen Vorstellung auf dem Marsch durch die Geschichte unterwegs getroffen haben, sind sie auch die vielfältigsten Verbindungen und Vermischungen eingegangen und haben es zugelassen, daß die einen die *clarté française* mit dem *esprit cartésien,* die andern den *esprit cartésien* mit der *clarté française* erklären.

*

Auch als unter dem Einfluß Vaugelas' und seiner Schüler aus der rhetorischen *virtus* eine Spracheigenschaft *clarté* geworden war, behielt der Begriff viele Merkmale, die nur aus seiner rhetorischen Herkunft erklärbar sind. Vor allem die Tatsache, daß die besondere Klarheit der französischen Sprache drei Jahrhunderte lang so gut wie ausschließlich aus der „natürlichen Wortstellung" des Französischen, also aus der normalen Abfolge Subjekt – Prädikat – Objekt, begründet wird, ist nur von der rhetorischen Herkunft des Begriffes her zu verstehen. In der Rhetorik hatte die Klarheit als *virtus dicendi* ursprünglich zwei Anwendungsbereiche: erstens die Genauigkeit der Wortbedeutungen, zweitens die Stellung der Wörter im Satz[1]. Im europäischen Manierismus-Streit im 16. und 17. Jahrhundert, bei dem die syntaktischen Freiheiten des Hyperbatons besonders umstritten waren, schiebt sich der syntaktische Anwendungsbereich des Klarheitsbegriffes in den Vordergrund des Sprachbewußtseins, und mit Vaugelas und seinen Nachfolgern ist die *clarté* endgültig ein syntaktischer oder jedenfalls in der Syntax fundierter Begriff geworden. Das wurde zudem durch die Struktur der französischen Sprache nahegelegt. Das Französische schien wie geschaffen für die *clarté*. Denn die französische Sprache der klassischen Periode hatte bekanntlich auf die vielen Freiheiten des Altfranzösischen in bezug auf die Wortstellung im Satz verzichtet und die Abfolge Subjekt – Prädikat – Objekt zur Regel gemacht[2]. In

[1] Vgl. Lausberg, a. a. O., §§ 531–537. Von der *perspicuitas narrationis* als Teil der Inventio und Dispositio (§§ 315–321) kann man hier absehen.

[2] Daß die Inversion im modernen Französisch gar nicht so selten ist, wie gelegentlich gesagt wird, zeigt in einer schönen Übersicht L. C. Harmer, a. a. O., S. 56 ff. Vgl. auch im einzelnen A. Blinkenberg, L'ordre des mots en français moderne, 2 Bde., Kopenhagen 1928/31.

diesem Satztypus sah man die Verwirklichung der Klarheit. Da das Französische nun diesen Satztypus zur Regel gemacht hat, hat es als Sprache realisiert, was die Rhetorik bisher nur vom Stil des einzelnen verlangt hatte. Die Abfolge Subjekt – Prädikat – Objekt und das prinzipielle Verbot, diese Ordnung umzukehren (Inversion), das war die klare, die logische, die natürliche Syntax. Sie entsprach der natürlichen Abfolge der Vorstellungen im Denken. Logik und Grammatik fielen in der französischen Sprache zusammen. So oder ähnlich lauten die Folgerungen, zu denen die Autoren auf Grund der Identifikation der Klarheit und der festen Wortstellung im französischen Satz gelangen. Wir greifen aus dem Chor den schon erwähnten Jesuitenpater Bouhours heraus. Er schreibt: *la langue française est peut-être la seule qui suive exactement l'ordre naturel, et qui exprime les pensées en la manière qu'elles naissent dans l'esprit*[1]. Auch Rivarol sieht hier den Beweis für die *clarté* der französischen Sprache, die dadurch allen sogenannten Inversionssprachen überlegen ist: *Le Français, par un privilège unique, est seul resté fidèle à l'ordre direct, comme s'il était toute raison... C'est de là que résulte cette admirable clarté, base éternelle de notre langue*[2].

*

Wir kommen zur quaestio iuris. Ist die feste Wortstellung mit der Abfolge Subjekt – Prädikat – Objekt wirklich die natürliche, die logische Wortstellung? Wir können uns mit der Antwort kurz fassen; denn sowohl durch die Entwicklung der Sprachwissenschaft als auch durch das Fortschreiten der Logik ist dieser Argumentation der Boden entzogen. Was zunächst die Logik betrifft, so verzichtet sie heute z. T. ganz auf den Subjektsbegriff[3], oder sie schreibt das Prädikat grundsätzlich als erste Stelle der Aussage[4]. Von einem besonderen logischen Wert der grammatischen Abfolge Subjekt – Prädikat – Objekt weiß sie nichts. Aber auch die Sprachwissenschaft weiß nichts von einer Wortabfolge, die prinzipiell besser und daher natürlicher wäre als andere. Vergils *Arma virumque cano* (mit Inversion) ist genauso eindeutig zu verstehen wie Voltaires *Je chante ce héros* (ohne Inversion). Die Kasusendungen leisten im

---

1 Entretiens d'Ariste et d'Eugène, ed. R. Radouant, Paris 1920, S. 55.

2 Discours, ed. M. Hervier, Paris 1929, S. 89f.

3 An die Stelle des Subjekts tritt der Eigenname. Vgl. P. Lorenzen, Formale Logik (Sammlung Göschen 1176/1176a), Berlin 1958, S. 8ff.

4 Etwa R. Carnap, Einführung in die symbolische Logik, Wien [2]1960, S. 5. Vgl. auch F. Schmidt, Logik der Syntax, Berlin 1957, S. 93.

ersten Falle genau dasselbe, was im zweiten Falle die Wortstellung leistet: zwei verschiedene Methoden von gleicher Nützlichkeit. Mit Klarheit hat das nichts zu tun. Wir können dieses Ergebnis noch generalisieren. Denn es gibt überhaupt in keiner Sprache eine Wortstellung, die a priori als natürlich oder als der Funktion der Sprache besonders angemessen bezeichnet werden könnte. Die Wörter, aus denen sich ein Satz zusammensetzt, sind nicht selbständige Teile der Information, die uns der Satz gibt. Die Satzinformation ist nicht analysierbar als Summe der Wortbedeutungen. Die Wörter eines Satzes, oder wenigstens die meisten unter ihnen, haben zwar jeweils eine Bedeutung, aber diese wird erst durch die Integration in das Satzganze determiniert und präzisiert. Erst im Determinationsgeflecht des Kontextes fügen sich die einzelnen Wortbedeutungen zum Satzsinn. Der Sinn eines Satzes ist daher mehr als die Summe seiner Wortbedeutungen; er beruht vielmehr auf einem subtilen gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis aller semantischen Elemente. Dabei ist zu beachten, daß die wechselseitige Determination der Wörter im Satz nicht nur progressiv, sondern auch regressiv abläuft, so daß das erste Wort eines Satzes gewiß das letzte, dieses aber auch rückläufig das erste determiniert. Der Satz ist also eine Ganzheit und eine Gestalt[1]. Alles hängt von allem ab, diese Feststellung gilt von jedem Satz wie auch von der Sprache insgesamt. Man kann daher nicht a priori sagen, welche Wortstellung am leichtesten und klarsten gestattet, den Sinn des Satzes zu erfassen. Denn nur das Sprechen und das Hören laufen linear ab, das Verstehen hingegen hat Ganzheitscharakter, weil der Satz Gestaltcharakter hat. Das ist natürlich ein Vorgang, der schwer zu beobachten und schon gar nicht zu messen ist; denn er besteht aus einem immer verschiedenen Spiel von Aufnahmebereitschaft, Vorahnung, provisorischem Verstehen, Korrektion, Suspension und schließlich Verstehen. Es handelt sich also nicht um ein lineares Fortschreiten vom Minimum des Verstehens beim ersten Wort bis zu seinem Maximum beim letzten Wort. Das gilt für alle Sprachen, einschließlich des Französischen. Die Inversion ist daher nicht a priori dem Verstehen abträglich; denn ob der Hörer zuerst das Objekt und dann das Subjekt, oder ob er zuerst das Subjekt und dann das Objekt hört, ist für das Verstehen gleichgültig, weil er den Sinn sowieso erst versteht, wenn er den ganzen Satz oder wenigstens doch eine größere Wortgruppe aufgenommen hat.

Diese Überlegungen stammen nicht von heute oder gestern. Man findet ähnliche Gedanken zum erstenmal[2] in der *Lettre sur les*

[1] Vgl. Walter Porzig, Das Wunder der Sprache, Bern ²1957, S. 202f.

[2] Klagen über das französische Inversionsverbot findet man aller-

Sourds et muets von Diderot (1751). In dieser Schrift untersucht Diderot das Problem der logischen Wortstellung und der Inversion vornehmlich im Hinblick auf die Stellung des Adjektivs vor oder nach dem Substantiv. Als guter Philosoph betrachtet er das Substantiv als Repräsentanten der Substanz, die Adjektive als Repräsentanten der Akzidentien und zieht dann die sprachwissenschaftlichen Konsequenzen aus der Philosophie Humes, die die Substanz leugnet. Da also in der Ordnung der Dinge die Akzidentien nicht einer Substanz anhaften und da in der Ordnung der Erfahrung den Akzidentien ebenfalls keine Substanzwahrnehmung vorausgeht, liegt auch in der Sprache keine „natürliche" Wortstellung vor, wenn das Adjektiv, wie es im Französischen die Regel ist, dem Substantiv nachfolgt. Diderot sieht in dieser für das Französische charakteristischen Wortstellung Substantiv – Adjektiv nichts als einen im ganzen bedauerlichen Einfluß des Aristotelismus, der in Frankreich so lange geherrscht habe. In Wirklichkeit und nach der gesunden Philosophie Humes müsse die sog. Inversion als die natürliche Wortstellung im Satz gelten[1]. Den modernen Leser, der sich nicht mehr so sehr um Substanzen und Akzidentien sorgt wie Hume und seine Zeitgenossen, beeindrucken diese Überlegungen Diderots vielleicht nicht sehr stark. Aber es gibt in Diderots Schrift noch eine andere Überlegung, die uns allerdings sehr viel näherliegt. Er untersucht in seinem Traktat Sätze wie „*j'ai faim*" und unterstreicht in seiner Analyse, daß man in diesem Satz nicht eine Folge von drei aneinandergereihten Vorstellungen sehen darf, weil nämlich der Hörer diese drei Wörter auf der Stelle in eine Ganzheit integriert, die etwa dem lateinischen Wort „*esurio*" entspricht. *Le pinceau n'exécute qu'à la longue ce que l'œil du peintre embrasse tout d'un coup*[2]. Diese beiden Überlegungen stehen bei Diderot noch unverbunden nebeneinander, und er zieht aus dem Ganzheitsbegriff noch keine Folgerungen für das Problem der Inversion. Er bleibt also davon überzeugt, daß die Inversion dem Satz zwar Wärme, Eloquenz und Energie verleiht, im ganzen jedoch dem Verständnis eher abträglich als zuträglich ist[3]. Was dem Französischen an Wärme, Eloquenz und Energie verlorengeht, wird an Klarheit und Präzision gewonnen: *on le comprend à mesure qu'il est parlé*[4]. Darin unterscheidet sich das Französische beträchtlich von anderen Spra-

---

dings schon in Fénelons Lettre à l'Académie française, Kap. 5. (Vgl. Harmer, a.a.O., S. 54).

[1] Ouevres complètes, ed. Assézat, Bd. I, S. 349ff.

[2] Ebd., S. 369.

[3] Ebd., S. 371.

[4] Ebd., S. 372.

chen: *le français est fait pour instruire, éclairer et convaincre; le grec, le latin, l'italien, l'anglais, pour persuader, émouvoir et tromper: parlez grec, latin, italien au peuple, mais parlez français au sage*[1].

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Rousseau. Er ist mit Diderot davon überzeugt, daß die französische Sprache auf Grund ihrer Klarheit die Sprache der Philosophen und Weisen ist[2]. Aber er sieht vor allem die Kehrseite dieses Vorzugs. Dieselbe „didaktische Ordnung", die dem Französischen die Klarheit einträgt und es für das philosophische Gespräch tauglich macht, macht das Französische ungeeignet für die Musik und Poesie[3]. Die Ursprache der Menschheit aber war ganz poetisch, bildhaft und musikalisch; sie muß folglich eine Inversionssprache gewesen sein. Erst mit der Entartung des Menschengeschlechtes unter dem Joch der Gesellschaft wurde die Sprache, so argumentiert Rousseau weiter, genauer, klarer, aber auch schleppender, dumpfer und kälter[4].

Man sieht, daß Diderot und Rousseau, obwohl sie dem Inversionsverbot nicht sehr gewogen waren, dennoch von der *clarté* der französischen Sprache und von der Bedeutung dieser Eigenschaft für die philosophische Diskussion überzeugt sind. Und die Klarheit mußte ja wohl einem Jahrhundert lieb und teuer sein, das sich das aufgeklärte Jahrhundert nannte und sich bemühte, mit seinen aufgeklärten Ideen in eine noch finstere Welt hineinzuleuchten. Die Welt hat beides akzeptiert, das Licht der französischen Aufklärer und die Überzeugung, daß die französische Sprache in vorzüglicher Weise eine klare Sprache ist. Heute, da das Licht der Aufklärung etwas in die Ferne gerückt ist, können wir auch den Gemeinplatz von der *clarté* der französischen Sprache nicht mehr unbesprochen und unwidersprochen hinnehmen. Mit einer neuen Betrachtung der Syntax und Logik der Sprache fällt das einzige Argument, das die Idee der *clarté* durch die Jahrhunderte getragen hat, und wir bemerken, daß die *clarté* der französischen Sprache immer schon ein Mythos war. So urteilten auch der Franzose Franck Schoell und der Engländer L.C. Harmer[5]. Wir können also nicht mehr mit Rivarol die Weltgeltung der französischen Sprache mit der *clarté* dieser Sprache erklären. Aber wir dürfen vielleicht umgekehrt die weite Verbreitung und zähe Langlebigkeit des Mythos der *clarté* mit der Universalität der französischen Sprache erklären. Die tatsäch-

[1] Ebd., S. 372.
[2] Lettre sur la musique française, 1753, Avertissement.
[3] Ebd.
[4] Essai zur l'origine des langues, 1781, Kap. 5.
[5] Schoell, La langue française dans le monde, Paris 1936, S. 366 und Harmer, a.a.O., S. 109.

liche Universalität der französischen Sprache machte den Mythos glaubwürdig. Diese Universalität ist ihrerseits dem politischen, kulturellen und speziell literarischen Rang Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert zu verdanken. So hat es schon Voltaire gesehen[1].

*

Ist mit der Charakterisierung als Mythos nun alles über die *clarté* gesagt? Keineswegs, wie mir scheint. Denn wir sehen uns bei der *clarté* vor einem jener heilsamen Mythen, denen Jules Romains in Donogoo-Tonka Denkmäler setzt. Denn die *clarté,* die im Sprachdenken des Grammatikers Vaugelas jene kühne Verwandlung erfahren hat, hat sich seitdem ein zweitesmal verwandelt. Aus einer rhetorischen *virtus* war sie ein Mythos geworden; aus dem Mythos aber entstand ein sprachliches Ethos, verpflichtend für jeden, der Französisch spricht oder schreibt. Albert Dauzat, der an die *clarté* glaubte, ist uns Zeuge für diese zweite Verwandlung, wenn er in seinem *Guide du bon usage* schreibt: *La clarté du français impose des devoirs à ceux qui le parlent, plus encore à ceux qui l'écrivent*[2]. Adel verpflichtet. So hat gerade der Mythos der *clarté* das Ethos der Klarheit hervorgebracht, welches übrigens substantiell mit der alten *virtus dicendi* identisch ist. Diese hat also einen weiten Weg zurückgelegt und den langen Umweg durch das große Reich der Mythen und Ideologien gemacht, um schließlich am Ausgangspunkt wieder anzukommen. Aber dieser Umweg ist ihr zugute gekommen. Denn das Ethos der Klarheit ist mehr als das stilistische Gebot, das den Sprechenden und Schreibenden auch in anderen Ländern nahegelegt wird. Das Ethos der Klarheit hat mehr Gewicht, ist suggestiver und pathetischer als das bloße Gebot. Das dürfen wir dem Mythos zuschreiben, und das erklärt zum großen Teil, warum die Franzosen tatsächlich mehr als andere Nationen die Pflicht zur Klarheit empfinden und erfüllen. Das erklärt damit auch, daß die Franzosen wirklich und tatsächlich klarer sind als die andern. Dabei geht es nicht so sehr um die Frage, ob Tocqueville, Bergson und Montherlant klarer sind als etwa Ranke, Croce oder T. S. Eliot. Dergleichen Parallelen haben wenig Sinn. Aber man kann sich mühelos davon überzeugen, daß die alltäglichen Reden und Publikationen in Frankreich im Durchschnitt einen höheren Grad von Klarheit aufweisen als in andern Ländern. Das kommt daher, daß jeder Gebildete in Frankreich Träger des Klarheitsethos ist und die

[1] Brief an Lord Hervey, 1740 (Nr. 1261), Brief an Guyot vom 7. 8. 1767 und Dictionnaire philosophique, s. v. Langues.

[2] Paris 1954, S. 16.

Klarheit eines Textes als unerläßliche Bedingung des Schreibens empfindet.

Die skizzierten drei Phasen der Klarheitsidee als *virtus*, Mythos und Ethos sollen nicht als chronologische Phasen verstanden werden. Der Mythos impliziert das Ethos schon bei Vaugelas, und bei diesem oder jenem mag man noch heute den Mythos ohne das Ethos finden. Es geht nicht um eine historische Periodisierung, sondern um die Logik der geschichtlichen Entwicklung. Das Ethos setzt den Mythos voraus, so wie der Mythos die rhetorische *virtus* voraussetzt. Es führt kein direkter Weg von dem stilistischen Gebot, das sich mit mehr oder weniger Erfolg an den einzelnen wendet, zu dem einmütigen Klarheitsethos einer Nation, wenn da nicht ein Mythos Hilfestellung leistet.

Wir wollen jedoch nicht die Bedeutung jener Medien übersehen, in denen sich Mythos und Ethos der Klarheit entfaltet haben. Es mag genügen, die wichtigsten ganz knapp zu skizzieren[1]. An erster Stelle ist die Pariser Gesellschaft zu nennen, die sich seit dem 17. Jahrhundert für die Sprache passioniert und diese Passion der ganzen Nation vererbt hat, so daß die Zeitschrift *L'Année littéraire* im Jahre 1755 sagen konnte: *La grammaire règne depuis quelque temps*. Die Grammatik herrscht in Frankreich auch in der Literatur, und das Wörterbuch liegt häufiger auf dem Schreibtisch des Dichters als anderswo. Die großen Autoren gelten daher mit Recht als die Sprachmeister. Ein wichtiges Medium des Klarheitsethos ist auch das Rechtswesen, das sich in Frankreich früher und nachdrücklicher zur Volkssprache bekannt hat als in andern Ländern Europas[2]. Das wichtigste Medium aber ist die französische

---

[1] Daniel Mornets *Histoire de la clarté française* (Paris 1929) beschreibt im einzelnen die Stationen der *clarté*, indem er – kritisch gegenüber den Autoren, unkritisch gegenüber der *clarté* – den Klarheitsgrad der großen Werke der französischen Literatur zu bestimmen versucht: vom Nullpunkt des Mittelalters („*la pensée du moyen âge ne s'est pas souciée d'être claire*") bis zum Höhepunkt des „*esprit classique*". Das ist eine naive und unhistorische Kunstrichterei. Bei kritischer Lektüre sind jedoch bei Mornet einige der Medien erkennbar, in denen sich Mythos und Ethos der *clarté* entfaltet haben.

[2] Sehr aufschlußreich ist z. B. der Text der königlichen Ordonnance von Villers-Cotterêts (1539), die bekanntlich das Französische als Gerichtssprache bestätigt. Es heißt in diesem Erlaß: *qu'ils* (scil. *les arrêts*) *soient faits et éscrits si clairement qu'il n'y ait ne puisse avoir aucune ambiguïté ou incertitude, ne lieu à demander interprétation*. Es sollen also durch den Gebrauch der Volkssprache die Auslegungsschwierigkeiten vermindert werden, die bei lateinischen Wörtern so häufig auftraten. (Vgl. F. Brunot, Histoire de la langue française, Bd. II, [3]1927, S. 30, Anm. 1.)

Schule, die speziell den Schulaufsatz in einem für den Außenstehenden immer wieder überraschenden Maße in den Dienst der Klarheit stellt. Dabei haben sicher in älteren Zeiten die Jesuitenschulen eine besondere Rolle gespielt, die ihrerseits wieder durch ihre großen Schüler wie Descartes und Voltaire das Ethos der Klarheit an die Literatur weitergegeben haben. Das Beispiel der Jesuitenschulen ist instruktiv. Es läßt nämlich sehr deutlich erkennen, daß man nicht die *clarté française* durch eine solche Institution wie die Jesuitenschulen erklären kann, so bedeutsam diese auch für die französische Geistesgeschichte sind. Denn die Jesuiten hatten ihre Schulen auch in anderen Ländern, in Spanien, Süddeutschland, Österreich. Warum sollen sie gerade in Frankreich eine Wirkung hervorgebracht haben, die man ihnen andernorts nicht nachsagt! Und doch ist es durchaus wahrscheinlich, wenn auch schwer beweisbar[1], daß die Klarheit des Ausdrucks in den französischen Jesuitenschulen eine größere Rolle gespielt hat als in den entsprechenden Schulen anderer Länder. Das liegt eben daran, daß die französischen Jesuitenschulen selber unter dem Einfluß des spezifisch französischen Klarheitsethos stehen. Wir wollen nicht vergessen, daß einer der ersten, der in Frankreich die *clarté* propagierte, der Jesuitenpater Bouhours war.

Nachträglich, d.h. als Antwort auf kritische Stimmen zur Klarheitsidee und zu ihrer Verknüpfung mit der Frage der Wortstellung, hat sich Albert Dauzat weitere Argumente zugunsten der *clarté* der französischen Sprache ausgedacht. Es sind die folgenden: 1. präzise Wortbedeutungen, 2. keine Wortzusammensetzungen, 3. Vielzahl von *outils grammaticaux,* 4. analytischer Sprachcharakter[2]. Wir wollen kurz auf sie eingehen, obwohl ihnen das historische Gewicht fehlt. Die Auseinandersetzung mit den Argumenten 2–4 allerdings können wir uns ersparen, da die Sprache hier ausschließlich durch die Brille der Orthographie gesehen wird. Das an erster Stelle genannte Argument ist demgegenüber erwägenswert. Es greift bezeichnenderweise auf die andere, die semantische Seite der alten rhetorischen *virtus* zurück (s. oben Seite 536). Sind nun die Wortbedeutungen im Französischen tatsächlich fester als in anderen Sprachen? Es würde mich methodisch sehr interessieren, das einmal demonstriert zu sehen. Aber nehmen wir einmal an, es sei wirklich so. Das hohe Ansehen, das die Wörterbücher in Frankreich genießen, legt eine solche Auffassung nahe. Daraus ist aber sogleich zu

---

[1] Die Lehrpläne lassen dergleichen m.W. nicht erkennen. (Vgl. Georg Metz, Über Stellung und Betrieb der Rhetorik in den Schulen der Jesuiten, Heidelberg 1898).

[2] Le Guide du bon usage, Paris 1955, S. 13ff.

folgern, daß die Wörterbücher in Frankreich offenbar nicht deshalb häufiger und gläubiger konsultiert werden, weil die Wortbedeutungen im Französischen klarer sind – das würde das Nachschlagen eben erübrigen –, sondern die Wortbedeutungen sind allenfalls deshalb klarer und eindeutiger, weil man sich im Sprachgebrauch mehr an die Autorität des Wörterbuches anlehnt. Warum aber tut man das? Offenbar nicht aus praktischen Erwägungen, sondern auf Grund eines bestimmten sprachlichen Ethos, das mir mit dem Ethos der Klarheit identisch zu sein scheint. Wenn also die Wortbedeutungen im Französischen, wie zwar schwer zu beweisen, jedoch recht plausibel ist, klarer abgegrenzt sind als in andern Sprachen, so setzt diese Tatsache selber im letzten den Mythos der *clarté* voraus. Denn das Ethos der Klarheit haben die Franzosen mindestens ebenso passioniert ergriffen, wie sie den Mythos der *clarté* bereitwillig geglaubt haben. Und dieses Ethos hat tatsächlich in Frankreich ein Maß an Klarheit des Denkens und Formulierens hervorgebracht, das den Nachbarn heute wie eh und je Vorbild ist. Diese Klarheit des Denkens und des Ausdrucks ist die wahre *clarté française,* die Klarheit der Franzosen.

Epilog für Leser deutscher Zunge.

Da die Klarheit seit langem ihren Wohnsitz in Frankreich aufgeschlagen hatte, mußten wir uns im deutschen Sprachraum wohl oder übel mit der Dunkelheit begnügen, die manche aus euphonischen Gründen Tiefe genannt haben. Voltaire selber hat uns dazu mit einem leichtfertigen Scherzwort autorisiert, als er in einem Brief an Henri Pitot schrieb: *Vous trouvez que je m'explique assez clairement; je suis comme les petits ruisseaux: ils sont transparents parce qu'ils sont peu profonds*[1]. Diese „deutsche Tiefe", über die Gottfried Benn sich so herzerfrischend lustig macht[2], ist auch ein Mythos, und zwar ein Anti-Mythos. Wenigstens dieser Mythos ist gefährlich, weil er allen, die schlecht schreiben, als Alibi dienen kann. Weinheber gebraucht in seinem Hymnus auf die deutsche Sprache nicht weniger als dreimal das Wort „tief" und nennt dann die deutsche Sprache die „dunkle Geliebte". Wachen wir, daß sie nicht eine obskure Geliebte wird.

Kiel HARALD WEINRICH

[1] Brief vom 20. 6. 1737. Vgl. M. Wandruszka, Der Geist der französischen Sprache, 1959, S. 130.
[2] Probleme der Lyrik, 1951, S. 21.

Nordfranzösische Mundartliteratur

Im ersten Faszikel des XI. Bandes (1954, S. 114–118) der Zeitschrift „Les Dialectes belgo-romans" richtete Maurice Piron unter dem Titel „Pour l'histoire comparée des littératures dialectales gallo-romanes" einen Appell an die Forscher, denen das Studium der französischen Mundartliteratur ein Anliegen des Kopfes und des Herzens bedeutet. Diese fünf Seiten enthalten aber mehr als einen Appell: sie stellen auch einen Plan auf, wonach eine historische Darstellung einer solchen Mundartliteratur sich richten kann. Piron, als Darsteller der wallonischen Literaturgeschichte[1], erkannte früh, daß gewisse kennzeichnende Aspekte der eigenen Literatur nur ungenügend klar erfaßt werden, wenn man sie nicht mit denjenigen der Nachbarliteraturen vergleicht. Eine ganze Reihe von Tatsachen sozialer und psychologischer Natur sind bei allen Mundartliteraturen dieselben, da die Voraussetzungen ihrer Entstehung dieselben sind. Erst der Vergleich läßt die eigene Literatur im richtigen Lichte erscheinen. Auch chronologisch besteht für Nordfrankreich eine gemeinsame Basis insofern, als in allen Provinzen im Laufe der ersten Hälfte des 16. bzw. zu Beginn des 17. Jhdts. eine literarische Produktion in Mundart entstand.

Hier einige der Direktiven Pirons, nach denen die Regionalmonographien – welche ihrerseits die Grundlage komparatistischer Studien bilden werden – aufgebaut werden sollen: Erscheinungsdatum des ersten mundartlich verfaßten Textes; ungefähre Anzahl der Texte bis zum Ende des Ancien Régime; Vergleich mit der schriftsprachlichen, aus der Gegend stammenden Literatur im selben Zeitabschnitt; Gattungen, Form, Themen, Ton, Sprache, Versform; geographische Verteilung; soziale Stellung der Autoren; Publikationsart; erste Lexikographen; Niedergang oder Aufschwung

---

[1] Cf. aus seiner Feder: Les lettres wallonnes contemporaines, Tournai-Paris 1944[2]; Evolution de la littérature wallonne, in „Grande Encyclopédie de la Belgique et du Congo", II, S. 533–542, Brüssel 1952; Lettres françaises et Lettres dialectales en Wallonie, in „Histoire illustrée des lettres françaises de Belgique", hrsg. von G. Charlier und J. Hanse, S. 631–640, Brüssel 1958.

der Mundartliteratur in den Jahren 1830–1880; Einflüsse von außen (Lafontaines auf die Fabel, Bérangers und Caveaus auf das Lied, der Romantik auf die Lyrik); die Mundartdichtung im 19. und 20. Jhdt. und ihre Hauptthemen; Theater, Presse, Folklore; Rolle der Intellektuellen, Purismus, Versuch der Schaffung einer Koiné; Organisation der Mundartschriftsteller; Originalität dieser Literatur; eventuelle Beeinflussung durch diejenige der Hochsprache, u.a.m. – Selbstverständlich hält der Verf. diese Grundlinien nicht für unbedingt verbindlich. Er fordert seine Mitarbeiter auf, eine kritische, in erster Linie jedoch deskriptive Darstellung ihres Themas zu geben.

Auf diesen Appell hin erschienen in „Les Dialectes belgo-romans" folgende kurze Monographien:
J. Pignon, La littérature patoise en Poitou, XII, 1955, S. 5–41; F. Lechanteur, La litt. patoise en Normandie, XII, 1955, S. 125 bis 169; J.-M. Leneuf, La litt. patoise en Bourgogne, XIII, 1956, S. 5–41.

Nun hat Piron eine vorläufige Synthese gewagt im Kapitel „Les littératures dialectales du domaine d'oïl" der „Histoire des littératures 3" (Encyclopédie de la Pléiade, Paris, Gallimard, 1958, S. 1414–1459). – Ausgehend von der richtigen Voraussetzung, daß die Werke des Mittelalters keine „Dialektliteratur" darstellen, sondern in Scriptae abgefaßt sind, läßt Piron eine eigentliche Mundartliteratur in Frankreich mit der Renaissance beginnen. Die Frage, wieso in allen Gegenden der langue d'oïl eine solche fast gleichzeitig auftritt, beantwortet der Verf. wie folgt: In sprachlicher Beziehung ist einerseits vom 15. Jhdt. an der Zerfall der Regionalschriftsprachen (Scriptae) festzustellen[1], andererseits die stets wachsende Emanzipierung des Französischen als Kulturinstrument, woraus sich auch das Bedürfnis nach Vereinheitlichung und der immer allgemeiner werdende Gebrauch ergeben. Dadurch wird der Abstand zwischen Zentralsprache und Provinzialidiomen immer größer. In sozialer Beziehung scheiden sich Hochsprache und Mundarten scharf. Historisch trifft das Hervortreten dieser Hochsprache, die fast das ganze Erbe des Lateins aufnimmt, mit dem neuen literarischen Ideal zusammen: Verurteilung des „esprit gaulois" und vieler mittelalterlicher Gattungen und Formen, welche in der Folge von der Mundartliteratur aufgegriffen und fortgeführt werden; da diese die Volkssprache benützt, läuft sie der Zeitströmung nicht zuwider. In psychologischer Hinsicht sehen wir, daß das gebildete zweisprachige Milieu in den Provinzen die einer Mundartdichtung innewoh-

[1] Cf. meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift 73, 1957, 427–459 und 485.

nenden Qualitäten und stilistischen Wirkungen entdeckt, welche der Hochsprache in wachsendem Ausmaß abgehen. Zu beanstanden ist in diesem Abschnitt lediglich die auf S. 1416–17 wiedergegebene sprachgeographische Karte: die Grenze des Frankoprovenzalischen ist viel zu weit nach Norden gezogen; man vergleiche dagegen etwa die Karte 12 in Wartburgs „Ausgliederung".

Der zweite Abschnitt handelt über das erste Auftreten von Mundartdichtung im nordfranzösischen und frankoprovenzalischen Raum. Die ältesten Texte stammen aus dem letzteren, nämlich aus der französischen Schweiz (in Freiburger Mundart, 1520). In der Dauphiné und in Savoyen erscheinen größere Werke zwischen 1550 und 1560. In den übrigen Gegenden des frprov. Gebietes tauchen mundartliche Texte seit den ersten Jahren des 17. Jhdts. auf (Forez, Bresse). Zu bemerken ist die Tatsache, daß die mundartliche Muse immer in den Städten zuhause ist und nicht auf dem Land. Dies wird auch im 19. und 20. Jhdt. noch so sein, wenn die Mundarten nur noch rein ländliche Idiome sind. Im Poitou findet sich der erste Text im Jahre 1555, in Burgund kurz nach 1580, in der Normandie 1599, in der Pikardie 1598, in Lothringen 1615, in der Wallonie 1620. Weihnachtslieder, die sogenannten „noëls", die eine besondere Gattung bilden, finden sich seit 1485 (Poitou) in dialektal gefärbtem Französisch. Bruchstückweise taucht die Mundart – zur Erzielung stilistischer Effekte – schon in Werken der ersten Hälfte des 16. Jhdts. auf, so um 1520 bei einem Freiburger Anonymus.

Vom 17. Jhdt. bis zur Romantik erfährt die Mundartdichtung in Nordfrankreich ihren ersten Aufschwung, wobei dieses Wort cum grano salis aufzufassen ist, denn die literarische Produktion in Mundart ist in dieser Periode höchst unregelmäßig und durchaus nicht so kontinuierlich, daß Traditionen hätten entstehen können. Der Reihe nach beleuchtet der Verf. in kurzen, aber kritischen Worten die Produktion der französischen Schweiz, der Champagne, des Poitou, der Normandie, Burgunds, Lothringens, der Pikardie und des Pays de Liège. Auffällig sind die gemeinsamen Grundzüge dieser verschiedenen Literaturen; vor allem ist es Gelegenheitsdichtung, daher der Zufallscharakter, die unregelmäßige Produktion, die sehr oft satirische Funktion und das häufige Anonymat der Schriftsteller. Das Burleske spielt eine hervorragende Rolle; ferner läßt sich eine ausgeprägte Vorliebe für den epischen Ton feststellen. Im 17. und 18. Jhdt. steht die Erzählung in gebundener Form im Vordergrund, Theaterstücke sind eher selten und die Lyrik ist fast inexistent, höchstens gelegentlich in Weihnachtsliedern anzutreffen.

Der letzte Abschnitt betitelt sich „Du XIXe au XXe siècle: Renouveau et déclin“. In den Zehnerjahren des 19. Jhdts. erwacht das philologische Interesse für die Mundarten. Das Interesse der Romantik war freilich ganz auf die Vergangenheit gerichtet. Zwischen 1820 und 1830 gelang es jedoch, dieses Gefühl für die Vergangenheit in aktuelle dichterische Werte zu verwandeln, vor allem unter der Feder des Normannen Georges Métivier aus Guernesey und des Wallonen Charles-Nicolas Simonon aus Lüttich; beide waren daneben auch Lexikographen. So entstand in jener Zeit die mundartliche Lyrik, die überall in Nordfrankreich gepflegt wurde. Von der Mitte des Jahrhunderts an entwickelt sich in allen Provinzen der Regionalismus: es werden Vereinigungen zur Pflege der Volkssprache und der Volkssitten gegründet, philologische Zirkel und Schriftstellervereine, die ihre Publikationsorgane besitzen. Es gibt nun auch eine Kontinuität in der literarischen Produktion, die das 18. Jhdt. nicht gekannt hatte. Die Qualität dieser Dichtung ist freilich sehr unterschiedlich! – Piron gibt wiederum einen kritischen Überblick über die Mundartliteratur der verschiedenen Gebiete: franz. Schweiz, Lothringen, Pikardie, Normandie, Wallonie. Daß er als Wallone seiner Heimatdichtung ein besonders ausführliches Kapitel widmet, versteht sich von selbst. Aber auch ein anderer Grund rechtfertigt diese Bevorzugung: Während in den französischen Provinzen überall starke Zerfallserscheinungen festzustellen sind, bedingt durch das mehr oder weniger rasche Verschwinden der Mundarten („c'est par des oeuvres en français régional que s'achève la destinée des littératures patoises“, S. 1453), hat sich die wallonische Mundartdichtung in unserm Jahrhundert in unerwarteter Weise entwickelt, wobei Quantität freilich nicht immer Qualität heißt. Der wallonischen Dichtung der letzten 25 Jahre ist es jedoch gelungen – neben ihrer Aufgabe, Bewahrerin und Hüterin des sprachlichen Erbes zu sein, was die Aufgabe jeder Mundartliteratur ist –, den Rahmen des Regionalistischen zu sprengen. Es sind hier echte Kunstwerke entstanden, die allgemeine Gültigkeit haben. Das Handicap der Sprache verschließt sie leider einem breiteren Publikum, und die Übersetzung ins Schriftfranzösische erreicht nur selten eine volle Übereinstimmung. Piron hat trotzdem im Jahre 1961 eine Anthologie herausgegeben: „Poètes wallons d'aujourd'hui“ (Paris, Gallimard), in der jedes Gedicht von seiner französischen Übersetzung begleitet ist. Eine neue Dichtergeneration tritt hier ins Rampenlicht, sechzehn Dichter (Willy Bal, Gabrielle Bernard, Henri Collette, Marc De Burges, Franz Dewandelaer, Willy Félix, Emile Gilliard, Robert Grafé, Jean Guillaume, Marcel Hicter, Jenny d'Inverno, Emile Lempereur, Albert Maquet, Louis

Remacle, Georges Smal, Léon Warnant), von denen elf nach 1909 geboren sind und welche die Hauptvarianten des Wallonischen vertreten. Lassen wir den Herausgeber selbst sprechen: „On peut placer le phénomène de la littérature dialectale sous des éclairages différents. – On peut y voir une survivance du petit pays, une émanation, parfumée d'archaïsmes, des milieux locaux avec leur mode de vie et leur cortège de particularismes. – On peut y voir l'illustration d'un patrimoine linguistique d'autant plus précieux qu'il s'effrite et s'appauvrit de jour en jour. Pour sauver la langue des ancêtres, est-il rien de plus digne que le chant des poètes? – Mais on peut aussi se demander si une littérature dialectale n'est pas une expression d'humanité et de beauté, c'est-à-dire une littérature, tout simplement. Une langue qui devient désuète comme moyen de communication a encore chance, tant qu'elle demeure comprise, d'être efficace comme instrument de création. Et je trouve beau que ce soit au moment où il a du plomb dans l'aile que le wallon prenne son essor le plus haut. – Vieux mots gallo-romans restés longtemps silencieux, mots de tous les jours usés au service des réalités familières, patinés par l'usage immémorial, les voici devant nous, doués de la voix d'or de la Parole et du Nombre. Les voici qui reviennent du labour et de la forêt, qui se lèvent de la table et de l'âtre, qui sortent de l'atelier ou s'en retournent de la ducace et s'assemblent et se lient et s'avancent en groupes hardis pour tenter l'aventure la plus étonnante de leur vie séculaire, l'aventure poétique." (Einleitung, S. 11–12).

Kehren wir zu Pirons Aufsatz zurück. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sowohl in der Literaturgeschichte wie in der Literaturgeographie die Mundartliteraturen Randerscheinungen sind. Was insbesondere die wallonische Dichtung betrifft, so wird die Zukunft weisen, was von ihrer überreichen Produktion Bestand haben wird. Und nur die Zukunft kann uns lehren, ob der jetzige Aufschwung die lebensfähige Fortsetzung einer sich stets erneuernden Tradition oder das letzte Aufflackern des Lebens vor dem großen Schweigen ist.

Die Bibliographie, die der Verf. am Schluß geben wollte und die auch für den Dialektologen wertvoll gewesen wäre, wurde vom Herausgeber der „Encylopédie de la Pléiade" am Ende der Seite 1459, offenbar aus Platzgründen, abgebrochen.

Wien CARL THEODOR GOSSEN

Besprechungen

Heinrich Lausberg, *Handbuch der literarischen Rhetorik,* Hans Hueber Verlag, München 1960, 1. Band 601 Seiten, 2. Band, Seite 602 bis 957.

Das von stupendem Fleiß, enzyklopädischen Kenntnissen und straffer Ordnungs- und Systematisierungskraft zeugende zweibändige Werk Lausbergs bietet ein erschöpfendes Inventar, d. h. eine Bestandsaufnahme nicht bloß der theoretischen Rhetorik der Antike (mit Einschluß der Franzosen), der von der kultivierten Sprache der großen Meister abgeleiteten formalpoetischen, spracharchitektonischen Phänomene und Regeln, Aspekte und Begriffe der Rhetorik, sondern der gesamten manipulierten Sprachtechnik. Alle Mittel, deren sich der Redner oder Dichter bedient, in der Volksversammlung, vor Gericht, im Parlament, in der Kirche, im Lehrsaal, in den Vortrags- und Festhallen, um zu überzeugen, zu überreden, aufzuklären, zu erbauen, sittlich zu mahnen, zum Handeln aufzufordern und epideiktisch zu unterhalten, werden auf Grund der Beobachtungen und Vorschriften der alten Theoretiker in guter Disposition vorgelegt. Der Autor möchte das Buch als eine Grundlage der Literaturwissenschaft aufgefaßt wissen und glaubt, es könne den Anfängern als Einführung zu fachmännischer Betrachtung und Beurteilung literarischer Werte dienen. Wir sind der Meinung, sein Vorzug bestehe eher darin, daß es dem an der Kunstsprache Interessierten als Handbuch und Fundgrube einschlägiger Gelehrsamkeit, als ein nie versagendes Konsultationsmittel zu dienen berufen ist. Hier findet er übersichtlich geordnet alle griechischen und lateinischen Termini der rhetorischen Technik mit Beispielen (Zitaten) illustriert: Was *quaestio, status, narratio* und *argumentatio* in der richterlichen Beredsamkeit besagt; bei der *Elocutio,* was *soloecismus* bedeutet, bei den Figuren Bedeutung und Funktion von *Hypallage, Synekdoche, Hyperbaton, Enthymem, Metapher, Anapher, Antithese, Asyndeton,* bei den Kunstmitteln der Poetik: *Protasis, Peripetie, Epitasis* und *Anagnorisis.*

Eigens der Umstand, daß das Handbuch ein so erschöpfendes Nachschlagewerk ist, macht es praktisch weniger als Einführung in die Literaturwissenschaft für Anfänger geeignet. Es ist zu detailliert und wirkt durch das Zuviel verwirrend. Der Anfänger wird vermutlich vor lauter Bäumen den Wald und vor lauter Wald die Bäume nicht sehen. Die logische Gliederung des Stoffes ist wohl einwandfrei, aber das Druckarrangement wirkt nicht klärend. Wir könnten uns auch denken, daß es einem Schüler oder Studenten willkommener gewesen wäre,

weniger Zitate aus den theoretischen Schriften Quintilians, Ciceros und des Aristoteles als Belege zu den Regeln vorzufinden, dafür mehr direkt aus den rhetorischen Werken des Lysias, Isokrates, Demosthenes und Cicero bezogene Beispiele. Die Berücksichtigung der französischen Termini wird Romanisten genehm sein. Aber man fragt sich, weshalb die Rücksichtnahme nur auf die französischen, warum nicht auch auf die italienischen, spanischen und englischen Theoretiker ausgedehnt wurde.

Der zweite Band ist ein mit Bienenfleiß jedem Fachmann höchste Achtung abgewinnendes, aufs sauberste ausgearbeitetes Register, und enthält ein Verzeichnis der Abkürzungen, eine Bibliographie und ein terminologisches Register zur Benützung der Paragraphen des ersten Bandes.

Die Aussetzungen, die wir nicht zu unterdrücken vermochten, sollen weder den hohen Wert des Handbuchs noch die Achtung vor der ungeheuren geleisteten Arbeit beeinträchtigen. Alle Sprachwissenschaftler werden dem Verfasser Dank wissen.

Basel AUGUST RÜEGG

Th. Henrique Maurer Jr., *Gramática do Latim Vulgar,* Biblioteca Brasileira de Filologia, N.º 16, Livraria acadêmica, Rio de Janeiro 1959, 298 S.

Seit einigen Jahren treten immer stärker auch brasilianische Romanisten mit ihren Arbeiten hervor: genannt seien hier nur die in der gleichen Reihe der Biblioteca Brasileira de Filologia erschienenen Bücher des 1960 verstorbenen Serafim da Silva Neto: Manual de Filologia Portuguêsa, Fontes do Latim Vulgar und História do Latim Vulgar, oder die ebendort erschienene Untersuchung von Francisco da Silveira Bueno, A Formação Histórica da Língua Portuguêsa. Diese beiden und noch einige andere Professoren nennt der Romanist von São Paulo als Begutachter seiner „tese sôbre o latim vulgar, da qual o presente trabalho é uma parte, reelaborada e ampliada“ (S. 7). Seine Arbeit will also nur einen Teil aller seiner Untersuchungen über dieses Gebiet behandeln, da er einige grundsätzliche Fragen (s.u.) in einer anderen Arbeit behandeln will (S. 5). Dadurch gewinnt diese neue Grammatik des Vulgärlateins ein besonderes Aussehen. Außerdem betont M. ausdrücklich, daß er einige Termini mit besonderer Bedeutung verwende: wie schon in einer früheren Untersuchung: A unidade da România ocidental, São Paulo 1951 (hier von K. Baldinger Z 74, 294 ff. besprochen) versteht er unter Westromanisch auch Italien im Gegensatz zu Ostromanisch, das mit Rumänisch oder Balkanromanisch zusammenfällt: „*România oriental* designa a România balcânica (o rumeno), isolado do mundo latino durante a Idade Média, em oposição à *România ocidental,* que, incluindo a Itália tôda, esteve exposta à influência do latim culto durante séculos, constituindo, como resultado

dessa convivência contínua, uma unidade lingüística e cultural mais íntima". Demgemäß gilt auch der Terminus „*panromânico:* não se usa geralmente no sentido de „encontrado em tôdas as línguas românicas", mas no de „encontrado no rumeno tanto como no ocidente", pertencente, pois, a uma vasta área da România primitiva".

Grundlegend ist auch die Annahme einer „unidade essencial do latim vulgar" (S. 6). Gewiß habe das Vulgärlatein als lebende Sprache auch dialektale Varianten aufgewiesen, aber die Übereinstimmung aller vom Latein ausgehenden Sprachen in einem „número imenso de elementos fonéticos, morfológicos, sintáticos e léxicos" soll klar die Existenz vieler besonderer Eigentümlichkeiten des Vulgärlateins erweisen. Dieser Grundsatz beherrscht die ganze Grammatik und so werden nur selten besondere Eigentümlichkeiten bestimmter Gebiete aufgewiesen. Freilich ist es nun auch nötig, die besonderen, leider in der Arbeit noch nicht diskutierten Grundsätze und Anschauungen Maurers kurz zu erwähnen (S. 6). Wenn auch in seiner Definition das Vulgärlatein mit dem Sprechlatein, wie Helmut Schmeck, Aufgaben und Methoden der vulgärlateinischen Forschung, Heidelberg 1955 bes. S. 16ff., den Terminus nach älteren prägt und definiert, zusammenfällt (Chama-se latim vulgar ao latim de que derivaram as línguas românicas em oposição ao dos textos literários que a antigüidade nos transmitiu" S. 5), so sind seine Grundsätze folgende: a) „O latim vulgar tem a sua origem nos meios plebeus de Roma e cercanias", doch hat es natürlich auch Einflüsse sprachlicher Art von höheren Klassen erfahren. Diesem Grundsatz ist zuzustimmen. b) Das Vulgärlatein ist in seinen Grundlagen schon im I., teilweise auch schon im IV. und III. vorchristlichen Jahrhundert geprägt, wenn es auch manche spätere Einflüsse und Neuerungen gibt. Auch dieser Grundsatz kann richtig sein, müßte aber in den konkreten Fällen jedesmal überprüft werden. Auch E. Richter hat in ihrer wichtigen, von M. nicht erwähnten Untersuchung (Beiträge zur Geschichte der Romanismen I, Z Beiheft 82, Halle 1934) die Anfänge der von ihr *Romanismen* genannten Spracherscheinungen ins 5. vorchristliche Jahrhundert verlegt. c) Als dritter Grundsatz wird für die Erkenntnis des Vulgärlateins die Übereinstimmung der romanischen Sprachen verwendet, mit Benützung der komparativen Methode und unter Betonung der (oft zitierten) Belege der Appendix Probi. M. ist sich der Gefahr einer allzu schematischen Rekonstruktion des Vulgärlateins wohl bewußt, aber er will in seiner Untersuchung auch nur eine Skizze, eine allgemeine Charakterisierung sehen (S. 6). Aus dieser Grundeinstellung ergeben sich dann die eingangs erwähnten Setzungen einer Einheit des Vulgärlateins, auf Grund der eben eine Grammatik des Vulgärlateins möglich ist.

Dementsprechend werden also eine ganze Reihe von neueren Untersuchungen, die diese Einheit leugnen und durch ernst zu prüfende Argumente zurückweisen, z.B. G. Straka, Obervations sur la chronologie et les dates de quelques modifications phonétiques en roman et

en français prélitteraire, RLL 71, 1951, 247–307; La dislocation linguistique de la Romania et la formation des langues romanes à la lumière de la chronologie des changements phonétiques, RLiR 20, 1956, 249–267, nicht erwähnt; man müßte auch die Untersuchung von Maximilian Křepinský, Romanica II, La naissance des langues romanes et l'existence d'une période de leur évolution commune (latin vulgaire, période romane) Praha 1958, Rozpravy Československé Akademie Věd, 68, 1958, 13 hinzufügen. M. wendet sich zwar gegen C. H. Grandgents „klassisches Kompendium" („que, aliás, pelo uso excessivo e, às vêzes, indiscriminado, das fontes, reconstruiu um latim um tanto falseado" S. 5), aber durch seine Absicht, eine vulgärlateinische Einheit vorzuführen, verfällt er manchmal in ähnliche Fehler.

So ist also seine Grammatik in herkömmlicher Weise gegliedert: I. Fonética (9–76); II. Morfologia (77–168); III. Sintaxe (169–229); IV. Léxico (231–280); es folgen Literaturverzeichnis, Sach- und Wortindex (281–298). Gemäß diesen üblichen Einteilungsprinzipien werden alle Einzelheiten besprochen, lateinische Belege mit philologischer Akribie aus Plautus, Petronius, der Appendix Probi, der Peregrinatio und späteren Texten geboten, aber auch oft lateinische Formen ohne Belege gebracht. Und hier könnte gefragt werden: aus welcher Zeit stammen diese vielen Formen? Sehr ausgiebig, oft mehr als unbedingt nötig, folgen die romanischen Formen, oft auch mit Belegen aus alter und neuer Zeit. Auffällig aber ist, daß etwa von den Stufen der Synkopierungen, wie sie etwa E. Richter herausgearbeitet hat, überhaupt nicht die Rede ist (19ff.). Bezüglich der romanischen Vokalsysteme werden zwar Hinweise auf die besonderen Verhältnisse in Dazien und Sardinien mit kurzem Verweis auf eine süditalienische Zone mit dem gleichen alten Vokalismus gegeben (12ff.; vgl. dazu jetzt H. Lausberg, Romanische Sprachwissenschaft, I, 98ff.), aber weder hier noch bei der Behandlung der Diphthonge, wo nur *au, ae, oe, ai* und *eu* behandelt werden, spricht M. von der vielleicht nach Straka und Schürr ins Vulgärlatein reichenden romanischen Diphthongierung. Ein Beispiel aus der Behandlung des Konsonantismus: M. behandelt zwar die westromanische Sonorisierung (im Sinne von Wartburgs Theorie) der intervokalen stimmlosen Verschlußlaute (40) und bringt auch im Anschluß an Wartburg, Les origines des peuples romans, das [fälschlich] in das 2. nachchristliche Jahrhundert verlegte *imudavit,* ohne freilich zu erwähnen, daß nach A. Tovar, La sonorisation et la chute des intervocaliques, phénomène latin occidental (Revue des Etudes Latines 29, 1951, 102–120) und: Sobre la cronología de la sonorización y caída de intervocálicas en la Romania occidental, Homenaje Fritz Krueger I Mendoza 1952, 8–15, diese Erscheinung bereits für das Hispanien des 1. nachchristlichen Jahrhunderts nachgewiesen ist. So könnten manche andere Ergänzungen aus der neuesten Fachliteratur gebracht werden.

Bezüglich der Formenlehre ist zwar die ausführliche Darstellung des Rückgangs der Deklinationen und des allmählichen Verschwindens der

Kasusflexion rühmend hervorzuheben, aber warum wird nicht etwa die Studie von L. Furman Sas, The Noun Declension System in Merovingian Latin, Paris 1937, mit ihren Versuchen, den Übergang der Kasusflexion an Texten aufzuzeigen, auch nur erwähnt oder gar verwertet? Wenn nun z. B. S. 93 etwa die Deklination von *lupus* so dargestellt wird:

nom.	*lupu(s)*	*lupi* (também já *lupos*, as vêzes)
dat.-gen.	*lupo*	*(lupis* (?) ou antes *luporum* (?)*)*
acus.	*lupu*	*lupo(s)*

so muß gefragt werden, ob diese Paradigmengruppe einem Anfänger klar werden kann.

Beim Pronomen wird zwar etwa S. 106 *eo* angeführt, mit Hinweis auf das sard. erhaltene *ego*, aber diese Form wird nicht erklärt. Auffällig ist die Nota S. 107: „Omitimos a forma *illuius*, que, como *ipsuius* e *istuius*, todos analógicos de *cuius*, teve certo uso no latim, pois que aparece em inscrições, mas não deixou vestígios na România. Perdeu-se naturalmente, como o genitivo latino em geral, em época bem antiga. Certamente nunca teve grande emprêgo.“ Nun, man könnte auch eine andere Auffassung über die Wichtigkeit vlat. Formen, die im Romanischen nicht fortleben, vertreten, wie etwa H. Schmeck, S. 25f. „Wörter, die in erster Linie den Latinisten interessieren... geben uns wertvolle Hinweise und Aufschlüsse über sonst schwer deutbare Erscheinungen der späten Sprache.“ Das Fortleben in den romanischen Sprachen ist selbstverständlich ein sehr wichtiges Kriterium, aber die vlat. Grammatik muß sich liebevoll auch mit solchen, nicht direkt romanischen Spracherscheinungen befassen.

Sehr ausführlich ist die Darstellung des Verbums mit allen nachweisbaren Einzelheiten.

Bezüglich der Syntax verweist M. auf die besonderen Schwierigkeiten, die einer ausführlicheren Darstellung entgegenstehen. So begnügt er sich, in herkömmlicher Weise die Syntax der Nomina, der Verba, des Satzes und der Perioden, oft mit Verweisen auf Meyer-Lübke, Gramm. der rom. Sprachen, und Stolz-Schmalz, Lateinische Grammatik und romanische bekannte Elementarbücher darzustellen. Es muß ihm zugute gehalten werden, daß ja auf syntaktischem Gebiete die Scheidung des wirklichen vulgären vom umgangssprachlichen Sprachgut und der spätlateinischen Entwicklung überhaupt besonders schwierig ist; wertvoll sind die oft gebrachten lateinischen Belege.

Im IV. Teil Léxico behandelt M. zunächst S. 232f. „têrmos peculiares“, dann „têrmos exóticos“ (234ff.); freilich vermißt man in dem nur wenige Zeilen umfassenden Text über die christlichen (aus dem Griechischen) übernommenen „têrmos eclesiásticos“ jeden Hinweis auf die Arbeiten von Chr. Mohrmann, bei den germanischen (237) jeden Hinweis etwa auf die Arbeiten von J. Brüch und E. Gamillscheg. Unter „Peculiaridades semânticas“ (S. 237ff.) sind besonders markante gut zusammengestellt. Die Darstellung der Präfixe und Suffixe geht selten über Meyer-Lübke, Gramm. und Fr. T. Cooper, Word For-

mation in the Roman Sermo Plebeius, hinaus. Gleichwohl wird man kaum annehmen können, daß alle dort (bes. bei Cooper) auch als belegt angeführten Ableitungen wirklich überall im ganzen Vulgärlatein lebendig gewesen wären. Die besonderen Schwierigkeiten, auf so beschränktem Raum eine derartige Fülle von Einzelproblemen zu behandeln, seien wieder M. zugute gehalten.

Es wäre müßig, noch weiter wichtige Einzelliteratur aus den letzten Jahrzehnten, die nicht berücksichtigt wurde, zusammenzustellen. Anderseits muß aber eine gerechte Beurteilung die von M. festgelegten Grundlagen und Absichten berücksichtigen und feststellen, daß das Werk als Ganzes sicher zur Einführung in die vlat. Grammatik – wie er sie abgrenzt – geeignet ist, darüber hinaus oft – aber leider nicht immer – alle notwendigen lateinischen und romanischen Materialien zur Beurteilung der tatsächlich belegten oder mit Sicherheit anzusetzenden Spracherscheinungen bietet. Nicht behandelt werden die Probleme des Vulgärlateins, wie sie die neueste Forschung immer wieder aufzeigt. So wird also der tatsächliche, nachgewiesene, sichere Sprachstatus des Vlat., soweit er schriftlich in Denkmälern sich findet oder sicher erschlossen werden kann, ohne allzuviel Hinweise auf die Sprachveränderungen und lokale, soziologische und zeitliche Differenzierung dargestellt. Insofern bedeutet die Grammatik einen gewissen Fortschritt gegenüber Grandgent und C. Battisti, Avviamento allo Studio del Latino Volgare (Bari 1949), aber die synthetische, auch den Geist des Vlat. erfassende Darstellung etwa eines K. Vossler, Einführung ins Vulgärlatein, München 1954 – mag diese Arbeit auch ihre Mängel aufweisen – hat sie nicht. Es wäre müßig, nun noch in vielen Einzelproblemen die neueste Literatur anzuführen, vielleicht werden die (eingangs erwähnten) versprochenen künftigen Untersuchungen M.s Klärung in den Fragen bringen, die diese Grammatik nicht bringt und zum Teil auch nicht bringen wollte.

Wien JOHANN SOFER

Paul Imbs, *L'emploi des temps verbaux en français moderne. Essai de grammaire descriptive* (Bibliothèque Française et Romane, publiée par le Centre de Philologie romane de la Faculté des Lettres de Strasbourg, Série A: Manuels et études linguistiques, I) Frankfurt am Main (M. Diesterweg) / Paris (C. Klincksieck) 1960, VIII + 269 S.

«L'ouvrage qu'on va lire est directement sorti de l'enseignement...: dès le principe on avait pensé à un livre de consultation, dans lequel aucun fait utile ou intéressant à connaître ne devait manquer» (p. V). Diese Worte bezeichnen den Zweck der vorliegenden Veröffentlichung, die aus einer Reihe von Aufsätzen, publiziert in der Zeitschrift La Classe de français, hervorgegangen ist. Einen so komplexen Gegenstand, wie

ihn die *temps verbaux en français moderne* – zudem noch unter Heranziehung möglichst aller *faits utiles* – darstellen, in der Form eines unter einer Vielzahl von Gesichtspunkten benutzbaren Nachschlagewerkes darzubieten, ist kein geringes Ziel. Daß es erreicht wurde, ist nicht nur dem umfangreichen Sachregister, sondern mindestens in gleichem Maße der klaren Gliederung zu verdanken, die der Vf. seinem Werk gegeben hat. Einem ersten, *les emplois* enthaltenden Teil steht ein zweiter, den *valeurs* gewidmeter gegenüber. Der erste ist nach Tempora geordnet und untersucht deren Bedeutungen, wobei sämtliche Tempora des Französischen, also auch die nicht indikativischen, einbezogen sind; der zweite Teil geht in umgekehrter Blickrichtung von den bedeuteten *valeurs* aus und fragt nach deren Bezeichnungen. In einem anschließenden kürzeren Abschnitt über *problèmes annexes* setzt sich der Vf. mit der consecutio temporum im Französischen, mit statistischen Untersuchungen zum Tempusgebrauch, mit grammatikalisch-stilistischen Textanalysen und mit terminologischen Fragen auseinander.

Die prinzipielle Zweiteilung der Arbeit, auf die der Vf. den Leser verschiedentlich ausdrücklich aufmerksam macht (so pp. VII, 209 u. a. m.), entspricht im Grunde einer Gegenüberstellung von semasiologischer Blickrichtung im ersten und onomasiologischer im zweiten Teil. Dem ersten vorangestellt ist eine Bestandaufnahme der formalen Kategorien des französischen Konjugationssystems (pp. 5ss.). Wenn es dazu heißt, «il suffira de rappeler ici les grandes lignes d'un état de choses bien connu» (p. 5), so erspart sich der Vf. mit diesem Hinweis nicht nur eine Wiederholung allgemein bekannter Dinge. Darüberhinaus kann er mit der Berufung auf die traditionelle Grammatik eine Reihe von Fragen auf sich beruhen lassen, deren erschöpfende Erörterung von dem unmittelbaren Ziel einer semasiologischen Untersuchung dieser formalen Kategorien wegführen würde. Hierher gehören die von einem rein formalen Gesichtspunkt her nur auf erheblichen Umwegen zu rechtfertigende Gegenüberstellung von *temps* und *mode*, die nur scheinbar selbstverständliche Gleichstellung der einfachen mit den zusammengesetzten Tempora, oder die gerade von einem formalen Strukturalismus oft bekämpfte Einbeziehung periphrastischer Konjugationsformen (für die der Vf. die treffende Bezeichnung *périphrases prémorphologiques* benutzt) in den morphologischen Formenbestand. Die all diese Elemente umfassende Übersicht p. 8 läßt somit zwar eine Reihe wichtiger Fragen offen, erfüllt aber gerade dank ihrem umfassenden Charakter völlig ihren Zweck als Grundlage der den ersten Teil der Arbeit bildenden Untersuchungen jeder einzelnen formalen Kategorie.

Mit der Konfrontierung dieser semasiologischen mit der für den zweiten Teil vorgesehenen onomasiologischen Fragestellung jedoch erheben sich zwei weitere prinzipielle Fragen. Die eine betrifft die terminologische Schwierigkeit, da das Nebeneinander von *formes* und *valeurs*, von formalen und begrifflichen Kategorien auch eine doppelte Terminologie erfordert. Sie beginnt schon mit dem französischen Terminus *temps:* «le terme *temps* sert d'une part à désigner les *formes* du

verbe (on parle de l'emploi des *temps* du verbe) [= Tempus] et une des *valeurs* de ces formes (la *valeur temporelle* des formes verbales) [= Zeitstufe] » (p. 2). Den in solchen Fällen deutlich werdenden Erfordernissen versucht das Vorschlägen zu einer neuen Terminologie gewidmete Kapitel IV des dritten Teiles (pp. 235–238, vgl. auch die beiden Schemata pp. 107 und 238) gerecht zu werden.

Das zweite Problem ist die aus jeder Gegenüberstellung semasiologischer und onomasiologischer Untersuchungen resultierende Erkenntnis der Inkongruenz, die das Verhältnis zwischen formalen und begrifflichen Kategorien beherrscht. «Tout se passe comme si les temps verbaux se groupaient en plusieurs systèmes, qui varient selon les exigences du discours et l'ordre des valeurs à exprimer» (p. 3); aber: «la question qui se pose est alors celle-ci: de quel droit logeons-nous des valeurs multiples sous une forme unique, distinguant ainsi des catégories auxquelles la langue n'a pas cru devoir donner une expression spécifique? N'est-ce pas sortir de la grammaire pour s'engager sur les sentiers aventureux de la logique et de la psychologie?» (p. 21). Das in dieser Frage sich ausdrückende Unbehagen ist leicht durchschaubar. Die Inkongruenz zwischen formalen und begrifflichen Kategorien stellt eine ernste Gefährdung jener Idealvorstellung einer Identität von *langue* und *pensée* dar, die der Vf. zwar nicht ausdrücklich beruft, die jedoch immer wieder in seinen theoretischen Ausführungen mitschwingt [1].

Um diese Gefährdung zu umgehen, schlägt er einen im Grunde abermals von der traditionellen Grammatik vorgezeichneten, für die Erstellung der Voraussetzungen für eine onomasiologische Untersuchung jedoch kaum geeigneten Weg ein: « L'analyse des emplois doit logiquement aboutir à une *définition des valeurs*, qui reste l'objet propre de la recherche linguistique; mais si les valeurs se définissent à partir des emplois, elles se délimitent aussi les unes les autres dans les *systèmes* qu'elles constituent, et c'est finalement la recherche des systèmes de valeurs qui doit être le terme de notre réflexion» (p. 11). Die Inkongruenz zwischen formalen und begrifflichen Kategorien existiert damit nur noch scheinbar: «La polyvalence est une banalité quotidienne de la réalité linguistique: l'étude des formes verbales l'illustre amplement. A première vue, rien n'est pur, dans les langues. Mais à première vue seulement, car sous l'impureté congénitale se dissimulent des systèmes de valeurs, ou plutôt de *formes valorisées*, d'une suffisante rigueur: ces systèmes de formes valorisées constituent la vraie réalité linguistique» (p. 168). Das gesuchte *système de valeurs* erweist sich damit schließlich als «la conception du temps grammatical tel qu'il s'offre à l'esprit du locuteur à travers les ressources du verbe français» (p. 244). Mit anderen Worten: die der onomasiologischen Fragestellung als Ausgangspunkt dienenden *valeurs* werden aus den formalen Gegebenheiten der

[1] Vgl. hierzu zuletzt H. W. Klein, Servitude grammaticale und freier Ausdruck des Gedankens im modernen Französisch (in Grundsatzfragen der neusprachlichen Grammatik, Die Neueren Sprachen, Beiheft 5, 1959) und die Besprechung von K. Baldinger, ZRPh 76, 1960, p. 585–586.

untersuchten Einzelsprache deduziert, und das sie enthaltende *système de valeurs* ist im Grunde eine semasiologische Interpretation des zuvor aufgestellten formalen Kategoriensystems [1]. Der Rez. vermag daher das, was der Vf. als *valeur* bezeichnet, nicht mit dem „Begriff" bzw. der „begrifflichen Kategorie" gleichzusetzen, die als Ausgangspunkt onomasiologischer Betrachtungen zu erwarten wäre [2]. Was eine stattdessen von den *valeurs* ausgehende Betrachtung gegenüber der vorgängigen semasiologischen Untersuchung an Neuem erbringen soll, ist allerdings nicht ganz einzusehen. Auf welche Probleme sie stoßen muß, und wie der Vf. diese Probleme zum Teil dadurch löst, daß er die *valeurs* stillschweigend durch eigentliche begriffliche Kategorien ersetzt, soll im folgenden an Hand der drei wichtigsten behandelten Arten begrifflicher Kategorien – Zeitstufen, Aspekte und *modalités* – dargestellt werden.

Die wenigsten Schwierigkeiten ergeben sich naturgemäß bei den Zeitstufen, da hier die Inkongruenz zwischen begrifflichen Kategorien und formalen Bezeichnungen im Französischen relativ am geringsten ist. So gelangt denn der Vf. trotz seiner semasiologisch deduzierenden Methode zu der grundsätzlichen Feststellung des deiktischen Charakters der Zeitstufen [3]: «Les divisions temporelles exprimées par le verbe ont ceci de particulier qu'elles sont obtenues à partir d'une *origine*, qui peut être par exemple le présent: le passé est tel par rapport au présent, et de même le futur» (p. 12). Eine weitere wichtige Unterscheidung hat er als einer der ersten [4] jedenfalls teilweise erkannt: «La première opposition dans l'ordre de la temporalité est celle du *temporel* et de l'*omnitemporel*, qui est aussi celle du *temps divisé* et du *temps indivis*» (p. 173). Wenn er allerdings bei der Interpretation des Satzes Bossuets «si le temps n'est rien par lui-même, il s'ensuit que tout le temps est perdu auquel nous n'aurons point attaché quelque chose de plus immuable que lui» schreibt, «ce dernier exemple est instructif, parce qu'il montre que le *présent intemporel* ou *éternel* est en réalité un présent comme les autres, puisqu'il laisse subsister l'opposition des divisions du temps: à 'tout le temps *est perdu*' s'oppose, 'auquel nous n'*aurons* point *attaché* quelque chose...'» (p. 28), so scheint sich die Grenze zwischen *temps divisé* und *temps indivis* wieder zu verwischen. Die Ursache dürfte in einer ungenauen Definition des *temps indivis* zu suchen sein. Als deiktische Kategorie stellt die Zeitstufe einen Bezug zu einem bestimmten Bezugspunkt her, eine 'nicht unterteilte Zeit' kann

---

[1] Der Vf. stellt sich damit auf den Boden der verschiedentlich von ihm lobend zitierten Theorien Gustave Guillaumes (vgl. besonders die Ausführungen über *Temps et Mode* pp. 191–195). Vgl. dazu unsere Besprechung zu G. Moignet, Essai sur le mode subjonctif en latin postclassique et en ancien français, in ZRPh 77, 1961, pp. 148–158.

[2] Vgl. hierzu unsere Besprechung zu W.E. Bull, Time, Tense, and the Verb, Berkeley and Los Angeles 1960, in ZRPh 76, 1960, pp. 547–557.

[3] Vgl. hierzu W.E. Bull, op. cit., sowie unsere zitierte Besprechung.

[4] Vgl. allerdings z.B. E. Koschmieder, Zeitbezug und Sprache, Berlin 1929, p. 25–26.

daher entweder dieses gesamte Bezugssystem oder aber ausschließlich den Bezugspunkt betreffen. Diese beiden Möglichkeiten, die W.E. Bull als *axis-free continua* und *time-free axes of orientation* einander gegenüberstellt[1] und die man mit den Kantschen Modalitätskategorien von Dasein zu aller Zeit und Dasein zu irgendeiner Zeit gleichsetzen könnte, gehen in dem *temps indivis* des Vf.s durcheinander. Damit ist aber, wie das zitierte Beispiel zeigt, die durchaus richtig gesehene Abgrenzung beider gegenüber der „normalen" Zeitstufe – die einem Dasein zu bestimmter Zeit entsprechen würde – wieder gefährdet, denn die Unterscheidungsmerkmale müssen naturgemäß im Falle eines bezugspunktlosen Zeitkontinuums (dem eigentlichen *omnitemporel*) anders aussehen als bei einem zeitlich nicht fixierten Bezugspunkt.

Daß der Vf. im Gegensatz zu seinen programmatischen Äußerungen die benötigten begrifflichen Kategorien keineswegs ausschließlich aus einer semasiologischen Interpretation formaler Kategorien bezieht – und deswegen in seinen Darstellungen auch weit über den sterilen Formalismus der Systeme Gustave Guillaumes hinausgelangt –, zeigt sich am deutlichsten bei der Herleitung der einzelnen Zeitstufen. Die auf den Satz «l'origine des divisions du temps peut être obtenue de deux façons» (p. 13) folgenden Erörterungen haben mit den formalen Gegebenheiten der untersuchten Sprache kaum noch etwas zu tun, sondern entsprechen weitgehend dem Erfordernis einer außersprachlichen Verankerung onomasiologischer Untersuchungen oder, mit den Worten Bulls, eines *nonlinguistic frame of reference*[2]. Die fundamentale Opposition von Gegenwart und Nicht-Gegenwart wird gelegentlich aufgewiesen, so etwa in den Worten «le présent est sans doute le seul de tous les temps qui se pense pour lui-même, sans référence consciente au passé et à l'avenir» (p. 174), jedoch erst in einem späteren Stadium der Herleitung der Zeitstufen zur Begründung des Unterschiedes zwischen primären und sekundären (oder relativen) Zeitstufen herangezogen (pp. 175–177). Ausgangspunkt dieser Herleitungen ist das traditionelle Dreistufenschema Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft (pp. 13ss. und 183ss.). Daß sich aus ihm erhebliche Schwierigkeiten für eine richtige Beurteilung der Gegenwart und ihrer Bezeichnungen ergeben müssen, hat der Rez. an anderer Stelle[3] zu zeigen versucht. Auch in der vorliegenden Arbeit finden sich recht problematische Gegenwartsdeutungen, so etwa wenn es heißt «nous avons vu sa [= du présent] valeur aspectuelle osciller entre le présent momentané-étroit et le présent duratif-large, et sa valeur temporelle aller du moment le plus actuel à la quasi-éternité où les divisions du temps semblent abolies. Le nœud où se recoupent toutes ces valeurs et d'où elles tirent leur origine, c'est le composé irréductible d'une certaine quantité de passé et d'une certaine quantité de futur dont est fait le présent psychogrammatical (GUILLAUME)» (p. 39).

[1] W.E. Bull, op. cit. pp. 68–69.
[2] Op. cit. pp. 3–4; vgl. hierzu und zum folgenden unsere zitierte Besprechung zu Bull.
[3] ibd. p. 553–554.

Die Frage nach den verschiedenen Bezeichnungen, die sich im Französischen für die drei „primären" bzw. die aus ihnen abgeleiteten neun „sekundären" oder „relativen" Zeitstufen finden, kann im zweiten Teil der Arbeit in zusammenfassender Form behandelt werden, da die Einzelheiten aus den semasiologischen Untersuchungen des ersten Teils bekannt sind. Lediglich an einer Stelle hat dabei die enge gegenseitige Abhängigkeit von formalen und begrifflichen Kategorien eine offene Frage hinterlassen. P. 48 schreibt der Vf., «la langue ne dispose en effet pas d'un temps spécial pour exprimer l'ultérieur du futur», an anderen Stellen wiederholt er diese Ansicht (pp. 188–189 und 245). Da er jedoch allgemein nicht nur auf morphologische Gegebenheiten im strengen Sinn des Wortes, sondern immer wieder auch auf die *périphrases prémorphologiques* rekurriert, bleibt die Frage zu stellen, warum er gerade hier auf die Heranziehung einer solchen Form verzichtet. Der Gedanke an die Periphrase *il ira faire* liegt um so näher, als sich für sie unter seinen Belegstellen einige gute Beispiele finden (so pp. 67, 88 und 116). Selbst die dazu parallele Bezeichnung einer Nach-Nachvergangenheit, eines 'ultérieur de l'ultérieur du passé' – das in der Tabelle p. 186 überhaupt nicht aufgeführt ist – findet sich in dem rein zeitlich deutbaren «puis nous irions visiter le Fort» eines Beispielsatzes (p. 69).

Während somit bei den Zeitstufen zwar einige Fragen offen bleiben, im allgemeinen jedoch dem Vf. eine überzeugende Synthese von semasiologischen und onomasiologischen Betrachtungen gelingt, macht bei der zweiten Art begrifflicher Kategorien, den Aspekten, das Verfahren der semasiologischen Deduktion eine nutzbringende onomasiologische Anwendung dieser Kategorien praktisch unmöglich. Die vom Vf. gegebene Definition des Aspekts lautet in extenso: «Lorsque, au lieu de la *place* qu'il occupe par rapport au repère temporel choisi, on considère le procès *sous l'angle de son déroulement interne,* on est en présence de la catégorie de *l'aspect.* L'aspect est une des qualités inhérentes au procès. Il est étroitement lié à la catégorie du temps, sans pourtant se confondre avec lui: se situant sur la même ligne progressive que les divisions du temps verbal, il n'inclut pourtant pas la notion de repère, essentielle à celles-ci. Il s'exprime souvent par les mêmes morphèmes que le temps, quoiqu'il ait aussi ses morphèmes propres (p. ex. des préfixes et des semi-auxiliaires). Du fait de son cumul, dans le même morphème, avec la catégorie du temps, il manque assez souvent de netteté en français; du fait qu'il s'exprime aussi par des périphrases insuffisamment intégrées au système grammatical du verbe (périphrases *pré-grammaticales*), on peut se demander s'il n'est pas plutôt une catégorie sémantique» (p. 15). In dieser Darstellung des Aspekts findet sich eine Reihe guter Einzelbeobachtungen, als Ganzes leidet sie jedoch darunter, daß in ihr formale und begriffliche, innerhalb der ersteren morphologische und syntaktische und innerhalb der letzteren deiktische und semantische Kriterien einander dauernd überschneiden. Die abschließende Frage, um was für eine Art von Kategorie es sich bei diesem Aspekt handelt, bleibt ebenso unbeantwortet wie die, ob sich der Vf. da-

mit auf eine der zahlreichen bestehenden Aspekttheorien festlegen will oder ob er mit *aspect* einfach all das bezeichnet, was sich weder unter temporalen noch unter modalen Kategorien einordnen läßt. Daß man in diesem *aspect* die immerhin seit einigen Jahrzehnten diskutierte Unterscheidung von Aspekt und Aktionsart[1] vergeblich sucht, kann dabei kaum überraschen. Gleichsetzungen wie die von *imperfectif, duratif* und *itératif* (so p. 96) finden sich durch die gesamte Arbeit hindurch (vgl. pp. 15–16, 105–106, 170ss. u.a.m.) und wirken um so störender, als sie immer wieder die Ergebnisse der vorzüglichen Einzelinterpretationen des Vf.s zu verdunkeln drohen.

Im Gegensatz hierzu steht die Eindeutigkeit, mit der sich der Vf. für eine saubere Trennung zwischen formalen und begrifflichen Kategorien in dem dritten hier interessierenden Bereich ausspricht: «Il importe ici, plus qu'ailleurs, de distinguer soigneusement *mode* et *modalité*. Indicatif, subjonctif, impératif, infinitif, gérondif, participe sont des *tiroirs-modes* qui groupent en système des formes homogènes; mais ils peuvent chacun exprimer des *modalités* diverses» (p. 251). Die Erkenntnis, daß verschiedene *modalités* durch ein und denselben Modus bezeichnet werden können, entwickelt der Vf. vor allem an der Untersuchung derjenigen indikativischen Tempora, die in eindeutig modalen Verwendungen vorkommen (vgl. die Kapitel über «Conditionnel», Imparfait, Futur und Futur antérieur). Die zusammenfassende onomasiologische Betrachtung allerdings (pp. 195–200) bringt auch hier wieder einige Inkonsequenzen. So ist nicht ganz zu sehen, wie sich eine «modalité subjonctive» (p. 198) mit der eindeutigen Trennung von *mode* und *modalité* vereinbaren läßt, und ebenso überraschen die einleitenden Worte «il ne s'agira pas de faire la théorie des modes» (p. 195). Natürlich erwartet man keine «théorie des *modes*» in einem Abschnitt, in dem von den *modalités* ausgegangen wird; über deren «théorie» allerdings hätte man gerne etwas mehr erfahren. In der vorliegenden rein empirisch gerechtfertigten Form jedenfalls wirkt die Aufzählung von *volonté catégorique, probabilité, éventualité* und *possibilité* etwas zufällig.

Aus der Inkongruenz von *modes* und *modalités* ergibt sich nun aber die weitere Folgerung, daß sich aus den letzteren allein keine befriedigende Definition der Modi herleiten läßt. Seinen Ausführungen zu diesem Punkt legt der Vf. zwar die Guillaumesche Theorie der *chronogénèse* zugrunde (p. 194), in seinen Einzelinterpretationen der Tempora des Konjunktivs jedoch gelangt er zu Ergebnissen, die einen wesentlichen Beitrag zur Klärung der Beziehungen von Tempus und Modus darstellen. Ermöglicht werden sie in erster Linie durch die Einführung des Begriffs des *temps de perspective:* «Le temps en perspective est une catégorie grammaticale qui exprime ce fait qu'une forme temporelle abandonne tout ou partie de sa valeur temporelle propre, pour la subordonner à celle d'un autre verbe. Le rapport entre les deux

---

[1] Vgl. hierzu W. Pollak, Studien zum 'Verbalaspekt' im Französischen, Wien 1960, sowie unsere Besprechung in ZRPh 77, 1961, pp. 158–165.

verbes est un rapport de terme dominé à terme dominant, qui ressemble de près au phénomène de l'*accord* grammatical» (p. 14). Noch deutlicher wird diese Unterordnung eines «tout ou partie de la valeur temporelle» unter eine andere Verbform in der Untersuchung der *conception du temps à l'intérieur des modes-tiroirs* (pp. 177ss., bes. p. 179) herausgestellt: von den beiden Teilen, aus denen das in der Zeitstufe vorliegende temporal-deiktische Bezugssystem besteht, bezeichnet das *temps de perspective* lediglich die Bezugsrichtung (oder den Vektor[1]), während der Bezugspunkt (oder *axis of orientation*[1]) durch das übergeordnete Verb (bzw. den Satzzusammenhang) bestimmt ist. Ihm gegenüber besitzt das *temps de perspective* eine ausschließlich innendeiktische[2] Bezeichnungsfunktion. Daß in diesem Sinne alle nicht indikativischen Tempora des Französischen ausnahmslos als *temps de perspective* anzusprechen sind, hat der Vf. überzeugend aufgewiesen (pp. 139–150, 180–183 und 191–194). Man wird daher auch gerne seiner Ansicht zustimmen, daß «les oppositions temporelles et la *conception même du temps* [ne sont] pas les mêmes à l'intérieur de chacun [des modes-tiroirs]» (p. 177) – vorausgesetzt allerdings, daß hierbei unter *temps* das Tempus in seiner zeitstufenbezeichnenden Funktion, d. h. als *signification*, und nicht, wie bei Guillaume, die Zeitstufe selbst, als *signifié*, verstanden wird. Selbstverständlich besagt diese Reduktion auf den Charakter eines *temps de perspective* nun nicht etwa, daß die nicht indikativischen Tempora des Französischen überhaupt nie rein außendeiktische Funktionen übernehmen könnten. Diese Möglichkeit besteht durchaus, nur handelt es sich dann eben um eine Bezeichnung nicht mehr von Zeitstufen, sondern beispielsweise von modalen Kategorien: «En *proposition principale* ou indépendante, il [= l'imparfait du subjonctif] représente une *variante modale* du subjonctif présent; alors que celui-ci exprime un potentiel, l'imparfait exprime l'irréel» (p. 143).

Unsere Besprechung hat mit der Darstellung der sprachtheoretischen Voraussetzungen der vorliegenden Arbeit einen Weg eingeschlagen, der auf den ersten Blick gegenüber dem Wesen eines *livre de consultation* unangemessen erscheinen könnte. Dies geschah nicht etwa aus einem Bestreben, einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus es leicht fiele, hier und da Kritik zu üben. Vielmehr fordert der Vf. selbst dauernd zum Verweilen und zum vertiefenden Nachvollzug seiner vielfältigen Interpretationen auf, die bei jedem Einzelphänomen dessen Stellung innerhalb eines komplexen Ganzen sichtbar werden lassen. Er hat dem Leser damit wesentlich mehr als ein bloßes Nachschlagewerk gegeben; oder richtiger, ein Nachschlagewerk im besten Sinn des Wortes, das nämlich den Benutzer zwingt, sich mit einer nachgeschlagenen Auskunft nicht zufrieden zu geben, sondern den in ihr liegenden Problemen weiter nachzugehen.

Heidelberg KLAUS HEGER

[1] Vgl. W.E. Bull, op. cit., cap. 1.
[2] Vgl. hierzu unsere Besprechung zu W.E. Bull.

Karl Maurer, *Himmlischer Aufenthalt.* Fray Luis de Leóns Ode Alma región luciente. Heidelberg, Winter, 1958, 44 S.

Die Luis-Forschung hatte den hervorragenden Wert der Ode Alma región luciente... grundsätzlich schon seit geraumer Zeit erkannt. Dem Verf. gebührt nun aber das Verdienst, sich erstmals eingehender mit ihr befaßt zu haben. Eine gründlichere Betrachtung dieser Ode mußte um so reizvoller sein, als sich in ihr in besonderem Maße alle Elemente Luisscher Lyrik vereinigen, wie Valbuena Prat bereits festgestellt hatte (Hist. Lit. Esp. I/591).

Mehr als andere seiner Gedichte ermöglicht und erfordert also gerade dieses Gedicht über die eigentliche engere Sprachstilanalyse hinaus eine interpretierende Aussage über des Dichters allgemeine menschliche, geistige, künstlerische Haltung. Daher nimmt auch in der vorliegenden Studie die Besprechung des Gedichttextes an sich den kleineren, seine Inbeziehungsetzung zu anderen Werken, zu Luis' allgemeiner Einstellung zur Mystik und Poesie dagegen den breiteren Raum ein. – Bezeichnenderweise beginnt Maurers Studie mit einer Fragestellung, mit der Frage: „Psalmenparaphrase oder Vorbote moderner Lyrik?". Die Fragestellungen in den Abschnittsüberschriften und auch sonstwo sind nicht selten. Sie sind Ausdruck der Vorsicht des Verf. bei der Beurteilung eines scheinbar leichtverständlichen, in Wirklichkeit aber mehrdeutigen, mehrschichtigen Gedichtes. Es ist nicht nur, wie M. richtig sieht, eine schlichte Paraphrase des 22. Psalmes, sondern verrät in bestimmten Worten den gelehrten, belehrenden Bibelexegeten der Nombres de Cristo; es ist nicht nur eine vom Hohen Lied inspirierte mystische Evokation, sondern auch, im Abschluß, die sachte angedeutete, leise „durchklingende" Klage über ein Ausgeschlossensein von der mystischen Gnade. Die klassische vielsagende, andeutende Schlichtheit der Sprache, die „angstvolle Vereinsamung des Menschen, die aus dem Ausbruch der beiden letzten Strophen... zu sprechen scheint" (11), die „objektive Form der Aussage, die halbmetaphorische Inkohärenz mancher Bilder, die poetische Evokation des Abwesenden" (ib.) usw. bringt M. grundsätzlich nicht zu Unrecht mit der von H. Friedrich charakterisierten modernen Lyrik in Verbindung, die bezeichnenderweise sich nicht selten an denselben Quellen, Psalmen, Bibel, Horaz inspiriert. Man hätte allerdings, naheliegender, nicht nur einen Hinweis auf moderne französische Parallelen (Péguy, Mallarmé), sondern auch auf spanische (Miguel Hernández, Jorge Guillén, u.a.) erwartet. – Das 2. Kapitel seiner Studie geht dann auf die Gedichtstruktur näher ein. Wie jede echte Ode antiker Tradition und geistlichen, christlichen Inhalts zeigt auch diese Ode Dreiteilung: 1. das Idyll der himmlischen Weide (1.–4. Str.), 2. die Wirkung auf die Seele (5.–6. Str.) und 3. den „Ausblick auf die Lage des Dichters" (7.–8. Str.). M. erkennt darüber hinaus auch die Dreiteilung der mystischen Gradation: 1. Stufe Anschauung der ewig blühenden, trostspendenden himmlischen Aue, 2. Stufe Vergegenwärtigung des leitenden, nähren-

den, labenden Pastors und 3. Stufe das Erleben und Erkennen der göttlichen Harmonie in den Sinnbildern der Mittagsruhe und, im Höhepunkt, der Musik. M. geht dabei im Einzelnen der (horazischen) Klimax- und Antiklimax-Technik im Dienste dieser mystischen Gradation nach, weist feinsinnig auf Vorbereitung, Bewegung, Nachklang hin. Die Dreiteilung ließe sich übrigens noch in anderen Einzelheiten verfolgen. So z. B. die einleitende dreistufige Apostrophe: *Alma región luciente, – prado de bien-andanza... – fértil suelo, producidor eterno de consuelo* (Höhepunkt); oder in der 4. Str. die Taten des Pastors: *a la montaña del alto bien las guía, – en la vena del gozo fiel las baña, -y les da mesa llena;* oder die dreistufige Gradation der abschließenden Reaktion auf die Kontemplation in der 7. Str.: *pequeña parte... descendiese en mi sentido, -y fuera de sí la alma pusiese- y toda en ti, ¡oh, Amor!, la convirtiese.* – Ein Vergleich mit der dreistufigen mystischen Gradation in der Ode „A Francisco Salinas" drängt sich auf. (Vgl. Dámaso Alonso, Poesía española, 1. Aufl., 1950, Abschnitt „Grados ascensionales en las estrofas 1.–4." S. 180 ff.). Auch in bezug auf die Verwendung eines Musiksymbols sind beide Oden vergleichbar: dort die *cítara,* hier das *rabel.* Beide haben ähnliche Wirkung auf die Seele. – Neben dem Nombre Pastor der Nombres de Cristo, auf den M. eingeht, wäre hier vor allem noch auf den (von Dámaso Alonso primär berücksichtigten) Nombre Príncipe de la Paz zur Erläuterung des Höhepunktes der mystischen Gradation auch dieser Ode hinzuweisen gewesen. – In den folgenden Abschnitten seiner Studie geht es M. vor allem darum, klarzustellen, daß die mystischen Inhalte der Luisschen Gedichte, also auch dieses Gedichtes, „nicht persönliche Erlebnisse, sondern Lehre" (17) sind. Die bekannte (von Coster schon angeführte) Stelle in seinem lat. Werk, *non tam doctoris alicujus voce quam ipsa re,* der Vergleich der Luisschen mystischen Evokation mit der echt mystischen Erfahrung der Santa Teresa und des San Juan de la Cruz, das nur „exemplarische", objektiv belehrende Ich in seinen Gedichten, das moralisch idealisierte, an die Bibel (das Hohe Lied besonders) gemahnende pastorale Klima, die den mystischen Teil des Gedichtes zu einem „himmlischen Idyll" machende pastorale Einkleidung, die pastoral-petrarkistisch-garcilasosche Metaphorik sowie endlich des Dichters theoretische Auffassung von der durch „harmonische Nachgestaltung der Sache durch das Wort" (32) erbauenden und ermahnenden Funktion der Poesie, die M. aus Fray Luis theologischen Schriften ableitet, all diese Kriterien scheinen das nicht persönliche Erleben seiner Dichtung zu bestätigen. Doch ist die Evokation der übernatürlich göttlichen Harmonie nicht auch schon mystische Erfahrung, zumindest eine untere Stufe davon? Und schließt eine vordergründig objektive Belehrung eine hintergründig subjektive Anteilnahme aus? Ich glaube nicht. Im übrigen sehe ich einen gewissen Widerspruch zwischen dem eingangs festgestellten „Ausblick auf die Lage des Dichters" (= 3. Teil der Ode; s. o.) und der späteren Feststellung des nur „exemplarischen" Ichs. Vielmehr scheint mir, wie gesagt, das „exemplarische" objektive Ich das subjektive Empfinden zu

tarnen, ähnlich wie bei der modernen (scheinbaren) Impassibilité. – Was die „harmonische Nachgestaltung" angeht, so hätte bei diesem Gedicht noch besonders auf die Ausdruckskraft der Laute eingegangen werden können: die stellenweise bewußte Häufung der intervokalisch weichen Konsonanten, Labiale und Sibilanten, vor allem *v, s, z,* (*c* vor *e, i*), *-đ-,* besonders zwischen *a*-Vokalen, untermalen die göttliche Harmonie, Ruhe: pra*d*o de bienandan*z*a (1. Str.); la cabe*z*a corona*d*o – a dulce*s* pa*s*to*s* mue*v*e – ca*v*a*d*o – su hato ama*d*o, hier geradezu eine Steigerung von (weichem) -t- zu -d-! (2. Str.); en po*s* dicho*s*a*s* – le *s*iguen su*s* o*v*eja*s*, do la*s* pa*c*e- con inmortales ro*s*a*s*-... na*c*e-... má*s* *s*e go*z*a, má*s* rena*c*e (3. Str.); *s*ubido el-*s*ol, él *s*e*s*teando – auch die intervok. *-n-, -nd-, -ñ-, -l-:* hiele, suelo, consuelo, montaña, baña, vena, llena, buena, cuando, sesteando haben diese Wirkung –, con dul*c*e *s*on deleita el *s*anto oído (5. Str.); ... *s*onoro- ... dul*z*or al alma pa*s*a-... ardiendo *s*e tra*s*pa*s*a, -y lan*z*a en aquel bien libre de ta*s*a (6. Str.); Oh, non! Oh, vo*z*! *S*iquiera-... de*c*endie*s*e – en mi *s*entido... – de *s*í... pu*s*ie*s*e-... convirtie*s*e (7. Str.); Cono*c*ería... -*s*e*s*tea*s*, dul*c*e E*s*po*s*o; y de*s*atada – de e*s*ta pri*s*ión... -pade*c*e, a tu mana*d*a-... perdi*d*a, erra*d*a. Das Vorherrschen der Sibilanten hat Valbuena (Hist. Lit. Esp. I/592) auch in der Salinas-Ode festgestellt und dazu bemerkt: „produce un efecto comparable al predominio de los violines en una orquesta". – Abschließend kommt M. im Anschluß an Voßler auf den vieldiskutierten Vergleich mit Dante zu sprechen, betont die inhaltliche Nichtvergleichbarkeit dieser Ode mit der Divina Commedia, glaubt nicht, wie Voßler, an deren grundsätzliche Ablehnung durch Fray Luis, falls dieser sie überhaupt kannte, und weist auf Gemeinsames und Trennendes zwischen beiden Dichtern hin. Z. B. sind beide Dichter Kämpfer für Friede (in Gott) und Recht, Dante ist aber in seiner Dichtung entschiedener diesseitsabgewandt als Fray Luis, für den „irdische, sphärische und himmlische Harmonie in beunruhigender Weise ineinander überspielen". Dante zeigt auch ungebrochene, „beglückende und beflügelnde, persönliche Heilsgewißheit", Fray Luis dagegen „singt die Klage der auf der Welt verlorenen Seele, die sich das Bild vom himmlischen Aufenthalt nur sehnsüchtig vor Augen führen kann" (37). Schließt aber die abgrundlose Skepsis dem Diesseitigen gegenüber und die Klage über ein Ausgeschlossensein von der irdischen Erfahrung der (vollkommenen) mystischen Gnade, wie sie vielleicht durchklingen mag in diesem und anderen Gedichten, die Heilsgewißheit im jenseitigen Leben aus? Ist nicht die starke Sehnsucht nach dem jenseitigen Heil (siquiera... descendiese..., etc.) und das abschließende Futurum, das die sichere Überzeugung von der Vollendung eines künftigen Geschehens beinhaltet (no ya *andará;* in anderen Gedichten, besonders zum Abschluß ebenfalls: z. B. *veré*... ... las moradas del gozo y del contento; allí... *veré* lo que es y lo que ha sido...; entonces *veré* como...; *veré* las inmortales columnas...) deutlicher Ausdruck solcher Gewißheit? Sollte ausgerechnet Fray Luis von der echt spanisch barocken *desengaño*-Haltung, die so stark die (lyrische und dramatische) Dichtung des

Siglo de Oro beherrscht und deren Fundament eben diese Heilsgewißheit ist, abweichen? Ich sehe keine Gründe für diese Annahme. Daraus folgt, daß bezüglich der Heilsgewißheit zwischen Dante und Fray Luis doch wohl kein grundsätzlicher Unterschied herzuleiten ist.

Im Anhang zu seiner aufschlußreichen, anregenden, viele Zusammenhänge neu beleuchtenden und gut dokumentierten Studie gibt M. eine Übertragung dieser Ode. Diese Übertragung mag gegenüber derjenigen von Karl Voßler durch den bewußten Verzicht auf den Reim an Lyrismus etwas einbüßen – man kann hierüber geteilter Meinung sein –, sie gewinnt durch diesen Verzicht und die dadurch möglich gewordene enge Anlehnung an das Original jedoch auf alle Fälle an Wahrheit und Genauigkeit.

München HEINRICH BIHLER

F. Sánchez y Escribano, Anthony Pasquariello. *Más personajes, personas y personillas del refranero español.* New York, Hispanic Institute in the United States, 1959, 118 S.

Dieses kleine Büchlein stellt ein Supplement dar zu dem 1911 in drei Bänden, in der zweiten Auflage, Sevilla 1921, in zwei Bänden erschienenen Werk von Santiago Montoto y Rauchenstrauch: *Personajes, personas y personillas que corren por tierras de ambas Castillas.* Es handelt sich um Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten, die mit – realen oder erfundenen – Personen- und Ortsnamen gebildet sind (z.B.: „Argüelles y Alarcones, falsas las hembras y más falsos los varones"; „El asnillo de Sant Sadornín, cada día más ruín"; „De Juan a Pedro no va un dedo"). Die Quellen sind in der Hauptsache die bekannten Sprichwortsammlungen von Correas, Cejador, Sbarbi und vor allem die über 40000 Sprichwörter, die F. Rodríguez Marín gesammelt hat. Registriert werden, alphabetisch nach Namen geordnet, nur mit Quellenangabe und ohne jeden Kommentar, diejenigen Sprichwörter und Redensarten, die Montoto, vielfach aus Gründen der Dezenz, nicht aufgenommen hatte. Die Nützlichkeit der vorliegenden Liste steht außer Zweifel, doch noch mehr zu begrüßen wäre eine Neuauflage des Werkes von Montoto y Rauchenstrauch unter Einarbeitung des hier gebotenen Materials. Das Büchlein ist so schlecht gebunden 'gelumbeckt'), daß es sich in kürzester Zeit in einzelne Blätter auflöst.

Köln WALTER METTMANN

Cynthia Crews, *Extracts from the 'Meam Loez' (Genesis) with a Translation and a Glossary.* Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society. Literary & Historical Section. Vol. IX, Part II, Leeds 1960, S. 13–106.

Die wissenschaftliche Erforschung des Judenspanischen hat sich am Ende des 19. und während des 20. Jahrhunderts fast ausschließlich mit

der Sprache der Gegenwart beschäftigt. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß die Verfasserin sich in der vorliegenden Studie einem Text des 18. Jahrhunderts zuwendet, nämlich der von Jacob Kuli begonnenen Bibelübersetzung (Genesis). Das ist um so wichtiger, als die Textauszüge verschiedener Schriften des 18. Jahrhunderts, die sich in M. Grünbaums *Jüdisch-Spanischer Chresthomathie* (Frankfurt a. M. 1896) finden, unter Grünbaums mangelhafter Transliteration des *raši* (der hebräischen Schrift der spanischen Juden) leiden. Die sorgfältige Transliteration, die in den 10 von C. Crews herausgegebenen ausgewählten Geschichten vorliegt, ist daher ein nicht zu unterschätzender Beitrag für das Studium der Geschichte des Judenspanischen. Eine englische Übersetzung ist beigegeben.

Das Wertvollste aber ist das Glossar, ein Ergebnis der Beherrschung der einschlägigen Literatur und der Sprachen sowie umsichtigen und klugen Abwägens. Besonders angelegen sein läßt sich die Verfasserin die Feststellung der Bedeutung der Wörter, aber auch die Untersuchung ihrer Herkunft kommt nicht zu kurz. Es handelt sich um spanische, hebräische und aramäische Wörter, wozu noch die Arabismen kommen, die teils über das Spanische, teils über das Türkische eingedrungen sind. In mehreren Fällen konnte der Beweis erbracht werden, daß judenspanische Wörter aus dem Italienischen entlehnt worden sind. Für die semantische Seite werden nicht nur die Belege aus den modernen judenspanischen Dialekten herangezogen, die Ferrara-Bibel, Nebrija, sondern auch die hebräische Genesis. Etymologien werden diskutiert (siehe z. B. s. v. *boltar, dimyôn, escometer* und den lehrreichen Artikel *ḥadra*). Für *fileča* (S. 71) statt *fleča* 'Pfeil' hat M. L. Wagner Einfluß von *fila* 'Teig' angenommen, da *fileča* auch 'Rührstock' (für Teig) bedeutet. Vielleicht handelt es sich aber bei dem *i* um einen Übergangslaut, der durch die Konsonantenverbindung *fl* hervorgerufen worden ist. *ḥadra* (S. 74) dürfte wohl die Grundbedeutung 'Vorbereitung' haben und auf der arab. Wurzel *ḥaḍr* beruhen. *dasyo* 'Zoll' ist eher it. *dazio* (Corominas) als span. *dacio* (Wagner, Subak). Die Bedeutungen von *kolgar, enkolgar, dekolgar* scheinen beeinflußt von denen der Formen der hebräischen Wurzel *tlh*. Ortsnamen erscheinen in der Arbeit gelegentlich in veralteter Form, so *Bitolj* statt *Bitola, Ruschuk* statt *Ruse*.

Hamburg — Wilhelm Giese

Giovanni Nencioni, *Fra grammatica e retorica. Un caso di polimorfia della lingua letteraria dal secolo XIII al XVI.* „Accademia di scienze e lettere La Colombaria", Olschki, Firenze 1955, 183 S.

Das vorliegende Buch ist ein gewichtiger Beitrag zur Geschichte der italienischen Schriftsprache in den ersten Jahrhunderten. Anhand von Texten verfolgt Verf. vom Duecento bis ins Cinquecento den schwankenden Gebrauch charakteristischer Flexionsformen, nämlich der

3. Pers. Plur. des Passato remoto (*cantaro, -arono, -orno* usw.; *dissero, -ono, -eno, -ino*), des Konj. Imperf. (*fussero, -ono, -eno, -ino*), des Konditionalis (*avrebbero, -ono*) und einiger anderer Endungen. Daß verschiedene dieser Spielformen zur gleichen Zeit, in der gleichen Gegend und oft im gleichen Text ohne Unterschied der Bedeutung vorkommen, ist längst bekannt. Zur Erklärung der Erscheinung hat man sich aber bis jetzt meist mit den vereinfachenden Schemata der historischen Grammatik beholfen, von Analogiebildungen und dialektalen Einflüssen gesprochen, ohne dem Stilwillen Rechnung zu tragen, der einen Autor veranlaßt, eine Form zu brauchen und eine andere zu meiden; ohne zu beachten, daß die literarische Sprache ihrem Wesen gemäß sich vom kontinuierlichen Entwicklungsablauf, in den die Volkssprache eingespannt ist, jederzeit befreien kann. So verfährt Rohlfs in seiner Historischen Grammatik. Er hält nicht mit der nötigen Klarheit auseinander die etymologische Priorität der Endungen *-asseno, -esseno, -isseno* (von lat. *-assent, -ĭssent, -īssent*) einerseits und die spätere Wiederaufnahme dieser Formen durch Sacchetti oder Machiavelli andererseits, der analogische Neubildungen auf *-ro* (*piacessero* im Novellino usw.) zeitlich vorangehen.

Anknüpfend an die Untersuchungen von A. Schiaffini, A. Castellani und K. Huber und gestützt auf umfangreiche eigene Sammlungen, zeigt Verf., wie neben die Formen auf *-ro* (*-aro, -éro, -ero, -iro, fuoro*), die in den ältesten florentinischen Texten allein vorkommen und die das fiorentino illustre kennzeichnen, seit der Mitte des Duecento solche auf *-no* treten (*-arono, seppono, feciono, sarebbono, avessono, trovassino*); wie mit Boccaccio der Polymorphismus zu einer anerkannten Eigenheit der dichterischen Sprache wird und in die literarische Tradition eingeht. Die Annäherung der Kunstsprache an die lebendige Rede der Florentiner verschafft Ende des 14. Jh. der umgangssprachlichen Endung *-ono* neue Geltung. Das 15. Jh. ist die Zeit der größten Formenfülle; das volkstümliche oder provinzielle *-eno* und *-ino* (*fosseno, amassino*) treten neben *-ono* und *-ero* häufig in den Texten auf. Ende des Quattrocento besinnen sich die Dichter wieder mehr auf die Werte der literarischen Tradition, und mit den Grammatiken und Philologen des Cinquecento, die auch die bedeutenden Autoren vor allem außerhalb der Toskana in ihren Bann zwingen, siegt endgültig die altflorentinische Tradition der großen Trecentisten über den lebendigen Usus der Stadt Florenz. So kommt es zur paradoxen Situation, daß das moderne Italienisch der Sprache Dantes näher steht als derjenigen Machiavellis.

Was wir hier in wenigen Sätzen vereinfachend zusammenfassen, wird von Nencioni mit reichen Belegen, subtilen Distinktionen, eingehenden Stilanalysen (in denen er die führenden Literarhistoriker und Stilkritiker ausgiebig, aber nicht immer zustimmend zu Wort kommen läßt) auf 180 Seiten eingehend geschildert. Was er dem Leser bietet, ist viel mehr als die Geschichte des Gebrauchs gewisser Morpheme. Die Bevorzugung dieser oder jener Flexionsformen durch den einen oder den andern Autor wird stets aus einer stilgeschichtlichen Situation heraus

erklärt. Die Stellungnahme der Grammatiker gegenüber den verschiedenen Endungen wird vom Problemkreis der Questione della lingua her beleuchtet und gedeutet. Mehr als eine Geschichte der Flexionsformen ist das Buch – wie sein Titel verrät – ein Ausschnitt aus der Geschichte der italienischen Kunstsprache und der grammatischen Theorie, die stets in ihrem Verhältnis zur Alltagssprache gesehen werden.

Mit gut gewählten Beispielen wird an verschiedenen Stellen gezeigt, wie ein Autor (z.B. Petrarca p. 41) die ihm zu Gebote stehenden Formen handhabt, wie er um des Klanges willen, dem Prinzip der variatio oder dem der repetitio folgend, bald die eine, bald die andere Endung vorzieht. Der stilistische (ästhetische oder evokative) Wert ein und derselben Form ist aber – mit Recht betont das Nencioni (p. 44) – nicht in jedem Text der gleiche. Es zeigt sich hier eindrücklich, wie die Morphologie, die dem Grammatiker als das feste Gerüst der Sprache erscheint, zu einem feinen Werkzeug künstlerischer Gestaltung oder auch einfach zu einem Kennzeichen der sozialen Zugehörigkeit werden kann, daß sie sogar stärkere evozierende Kraft hat als der Wortschatz oder die Syntax (p. 90). Das läßt sich am Italienischen viel schöner nachweisen als etwa am Altfranzösischen, wo die geographischen und sozialen Unterschiede der Sprache geringer sind und die Formen in den ersten Jahrhunderten nicht so bewußt in den Dienst der Kunst gestellt werden wie im mittelalterlichen Italien.

Nencioni ist sich im klaren darüber, daß eine Stilgeschichte nicht allein auf ein paar Morpheme aufgebaut werden kann. Wo es ihm darum geht, die Form eines Werkes zu charakterisieren – das Buch enthält eine Reihe sehr schöner Charakteristiken –, zieht er denn auch weitere Wesenszüge in die Betrachtung ein und begnügt sich im übrigen – im Hinblick auf den „stato aurorale in cui trovasi la storia della nostra lingua“ (p. 51) – in bescheidener Zurückhaltung mit vorläufigen Resultaten. Aber selbst wenn die spätere Forschung auf Grund von neuen Einzeluntersuchungen da und dort zu andern Erkenntnissen gelangen sollte, so werden doch die Ergebnisse von Nencionis Studie in den großen Linien bestehen bleiben, und – was uns ebenso wichtig erscheint – das Buch wird in methodischer Hinsicht seinen vorbildhaften Charakter behalten, zeigt es doch in mustergültiger Weise, wie die systematische Sammlung von Sprachformen und deren statistische Auswertung („indagine quantitativa“), auf philologisch gesicherte Textgrundlagen aufgebaut, sich mit literarhistorischer Deutung und stilkritischer Wertung („indagine qualitativa“) verbinden lassen; wie Geschichte der grammatischen Formen und Geschichte der literarischen Ausdrucksmittel und Strömungen sich gegenseitig erhellen, ja sogar identisch werden können („storia della letteratura e storia della lingua sono una cosa sola“ p. 67) – und dies ohne kühne und allzu problematische Konstruktionen von Beziehungen zwischen Sprach- und Geistesgeschichte, wie sie (mehr von deutschen als von romanischen Forschern) immer wieder versucht werden.

In einer allfälligen zweiten Auflage sollten dem Band ein ausführlicheres Inhaltsverzeichnis und ein Sachindex beigegeben werden. Sie würden den reichen Inhalt des Buches dem eiligen Benützer leichter zugänglich machen und denjenigen, dem sich die gewählte, oft etwas abstrakte Sprache Nencionis mit ihren wohlausgewogenen Perioden nicht ohne Mühe erschließt, auf kürzerem Weg zu den Fakta führen.

Bern S. Heinimann

Giovanni Dondi dall'Orologio, *Tractatus astrarii.* A cura di A. Barzon, E. Morpurgo, A. Petrucci, G. Francescato. Città del Vaticano 1960 (Codices ex ecclesiasticis bibliothecis selecti, series minor, IX), 261 pag.

Ce bel in-f° que publie la Biblioteca Apostolica comporte: une introduction biographique sur Jacopo dei Dondi, et son fils Giovanni, par A. Barzon; – une étude historique et un commentaire mécanique d'E. Morpurgo; – le texte de l'*Astrario,* établi par A. Petrucci; – un glossaire des termes techniques par G. Francescato; – enfin, une reproduction phototypique intégrale du manuscrit.

A propos de la partie biographique, une remarque: du fait de la multiplicité des auteurs, on relève, entre les pp. 6 et 21, une apparence de contradiction, qui s'explique (mais on ne nous le signale pas) par l'existence d'une double tradition: l'une, représentée par V. Bellemo dans son livre de 1894 sur les Dondi, et suivie par Barzon, fait naître Giovanni vers 1330; l'autre, représentée par G. M. Urbani de Gheltof dans son article de 1880 sur Dondi (dans *Bulletino d'arti, industrie, numismatica e curiosità veneziane,* III, no 2), suivie par Morpurgo, propose la date de 1318.

Fils du médecin Jacopo, dit dall'Orologio par suite de la construction, qu'il entreprit en 1344, de l'horloge astronomique de Padoue (la plus ancienne d'Europe), Giovanni De' Dondi puisa dès son enfance à la source des sciences physiques et mécaniques. Dans une grande mesure, son œuvre complète, achève et épanouit celle de son père. Autour de ces deux hommes se nouent les liens du pré-humanisme padouan: de Pietro d'Abano et Marsile de Padoue à Albert Mussato dont on a des raisons de penser qu'il entretint des relations étroites avec Jacopo lors de leur commun séjour à Chioggia; à partir de 1349, Giovanni se liera avec Pétrarque. E. Morpurgo insiste à juste titre sur l'importance que revêt, avant Giovanni et autour de lui, ce mouvement padouan, à la fois par son ancienneté, sa qualité et sa nature plus particulièrement scientifique. Un vaste champ de recherches semble s'ouvrir dans cette direction, à peine foulé jusqu'ici.

Composé entre 1364 et 1389, l'*Astrario* se distingue de la littérature didactique de son temps par une remarquable recherche de l'adéquation du langage: la réflexion scientifique se dégage à la fois de la rhétorique et des formules scholastiques. Le raisonnement se déroule sur le plan mathématique, étonnamment pur des *impedimenta* habituels de la

pensée médiévale. Un concept nouveau de science achève de prendre forme en pratique: épanouissement de traditions obscures qui soudain, dans l'oeuvre de Dondi, révèlent leur envergure et débouchent sur des acquisitions intellectuelles et méthodologiques définitives. Un tel texte ajoute un grand poids aux arguments de ceux qui remontent jusqu' aux siècles scholastiques l'origine de cette renaissance scientifique: la perfection technique des mécanismes imaginés par Dondi dans sa construction de la grande horloge de Padoue (et dont la description constitue l'*Astrario*) serait difficilement explicable sans de longues habitudes artisanales préexistantes, celles mêmes que nous retrouvons chez de plus humbles praticiens, tels que l'anonyme auteur du *Petit Traictié* que j'ai publié ici même en 1957. Là, on trouve, avec l'exposition technique, son élaboration mathématique: celle-ci stupéfie parfois, quand on pense à l'extraordinaire indigence de moyens dont souffrait un homme qui, pour faire, p. ex., une roue d'engrenage de 365 dents, ne disposait que d'une lime et d'un foret, et pour en fournir la mesure théorique devait, faute d'autres étalons, évoquer l'épaisseur d'une lame de couteau.

Quant au manuscrit, son intérêt capital réside dans les dessins (dont on peut regretter que la plupart aient été ultérieurement barbouillés de peinture par des amateurs incompréhensifs): plus d'une centaine d'épures et de plans de toutes dimensions, donnant soit le profil de pièces délicates, soit la structure de parties entières de l'horloge, avec les indications chiffrées, en général sous forme fractionnelle. Ces dessins constituent en eux-mêmes un document unique dans l'histoire des sciences. Par comparaison avec eux, les célèbres plans de Léonard de Vinci font figure de représentations fantastiques (v. les remarques de la p. 34).

Le latin très dépouillé de Giovanni ne présente guère de difficultés de lecture autres que celles qui sont dues à l'emploi de termes techniques. D'où l'utilité du Glossaire. Le dessein de l'*Astrario* exigeait un vocabulaire étendu et de la plus grande précision possible. Giovanni l'a en partie forgé lui-même: il lui arrive de créer de toutes pièces le terme dont il a besoin (ainsi *astrarius*); en général, il recourt au vieux vocabulaire arithmétique et astronomique des écoles médiévales, remontant pour une part à la basse Antiquité, sinon au grec postclassique, pour une autre aux emprunts et calques de l'arabe pratiqués à partir du XIe s. De ce matériel disparate, Dondi opère une re-sémantisation. Çà et là, il insère dans son traité des définitions, afin d'éviter tout malentendu. Il était néanmoins indispensable de reprendre dans cette perspective l'ensemble de la terminologie de l'Astrario. On peut admirer l'ampleur du travail difficile qu'a mené à bien G. Francescato: il touche environ 300 mots de toute nature. Ces pages, sans constituer une étude exhaustive[1], fournissent du moins une base sûre, et apportent un pré-

[1] Il serait souhaitable – mais est-ce possible, dans l'état de notre documentation? – de trier ce qui, dans ce latin très technique, peut provenir de la langue vulgaire.

cieux élément nouveau à notre connaissance encore si imparfaite de l'histoire des langues techniques.

Amsterdam PAUL ZUMTHOR

Festschriften und Sammelbände

Atti del VIII Congresso Internazionale di Studi Romanzi a Firenze 1956, Sansoni, Firenze 1960, Volume II, Parte prima, 476 p., Parte seconda e terza, 797 p.

In den ersten beiden, weitaus umfangreichsten Teilen dieses Sammelwerkes sind insgesamt 57 Mitteilungen zum Hauptthema des Florentiner Kongresses 1956, „Die Herausbildung der romanischen Schriftsprachen", enthalten. Ein dritter, knapp gehaltener Teil umfaßt Hinweise auf Arbeitsprogramme und größere Forschungsvorhaben. Aus der Fülle von Abhandlungen seien jene herausgegriffen, die den Leser dieser Zeitschrift vornehmlich interessieren dürften.

H. Peri, *Une Méthode expérimentale de Critique des Textes*, II, 719/47, behandelt in einer beachtenswerten Untersuchung die Problematik der Handschriften-Forschung. Er erinnert auf der einen Seite an die Methode Lachmanns, der überlieferte mittelalterliche Manuskripte auf Grund gleicher Fehler oder Merkmale in Stammbäume oder Stemmata zusammenfaßte und von hier aus Rückschlüsse auf einen Urtext zog, eine Methode, an der italienische Gelehrte, wie Rajna, Monaci, Vandelli, Barbi, Pasquali festhielten. Auf der anderen Seite weist er auf Bédier, Salverda De Grave, Ewert, Roques und andere hin, die ihrerseits *einer* bestimmten, ihnen dem Urtext am nächsten zu kommen scheinenden Handschrift den Vorzug gaben, um daneben allenfalls Varianten anderer Texte zu berücksichtigen. P. selbst wollte die Frage nach der rechten Methode auf neue Weise lösen, indem er mit seinen Schülern der Universität Jerusalem einen interessanten Versuch durchführte. Er ließ durch einen begabten Studenten einen wenig bekannten Gedichttext sowie ein Filiationsschema auswählen und das Ganze durch seine Seminarteilnehmer handschriftlich wiedergeben. Später verteilte er die Kopien nochmals mit der Aufforderung, alle gewünschten Veränderungen, wie Durchstreichungen, Einschiebungen, Auswechslungen usw. am Text vorzunehmen. Das Ergebnis waren ausnahmslos variae lectiones, deren Vergleich es P. erlaubte, ein mit dem ihm unbekannten Original übereinstimmendes Stemma herzustellen. Ein ähnlicher Versuch mit Gedichtproben verschiedener Sprachen und Literaturen zeitigte dasselbe Resultat. Niemals hätte er, so folgert P., mit Bédiers, von einem angeblich „besten" Text ausgehender Methode den Urtext ausmachen können, was P. veranlaßt, von neuem der Lachmannschen Methode das Wort zu reden.

G. Straka, *Quelques contributions à la chronique relative des changements phonétiques en français prélittéraire*, I, 437/43, gelangt, von der

Voraussetzung ausgehend, daß offenes *e* spätestens bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts zu *ie*, offenes *o* am Ende des 3., spätestens am Anfang des 4. Jahrhunderts zu *uo*, die geschlossenen *e* und *o*-Laute frühestens Anfang des 6. Jahrhunderts diphthongiert wurden, zu dem Schluß, daß das Sardische seit dem Ende des 2. Jahrhunderts, das Rumänische seit jenem des 3. Jahrhunderts – ebenso wie das nördliche Galloromanische – nicht mehr an der sprachlichen Entwicklung der anderen Teile der Romania beteiligt waren, sondern sich vielmehr seit jenen fernen Zeiten zu individualisieren und zu eigenständigen Sprachen herauszubilden begannen.

A. Castellani, *Le problème des Serments de Strasbourg,* I, 103/25, weist die Thesen zurück, wonach die romanische Fassung der Straßburger Eide, sei es dem eigentlichen französischen, sei es dem eigentlichen provenzalischen Sprachbereich zuzuschreiben sei. Er erkennt darin vielmehr einerseits die sprachliche Situation Nordaquitaniens im 9. Jahrhundert, andererseits eine Einflußnahme Nithards. Dieser, so stellt es sich C. vor, habe die zunächst auf nordaquitanisch abgefaßte romanische Version grammatikalisiert, ohne dabei mundartliche Kennzeichen anzurühren. Formen wie *savir* oder *fazet* führt C. auf den Anteil eines Kopisten zurück, der für die Vermittlung von Nithards Geschichte aus der Abtei Saint-Riquier nach jener von Saint-Médard de Soissons verantwortlich sei.

K. Michaëlsson, *Quelques variantes notées dans la prononciation parisienne au temps de Philippe le Bel,* I, 287/97, weist an einem interessanten geschichtlichen Beispiel nach, wie man in einer und derselben Epoche verschiedenste Schreibarten in altfranzösischen Texten finden kann und wie unterschiedlichste Sprechweisen offensichtlich durch lange Zeiten hindurch in friedlicher Koexistenz nebeneinander lebten, was es, nach M., erschwert, Lautentwicklungen genau zu datieren.

G. Gougenheim, *La formation du vocabulaire français classique,* I, 155/62, gebührt Dank, daß er den Wortschatz der klassischen französischen Literatur einmal nicht, wie bislang meist üblich, unter dem Gesichtspunkt des Vorgangs von Wortächtungen, Ausmerzungen usw., sondern, gleichsam positiv, in der Vorliebe für bestimmte Redewendungen und Wörter wie *onde, coursier, coupe, parvis, chantre, hymen* usw. und deren tiefere Zusammenhänge betrachtete. G. gelangt am Ende seiner wertvollen Studie zu dem Schluß, daß für die Schaffung eines besonderen „klassischen" Wortschatzes einmal der in Entlehnungen wie in Nachbildungen zum Ausdruck kommende Einfluß der lateinischen Dichtersprache maßgebend war, sodann das Bestreben, auch durch Rückgriff auf ungebräuchliche Ausdrücke und Fach-Termini ein eigenes französisches dichterisches Vokabular zu schaffen.

Ausgehend von der Bedeutung, welche die Provinzialismen bei Autoren wie Rabelais, Montaigne, Molière, Mme de Sévigné, Daudet, Apollinaire usw. haben, veranschaulicht K. Baldinger, *Contribution à une Historie des Provincialismes dans la langue française,* I, 45/54,

wie aus einer bestimmten geschichtlichen, sprachlichen und sozialen Atmosphäre heraus ein Entlehnungsklima (climat de l'emprunt) geschaffen wird, das den Eingang von Provinzialismen in die Hochsprache ermöglicht. Nach B. hat jedes Wort seine eigene, von sprachlichen, geographischen und geschichtlichen Bedingungen abhängige Geschichte. Schichtenbildung und Reisewege spielen dabei eine wichtige Rolle. Aus dem äußersten Norden, wie Picardie, französisch Flandern und Wallonien, kamen vornehmlich Begriffe der Industrie und des Brauereiwesens ins Französische, aus dem Flandrischen solche der Textil-Industrie, aus dem Wallonischen solche des Steinkohlenbergbaus, aus den Mundarten von Savoyen und französischer Schweiz die alpine Terminologie, aus Normandie, Bretagne, Provence und Gascogne der maritime Wortschatz, zu dem das Französische, nach Dauzat, nur den Begriff des „Herings" (*hareng*) lieferte, der von früh an Handelsobjekt in Frankreich gewesen zu sein scheint. Wie andererseits auch geschichtliche Ereignisse für das Schicksal der Provinzialismen bedeutsam sein können, zeigt B. u. a. am Beispiel des Hundertjährigen Krieges und den lexikalischen Veränderungen, die das dauernde Kommen und Gehen der Truppen innerhalb Frankreichs damals mit sich brachte. Die sehr klaren, trefflichen Ausführungen B.s mögen einen Anreiz bilden zur Abfassung jener zahlreichen Einzelarbeiten, die eine höchst wünschenswerte zusammenfassende Geschichte der Bedeutung der Provinzen für die Gestaltung des französischen Wortschatzes ermöglichen werden.

H. E. Keller, *Structure des parlers valdôtains*, II, 605/17, liefert einen wertvollen, Sprache, Geographie und Geschichte in gleicher Weise berücksichtigenden Überblick über die mundartlichen Verhältnisse des Aostatales, das nach ihm durch die Zugehörigkeit zu Frankreich von 774 bis 1032 seine entscheidende sprachliche Prägung erfuhr, das aber doch auch, vor allem das obere Aostatal, schon auf Grund seiner landschaftlichen Struktur, starke sprachliche Verschiedenheiten aufweist. Eine große Sorge des Aostatales heute ist, nach K., die zunehmende Verdrängung des Frankoprovenzalischen durch das Piemontesische, das von den Angehörigen der mittleren und jüngeren Generation für überlegen gehalten werde und das sich bereits einiger Ortschaften ganz oder teilweise bemächtigt habe.

A. Monteverdi, *Lingua italiana e Iscrizione ferrarese*, I, 299/310, vermag gewichtige Gründe für die These vorzubringen, daß die sog. Ferrareser Inschrift, weit entfernt davon, eines der ältesten italienischen Sprachdenkmäler zu sein, wie Bertoni u. a. geglaubt hatten, erst nach 1712 von Girolamo Baruffaldi abgefaßt wurde, aus dem, vom 16. bis zum 18. Jahrhundert so nachhaltig in Erscheinung tretenden, lokalpatriotischen Bestreben heraus, der eigenen Stadt oder Gegend eine besonders ehrwürdige Vergangenheit anzudichten.

G. Bonfante, *Ci fu una „lingua comune" italiana nei secoli XI–XIII?* I, 83/90, meint, im 11., 12. und 13. Jahrhundert seien das Lateinische, Französische und Provenzalische Gemeinsprachen Italiens

gewesen. Das Italienische habe damals nur in Form einzelner Mundarten, wie des Florentinischen, Mailändischen, Umbrischen, Kampanischen bestanden. Die Sprache der Sizilianischen Dichterschule ist, nach ihm, das, freilich mit lateinischen und galloromanischen, nicht aber toskanischen Einflüssen durchsetzte Sizilianisch.

A. Schiaffini, *Divagazioni e testimonianze sulla retorica nella lingua e letteratura italiana,* I, 403/22, gibt einen sehr gedrängten, interessanten Überblick über die Unverwüstlichkeit rhetorischer Stilmittel bis in die modernste italienische Literatur hinein.

J. Jerney, *Sull' elemento italiano nel lessico del serbo-croato moderno,* II, 601/04, stellt fest, daß das Serbokroatische besonders starken lexikalischen Einfluß von Italien her erfuhr, was bis heute in bezug auf weit zurückliegende Zeiten und auf das Adriagebiet einigermaßen erforscht worden sei, in Hinblick auf das festländische, pannonisch-balkanische Gebiet wie auch auf die moderne kroatische und serbische Literatursprache jedoch noch der wissenschaftlichen Untersuchung harre. J. selbst hat einiges Material zusammengetragen, aus dem hervorgeht, daß das Serbokroatische, wie andere europäische Sprachen, italienische Begriffe besonders aus den Gebieten von Handel, Bankfach, Seewesen, Musik, Theater, Tanz, Architektur, darstellenden Künsten, Literatur, Militärwesen, Medizin, Gastronomie übernahm, wobei im 19. Jahrhundert das Deutsche und vor allem die Stadt Wien eine bedeutsame Mittlerrolle spielten. In der jüngsten Zeit habe ein direkter italienischer Einfluß (Handel, Presse, Rundfunk) zu Wortbildungen, wie *agrumi, autostrada, indipendentizam, neorealizam, astratizam, telefoto* geführt.

Verhältnismäßig zahlreich sind die Beiträge zur Erforschung der rumänischen Literatursprache. Während freilich I. Iordan, *Sur la formation de la langue littéraire roumaine,* I, 199/218, und A. Niculescu, *I problemi della lingua letteraria nella Repubblica Popolare Romena,* I, 311/38, nur wenig von der Oberfläche in die Tiefe der Betrachtung gehen, gibt W. Bahner, *Zur Herausbildung der modernen rumänischen Literatursprache,* I, 37/44, einen brauchbaren Einblick in die strukturelle und historische Vielfalt der französischen Elemente des rumänischen Wortschatzes, die verschiedensten Bereichen menschlichen Lebens angehören und sehr unterschiedlichen Umlaufswert haben. So macht B. anschaulich, wie alte Bezeichnungen slawischer, türkischer oder neugriechischer Herkunft durch französische abgelöst wurden oder wie alten rumänischen Begriffen neuimportierte französische, in gewissem Sinne einen Luxusartikel darstellende zur Seite traten, was Differenzierungen und Nuancierungen der entsprechenden Wortbedeutungen mit sich brachte, oder wie das Französische vornehmlich auch über Fachsprachen, wie etwa die medizinische oder juristische Terminologie, seinen Weg ins Rumänische fand.

Sehr ersprießlich sind auch die Aufsätze von A. Lombard, *La lingua letteraria romanza meno fissata: il rumeno,* I, 283/86, und C. Tagliavini, *Una nuova lingua letteraria romanza? Il moldavo,* I, 445/52. Ersterer

führt zunächst aus, wie Italien und Rumänien beide spät ihre politische Einheit errangen, sich aber andererseits dadurch unterscheiden, daß sich die sprachliche Einheit in Italien bereits im 13. und 14. Jahrhundert durchsetzte, während die Bukarester Mundart erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Oberhand gewann. L. sieht als Ursache dieser Unterschiedlichkeit in den zwei Ländern einmal die stärkere, mundartliche, frühzeitiger zur Herausbildung einer Koine drängende Differenzierung Italiens an, sodann den – angesichts der umfangreichen, auf der ganzen Halbinsel verbreiteten italienischen Literatur – bescheidenen Umfang der rumänischen, die während der ersten zwei oder drei Jahrhunderte vornehmlich aus Bibelübersetzungen, pädagogischen und erbaulichen Schriften bestand und über einen engbegrenzten lokalen Bereich nicht hinausdrang. Ja bis heute, meint L., habe es das Rumänische – im Gegensatz zum Italienischen, das im Laufe von sechs oder sieben Jahrhunderten eine bemerkenswert einheitliche Schriftsprache geworden sei – nur zu mangelhafter Einheit gebracht, einer Einheit, der vor allem der, durch Beispiele veranschaulichte, überströmende, aus verschiedenen Quellen gespeiste rumänische Wortschatz im Wege stehe. Nur eine strengere lexikalische Auswahl, sagt L., die das Rumänische ärmer an Wörtern und Wendungen mache, könne diese Sprache einheitlicher und gefestigter gestalten.

Tagliavini setzt sich in herzerfrischender Deutlichkeit mit der besonders von russischen Gelehrten wie Sergiewskij, Budagow, Reformatskij sowie von der großen russischen Enzyklopädie des Jahres 1955 vertretenen These auseinander, wonach das Moldauische – wie das Französische, Italienische, Rumänische – als eigene romanische Sprache anzusehen sei. Ohne jegliche Polemik, aber mit nüchterner, sachlicher Argumentation beweist T., daß kein wesentlicher Zug das Moldauische vom Rumänischen unterscheidet und das einzige Eigenständige am Moldauischen eigentlich nur der Name ist. Dies schließt, nach T., nicht aus, daß sich das Moldauische unter verschiedenen politischen, verwaltungsmäßigen und geschichtlichen Bedingungen dem Rumänischen wird entfremden können, so, wie sich einst das Flämische vom Niederländischen distanzierte, aber dazu, meint er, bedürfe es längerer Zeit als einiger Jahrzehnte oder auch eines anderthalben Jahrhunderts.

Unter den Mitteilungen des 3. Teiles scheint uns der Artikel von M. Deanović, *Su un nuovo orientamento di geografia linguistica. Progetto di un Atlante Linguistico Mediterraneo,* III, 765/70 besondere Erwähnung zu verdienen. D. greift eine, bereits 1937 auf dem Internationalen Romanistischen Linguistenkongreß in Nizza gemachte Anregung aufs neue auf, nämlich, einen mittelmeerischen Sprachatlas in Angriff zu nehmen. D. zeigt an Hand einiger geschickt ausgewählter Beispiele sprachliche Gemeinsamkeiten des Mittelmeerbeckens von den Pyrenäen bis zum Kaukasus und dem Asowschen Meer. Er verweist auf jene gewisse Homogeneität, wie sie auch auf der von sieben Sprachen beherrschten Balkanhalbinsel besteht, wie auch auf das mehrsprachige Unternehmen des Schweizerischen Atlasses der Volkskunde.

D. verspricht sich mit Recht von einem Mittelmeer-Sprachatlas vor allem auch fruchtbare Erkenntnisse in bezug auf das mittelmeerische Substrat.

Erlangen-Nürnberg ALBERT JUNKER

Miscelánea Filológica dedicada a Mons. A. Griera. Tomo I, C.S.I.C. Barcelona 1955, XVI + 397 S. + 2 Bl.

Bis jetzt ist nur der 1. Band dieser Festschrift erschienen, der die Beiträge der Verfasser von A bis J umfaßt. Der Forschungsrichtung des Jubilars entsprechend steht in diesen Beiträgen die Mundartenforschung im katalanisch-aragonesischen Sprachraum im Vordergrund. Im einzelnen ergibt sich über die Art der Beiträge folgender Überblick: Von den insgesamt 23 Abhandlungen befassen sich 18 mit mundartlichen Fragen; nur 5 beschäftigen sich mit nicht mundartlichen, schriftsprachlichen syntaktisch-stilistischen Problemen. 10 Beiträge betreffen das Katalanische, 4 das Aragonesische, 2 das Provenzalische (Auvergnatische, Lyonesische), 3 das Kastilische, 2 das Hispanische und Westromanische im allgemeinen und je 1 Beitrag ist dem Portugiesischen bzw. dem Italienischen und Rätoromanischen gewidmet. – Bei der Mundartenforschung liegt das Hauptgewicht auf der Lexikologie, welcher 10 Untersuchungen gewidmet sind. Mit der Toponymie im besonderen befassen sich 4 Beiträge, je 2 haben grammatikalische Fragen im allgemeinen und phonetische im besonderen zum Gegenstand, je 1 Beitrag gilt ausschließlich oder teilweise der Suffixbildung, der Morphologie und der Folklore.

Wenden wir uns zunächst den mundartlichen Beiträgen zu. Manuel Alvar untersucht „El fuego y el léxico con él relacionado en la Navarra nordoriental" (15–36). Als Teilmaterial einer Vortragsreihe über den Wortschatz des navarresischen Hauses werden hier 32 Wörter für Feuer, Herd, Herdumgebung, Herdeinzelgeräte auf ihre geographische Verbreitung im navarresisch-aragonesischen Grenzgebiet (das Roncal-, Salazartal in Navarra, das Gebiet um Salvatierra de Esca und Sigüés in der Provinz Zaragoza, südlich davon) und auf ihren Ursprung hin analysiert, unter ausgiebiger Illustration durch Karten und Abbildungen. Der Wortschatz dieses Gebietes erweist sich als besonders hybrid, teils archaisch, teils modern, teils baskischer, teils romanischer (kast., arag.) Herkunft. Tiermetaphern fehlen in diesem Zusammenhang natürlich auch nicht: so z.B. *burros, gallos* für „Herdschirme, -stützen", etc. Schließlich erweist sich die häufige Verschiedenheit des (phonetischen oder semantischen) Gebrauchs der Wörter dieses Begriffsfeldes im navarresischen bzw. aragonesischen Grenzraum als untrügliches Mittel der Bestimmung der Sprachgrenze. – Ähnlich ausgerichtet und reich dokumentiert ist die Untersuchung von Tomás Buesa über „Terminología del olivo y del aceite en el alto aragonés de Ayerbe" (55–110). – Die Namen für einen Einzelbegriff in einer bestimmten

Gegend untersuchen die Beiträge von Ma. Rosa Codina, A. Dauzat, P. Gardette, E. Guiter und K. Jaberg. Codina handelt „Sobre algunos nombres que designan el buey" (189–200) und weist auf Grund der Angaben des ALC (PP. 305, 306) 19 verschiedene Bezeichnungen für den Ochsen nach, von denen 5 spezifisch katalanisch zu sein scheinen (*sec, nadó, braó, morisc, quartat*), während die übrigen teils gemein-pyrenäisch, teils auch ultrapyrenäisch, teils Kastellanismen (*novillo, ternero*) sind und vorzugsweise das Alter des Tieres ausdrükken, seltener auf Farbe oder Laute hinweisen oder auf Gattungsübertragung zurückgehen. – Dauzat geht in „Les noms de l'étable de montagne dans le massif central" (213–230) besonders auf die in der Auvergne und im Rouergue gebräuchlichsten Bezeichnungen für den Gebirgsviehstall, *bata, tra(p)* und *buron* ein, die er für die ältesten in diesem Gebiet und, entgegen bisherigen Deutungen (REW, etc.), als aus dieser Gegend stammend ansieht. Das wichtigste Wort, *buron*, ginge demnach nicht auf germ. *bur* „Hütte", sondern auf das vorkelt. Oronym **bura* „Fels", wie das Alpenwort *chalet* auf **cala* „Fels", zurück (> **burione* > *buroun, buron* „vorspringender Fels" > „Unterstand", etc.). – In „La charette à 2 roues d'après la carte 161 de l'Atlas linguistique et ethnographique du Lyonnais" (265–280) zeigt Gardette, daß in diesem Gebiet Begriff und Name (*char* + Ableitungen) jüngeren Datums sind. Mehrere andere Bezeichnungen für diesen Begriff dagegen weisen auf ältere Beförderungsmittel (Trage, Schlitten) hin. – Die Angaben des ALC bzgl. „Pflug" ausgiebigst erweiternd und präzisierend zeigt Guiter in „Els noms de l' 'arada' en rossellonès" (335–346), daß das vorherrschende Wort für „Pflug" im Roussillon nicht *araire* ist, wie Badía (Gram. hist. cat.) irrtümlich angibt – dieses findet sich nur in 2 kleinen Grenzzonen (Formigueres, Catllar) der languedokisch-roussellonesischen Sprachgrenze –, sondern *aper* < AD PARIU „Paargespann", entsprechend kast. *apero*. Das eigentliche kat. Wort, *arada* (wie kast. *arado* nicht dissimilatorisch aus ARATRU, sondern überzeugend aus ARATA, d.h. dem im Iberorom. so beliebten aktiven Perfektpartizip, Typus „un hombre leido", erklärt) findet sich nur im westrouss. Grenzgebiet. Aufschlußreich ist ferner, daß die Verwendung der übrigen Wörter für „Pflug", *llaura, eina*, geographisch ziemlich genau dem Bereich ehemaliger Feudalgebiete entspricht, *llaura* also z.B. dem Gebiet der alten Grafschaft Besalú diesseits und jenseits der heutigen span.-franz. Grenze, daß also eine willkürliche spätere politische Grenzziehung die sprachlichen Bande nicht hat zerreißen können. – Und Jaberg endlich zeigt in „Zu den italienischen und rätoromanischen Namen des Muttermals" (353–366), in welchen Varianten und Kreuzungen lat. NAEVUS in diesem Gebiet allein weiterlebt und welche überragende Bedeutung hier außerdem die Vorstellung „Gelüst" (der werdenden Mutter) zur Benennung des Muttermals hat.

Vorwiegend semantisch-etymologisch orientiert sind die Einzelwortstudien von A. Badía und M. Gorosch. Badía stellt in „Ramificacions

semàntiques del català BREGAR" (37–54) 2 Bedeutungsgruppen dieses Wortes und seiner Ableitungen heraus, einerseits die hauptsächlich den landwirtschaftlichen Bereich umfassende, relativ leicht übersehbare, von der Grundbedeutung „(Hanf) brechen, schlagen" ausgehende Gruppe, andererseits die den ethischen und militärischen Bereich betreffende, vielschichtige, schwerer entwirrbare, auf der Grundbedeutung „kämpfen" beruhende Gruppe. Die verschiedenen Einzelbedeutungen der 2. Gruppe erklärt B. historisch aus der Wirkung von 5 Bedeutungs-„Wellen". Als Etyma nimmt er für die 1. Gruppe germ. BREKAN, für die 2. Gruppe eine (semantische) Kreuzung von gall. BRIVOS „Kraft, Tapferkeit" (> kat. *bríu,* it. kast. *brio,* kat. *abrivar,* etc.) mit langob. BRIHHIL, „Brecher, Kriegsmaschine" > it. *briccola* > franz. *bricole* > kat., kast. *brigola,* etc.) an; letztere Form hält er für die einzige semantisch und lautlich (Erklärung der i-Formen) befriedigende. Doch vollkommen befriedigend als Ausgangspunkt erscheint mir BRIHHIL zumindest in formaler Hinsicht nicht: die Form würde wohl das *-i-* erklären, aber nicht die Verb- und Partizipialformen, it. *brigare, brigata, brigante,* etc. und ihre rom. Entlehnungen. Diese Formen sind doch nicht von BRIHHIL formal ableitbar. It. *brigare* kann nicht denominal aus *briccola* gebildet sein. Ist da ein germ. (langob.?, got.?) verbaler Ausgangspunkt BRIKAN oder die *i*-Ablautformen von BREKAN (die häufig gebrauchten 2., 3. Pers. Sing.) nicht naheliegender? Wie dem auch sei, die kat. *i*-Formen (*brigada,* etc.) scheinen jedenfalls in der 2. Welle direkt oder indirekt von it. Formen beeinflußt. – Gorosch erklärt in „Beticambra, baticambra y cámara, cambra 'retrete, letrina'" (317–334), von den Angaben der aragonesischen Fueros ausgehend, diese Formen als hybride Zusammensetzung aus arab. BAIT „Haus, Wasserhaus, W.C." + lat. CAMARA „Gewölbe, Gemach", bringt für die pejorative Entwicklung dieser Begriffe kulturgeschichtliche Belege bei und erläutert anschaulich den euphemistischen Charakter solcher Bildungen an Hand von rom. und außerrom. Parallelen (Tendenz der Wahl eines unverbrauchten, „vornehmeren" Fremdwortes für diesen Begriff).

Folkloristisch-mundartlichen Charakter haben die Beiträge von M. García Blanco und P. González Guzmán. – García Blanco gibt in „Sobre un pasaje del Libro de Buen Amor" (257–264) auf Grund von Mundartbelegen die richtige Bedeutung des Wortes *odrecillo:* nicht „Musikinstrument", sondern „Ziegenleder zum Buttern" (L.B.A. Vers 1000). – González Guzmán weist in „Geografía folklórica: a propósito de la „Balada Triste" de „García Lorca" (305–316) nach, daß V. 78 dieser Ballade, *solté mi gavilán con las temibles cuatro uñas de gato,* auf einen besonders in Andalusien weitverbreiteten Kinderspruch zurückgeht, und glaubt, daß die merkwürdige Verbindung von *gavilán* mit 4 *uñas de gato* eben aus der Kindervorstellung, d.h. aus der Assoziation des Bekannten (*uñas de gato*) mit dem Unbekannten (*gavilán*) zu erklären ist.

Der Erklärung sprachlicher Erscheinungen aus toponymischen Daten

gelten die Beiträge von P. Aebischer, J. Caro Baroja und L. Casasnovas. – Aebischer liefert in Le suffixe – *arius* en catalan prélittéraire (1–14) wichtiges Belegmaterial zum Nachweis des hohen Alters des Wandels von -ARIU zu kat. (*-air* > *-eir*) *-er*. Auf Grund von Orts- und Personennamen auf *-er* in Urkunden des 9. und 10. Jh. hält er diesen Wandel im Zentralkat. (Barcelona) seit dem Ende des 9. Jh. für abgeschlossen. In Urkunden aus dem Westen und Süden, also dem an das Mozarabische angrenzenden Sprachgebiet, finden sich bis zum 12. Jh. *-air-*, *-eir-*Graphien, was dort auf eine langsamere Entwicklung zu *-er* hindeutet. So wird die schon von Harri Meier getroffene Feststellung, daß der Wandel -ARIU > *-er* im Kat. (Navarro-Arag.) innerhalb der Pyrenäenhalbinsel am ältesten ist (H. M., Beiträge z. sprachl. Gliederung der Pyrenäenhalbinsel..., S. 28 – von Aebischer nicht erwähnt), bestätigt. Aber im Gegensatz zu Meier (und Menéndez Pidal) sieht Aebischer den Ausgangspunkt dieser frühen Entwicklung in Südgallien und glaubt, daß von dort aus nicht nur die Entwicklung in Katalonien, sondern auch, unabhängig davon und später, in Nord-, Mittel- und Westspanien in Gang gebracht wurde. Er widerspricht also Menéndez Pidals Theorie von der ursprünglichen Spracheinheit der Halbinsel. Doch das von Ae. angeführte nordpyrenäische Belegmaterial scheint seine neue Theorie nicht völlig zufriedenstellend zu unterbauen. Denn es fällt dabei auf, daß die Mehrzahl der angeführten Formen nicht wie die kat. Formen auf *-er*, *-era*, (*Genestero* 899, *sesteradas* 907, PN *Traswero* 927, etc., S. 4), sondern auf *-eri*, *-eria* endigen (ON *asseriolas* < TAXARIOLAS, *vergeria* < VERCARIA, beide aus dem Jahre 814; ferner ON *Olmerias* 934, *Tarborerius* 934, *Roserias*, *Canalerias* 1037, etc.). Handelt es sich hier nicht um die gemeingallorom., germanischem Einfluß zugeschriebene frühe Umlautbildung -ERIU aus -ARIU, die dann zu *-ier* führt, die also zu trennen ist von der in diesem Sprachgebiet selteneren assimilatorisch-monophthongischen Entwicklung -ARIU > *air*(*o*) > *-eir* > *-er* des iberischen Sprachbereiches? Freilich scheinen letztere Entwicklung auch provenzalische ON wie *Vairaco* 1046, *Keir* 1048, *Granoleiras* 1046, etc. zu bestätigen. Doch sind sie seltener, und ganz selten scheint die Endstufe *-er*, *-era* (*Ribera* z. B.) zu sein. Die *-air-*, *-eir-*Formen mögen auch durch die Häufigkeit der typisch provenzalischen *-aire-*, *-eire-*Formen aus -ATT(D)RU, -ET(D)RU (*caire* < QUADRU, ON *Belcaire*, etc.) gestützt worden sein. Auf alle Fälle spiegeln nicht diese assimilatorischen Bildungen, sondern die Umlautbildungen, die in Südgallien in der gesprochenen und geschriebenen Sprache sich durchsetzende Entwicklung wider (vgl. dazu auch Salow, Sprachgeogr. Untersuchungen über den östlichen Teil des katalanisch-languedokischen Grenzgebietes, § 12). – Daß im übrigen Ortsnamen nicht ganz den gleichen Lautgesetzen zu unterwerfen sind wie die Wörter im Satzganzen, daß also der mundartliche Stand eines Gebietes nicht eindeutig nach ihnen bestimmt werden kann, deutet Caro Baroja anläßlich der Diskussion der Überlagerung verschiedener Sprachschichten in ON des Ebroraumes an („Sobre toponimia de las regiones ibero-

pirenaicas", 111–136). So weist er z.B. auf die Überlagerung von rom. -ANU durch mozarab. (bask.) -EN(U), kelt. -ACU durch bask. -AG(O, A), etc. hin und gibt wichtige methodologische Hinweise. – In seiner Untersuchung über die „Nomenclatura agrícola en la toponimia menorquina" (159–174) stellt L. Casasnovas fest, daß die Mehrzahl der dortigen ON lat. > kat., val. Ursprungs sind und noch der heutigen menorquinischen Sprechpraxis entsprechen. – Eine der Toponymie und Anthroponymie nützliche „Lista de las parroquias del obispado de Vich, según la visita pastoral del obispo Galverón Sacosta (1330–1339)" (367–389) gibt E. Junyent.

Vorwiegend phonetischen Erscheinungen widmen sich die das Katalanische (und Westromanische als Ganzes) betreffenden Beiträge von J. M. Castro y Calvo, G. Colón und J. Giner. – Castro y Calvo veranschaulicht die spezifischen Merkmale der westkat. Mundart der unteren Ribagorça an Hand eines humorvollen Textes (Ölernte) aus Azanuy, Prov. Huesca, Kreis Tamarife („Un texto ribagorzano moderno", 175–188). Man hätte sich allerdings einen etwas ausführlicheren philologischen Kommentar zu diesem wegen der häufigen Mischung von Kat. und Kast. so aufschlußreichen Text gewünscht. – Colón zeigt „La matización vocálica en las desinencias de 1a y 3a personas del presente e imperfecto de indicativo (conjugación de -ARE) en las comarcas castellonenses" (201–212), die im Gebrauch der *-e* oder *a*-Endung besteht, welche je nach Mundart für das eine oder andere Tempus oder für beide verallgemeinert erscheinen. – Und J. Giner versucht aufzuzeigen, daß die großen Probleme der hist. Grammatik nicht vom engen Blickpunkt eines kleinen Teilsprachgebietes, für das eine hist. Grammatik aufgestellt wird, sondern im großen Zusammenhang von der gesamtromanischen Sprachentwicklung aus gesehen und beurteilt werden müssen. Dies soll „La diftongació en la Romania occidental i les *ee* tòniques dins el domini català" (289–304) veranschaulichen. Zu diesem Zweck stellt er Phasen der Diphthongierung im Romanischen auf: 1. Diphthongierung durch i der Folgesilbe, NOCTEM > *nuoit-*, 2. Monophthongierung > kat. *nit-*, 3. spontane Diphth., *ę* > *ié*, *ǫ* > *ué*, 4. spontane Diphth. *ẹ* > *ei*, *ọ* > *ou*, und bespricht auf Grund dieses größeren Rahmens die speziellen Entwicklungsphasen des geschl. und offenen *é* im Katalanischen. Danach ergibt sich für ihn, daß die kat. Veränderungsvorgänge der *e*-Laute sehr alt sein müssen: die Öffnung von vlat. *é* im Ostkat. müsse schon ein Vorgang des Vulgärlateinischen dieser Gegend selbst sein, und auch die an sich jüngere gemeinkat. Schließung von *ę* müsse wahrscheinlich älter sein als die spontane zentralrom. Diphthongierung von *ę* > *ié*. Diese intern kat. Vorgänge seien also viel früher anzusetzen „que havien pensat els primers romanistes" und hätten „res a veure amb els fets tardans de la Reconquista com propugna l'escola de Menéndez Pidal" (302); sie scheinen vielmehr, wie andere Vorgänge, zusammenzuhängen „amb els límits dels vells pobles pre-romans" (303). Dies sind aber alles sehr allgemein gehaltene Feststellungen und Folgerungen. Belege für die frühe Datierung feh-

len, sind allerdings wohl auch kaum beizubringen. Im übrigen scheint G. die zahlreichen Untersuchungen über die verwickelten Zusammenhänge der Entwicklung der *ee* im Kat., außer derjenigen von P. Fabra, nicht zu kennen. Vor allem nicht die ausführlichen Erörterungen von Meyer-Lübke (Das Katalanische, S. 17 ff.) und Heinrich Kuen (El Dialecto de Alguer, S. 100 ff.), wo schon Genaueres über die vorliterarischen Verhältnisse ausgesagt ist.

Nicht dialektologisch orientiert sind schließlich die Beiträge von J. M. Casas Homs, I. Frank, S. Gili Gaya, H. Flasche und H. Hatzfeld. – Die Beiträge von Casas Homs und Frank betreffen das mittelalterliche Katalanisch. Casas Homs ediert, gruppiert und kommentiert sorgfältig ein „Glossari llatí-català medieval" (137–158), d.h. unvollständige grammatikalische Vorlesungsaufzeichnungen eines Lateinschülers (aus Ripoll?) Ende 14., Anfang 15. Jh., einen Text, der für die Art des damaligen Unterrichts (Du Cange-System?) und mehr noch für die kat. Wortkunde (Semantik, Provenzalismen, Latinismen, etc.) aufschlußreich ist. – Frank veröffentlicht ein „Fragment de Passion catalan conservé à la Cathédrale de Barcelone" (247–256), ein fliegendes Blatt der Rolle des Nicodemus, der Joseph von Arimathea bei der Kreuzabnahme Antwort gibt. Die Mysterientexte scheinen – wie heute noch die Volksromanzen – in Form von fliegenden Blättern (jede Rolle ein Blatt?) in Katalonien verteilt worden zu sein.

Nicht das Katalanische betreffen die Beiträge von Gili Gaya, Flasche und Hatzfeld. – Gili Gaya verfolgt das semantische Schicksal von „a la hora" (281–288) in der kastilischen Literatur und zeigt, daß diese Wendung in der Bedeutung „damals" bis zum 16. Jh. sehr häufig war, insbesondere im 15. Jh., neben der im 13., 14. Jh. häufigeren Form *al ora, essora,* und daß das Schwinden dieser in den anderen rom. Sprachen noch lebendigen Bedeutung (franz. *alors,* it. *allora,* etc.) nicht nur mit der Synonymie mit *entonces,* sondern auch mit dem seit dem 16., 17. Jh. vorherrschenden Gebrauch von *luego a la hora* und dann allein *a la hora* in der Bedeutung „sofort" zusammenhängt. – Flasche analysiert in seinen „Bemerkungen zum Gebrauch der Tempora in Vieiras Sprache" (231–246) den Stilwert des Futuro imperfeito do pretérito („zur Minderung der Genauigkeit und Bestimmtheit einer Aussage") und des Pretérito imperfeito do conjuntivo („Zurücktreten der Zeitstufe, Hervortreten der Modalstufe"). – Hatzfeld endlich huldigt und vergleicht, etwas abseits von der Forschungsrichtung dieser Festschrift, in „Two Spanish methods of style investigation" (347–352) die in Vielem entgegengesetzte, sich aber doch gut ergänzende Stilforschungsweise der beiden bedeutendsten zeitgenössischen spanischen Stilforscher vornehmlich deutscher Schule (Voßler, Husserl, etc.), Dámaso und Amado Alonso.

München HEINRICH BIHLER

Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, Spanische Forschungen der Goerresgesellschaft, I. Reihe, Band 15, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster, Westfalen 1960, 250 Seiten.

Jaime Tarracó berichtet über Angelus Silesius und die spanische Mystik und hebt in sauber abstufender Weise die verschiedenen Schichten unmittelbarer, mittelbarer, gedanklich substantieller und formalpoetischer Einflüsse der spanischen Mystik auf den „Cherubinischen Wandersmann“ ab. Er weist abgesehen von Thomas a Kempis und Ruysbroek insbesondere Spuren von Loyolas Exerzitienbüchlein, von Jaime Alvarez de Paz, Teresa von Avila, San Juan de la Cruz, Nicolás de Jesús María und Tomas de Jesús, des spanischen Traktates „El Deseoso“ und endlich Bartolomé's de los Mártires nach. Einen sehr guten Eindruck macht, daß Tarracó peinlich Nuancen unterscheidet: 1. was Angelus Silesius in Reichweite hatte, 2. was ihm lateinisch oder übersetzt vorlag, 3. was seine Bibliothek enthielt, 4. was er zitiert, 5. wozu er Eintragungen gemacht hat und 6. was er nur formuliert oder was er thematischen Gedanken entnommen hat.

Die Problematik des Quellenstudiums hängt direkt mit dem prononcierten Eklektizismus des Angelus Silesius zusammen. T. warnt davor, an durchgearbeitete Quellen zu denken, höchstens an bestimmte Themen und Grundgedanken, die ihm besonders nahe lagen, und denen er nachging. Es handelt sich also eher um Geistesverwandtschaft und Gedankenübereinstimmung als um Abhängigkeit oder gar Plagiat. Die jeweils nachweisbare Verbindung mit der Quelle ist deswegen oft nicht sicher und eindeutig festzustellen. Auch bei den unmittelbaren Quellen, die er benutzte, ist zu unterscheiden zwischen solchen, von denen wir mit Sicherheit wissen, daß er sie benutzt hat, und andern, bei denen es wenig wahrscheinlich ist.

Im Anhang bietet Tarracó lateinische Texte und Eintragungen von Stellen spanischer Mystiker, die Angelus gemacht hat, samt vier Bildtafeln. Eine Bibliographie schließt ab.

Hans Flasche unterzieht in seinem Aufsatz „Syntaktische Untersuchungen zu Santa Teresa de Jesús“ den Stil der berühmten heiligen Mystikerin einer differenzierenden Prüfung. Man hat sich bisher meist an die Qualifikation 'llano, sencillo, y casero' gehalten und eine prononciert weibliche 'espontaneidad' geltend gemacht. Flasche macht wie schon P. Silverio darauf aufmerksam, daß damit nicht alle charakteristischen Eigenheiten des sprachlichen Ausdrucks der Heiligen erschöpft sind. Sie schreibt nämlich durchaus nicht immer 'llanamente', sondern oft sehr verwickelt. Sie beginnt einen Satz, bricht ihn ab, um einen neuen Einfall einzuschieben, kehrt dann zum frühern Gedanken zurück und schachtelt auf diese Weise ihre Sätze recht kompliziert ineinander. Der Stil Teresas ist derjenige der Causerie, des initimen Plauderns inmitten einiger Dutzend Schwestern. Vielleicht dürften die Attribute „natürlich, lebendig, anspruchslos, nicht logisch und nicht systematisch, sondern von Assoziation zu Assoziation fortgleitend“,

zutreffen. Dickens bietet auf geistig tieferer Ebene in seinen Romanen mehrfach Proben dieser spezifisch weiblichen Sprudelsyntax. So läßt er im Nicholas Nickleby die Mrs. Nickleby und in Little Dorrit die Flora in wohl etwas karikierender Steigerung so sprechen. Am passendsten ist es vielleicht, wenn wir die Beredsamkeit Teresas mit einem Bächlein vergleichen, das auf seinem Weg sich von jedem Anstoß des Ufers, von jedem Stein und von jedem Pflänzchen in seiner Bewegung lenken läßt, so wie Shakespeare in The two Gentlemen of Verona die nie ermüdende Liebe Julias schildert.

Ewald Maria Vetters Beitrag betitelt sich „Der Verlorene Sohn und die Sünder im Jahrhundert des Konzils von Trient". Er sieht in den zahlreichen symbolischen Darstellungen des sündhaften „Verlorenen Sohnes", die aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammen, und des vom Guten Hirten vermißten, verlorenen Schafes eine Auswirkung und einen künstlerischen Niederschlag der Reformations- und Gegenreformationsideen. Eines der Hauptanliegen Luthers war ja die Verschiebung des Hauptakzentes christlicher Frömmigkeit von der äußerlichen, mehr oder weniger mechanisch gewordenen Religionsübung auf das verinnerlichte Verhältnis hingebenden Glaubens an Gott und des Vertrauens auf Gott. Diese religiöse Wandlung vollzog sich nach zahllosen literarischen und bildnerischen Zeugnissen nicht nur in den für die Lehre Luthers gewonnenen Gebieten Deutschlands und in ihren benachbarten Regionen, sondern auch in den katholisch gebliebenen Ländern des romanischen Südens. Das sprechendste literarische Dokument dieser Wandlung ist wohl das Drama eines Spaniers, des Mercedarier-Mönches Tirso de Molina „El condenado por desconfiado". Aber auch Calderón hat in seinem „Mágico prodigioso" und Mira de Amescua in seinem „Esclavo del demonio" ähnlichen Gedanken Ausdruck gegeben. Vetters Aufsatz ist reich mit technisch geglücktem und historisch überzeugendem Abbildungsmaterial ausgestattet.

Clemens Bauer bietet einen interessanten Überblick über die wirtschaftlichen Machtgrundlagen Karls V.

Sebastián Cirac berichtet über „Una embajada de Bayaceto II al Gran Capitán y un tratado de amistad del Sultán con los Reyes Catolicos en 1504". Unter dem Titel „Deutsche Schicksale in Spanien" erzählt Johannes Vincke auf Grund seiner Einsicht in die Regesten, die das Kronarchiv zu Barcelona über den Schiffsverkehr Peters von Portugal veröffentlicht, von zwei Deutschen, die sich im Dienst des Königs von Aragonien auszeichneten.

Schließlich gibt Friedrich Stegmüller über die Editionsausgabe und Tätigkeit des Raimundus-Lullus-Institutes der theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. Auskunft.

Basel AUGUST RÜEGG

Omagiu lui Iorgu Iordan cu prilejul împlinirii a 70 de ani, București 1958 (Academia Republicii Populare Romîne) XXXII–946 p. – Rédacteur en chef: Al. Rosetti, aidé par un comité de 12 membres.

Vu les dimensions du volume on se bornera à donner des renseignements succincts. La Tabula gratulatoria groupe un nombre de 170 savants roumains et étrangers; le sommaire contient 125 contributions [1]. Deux brèves notices bio-bibliographiques retracent l'itinéraire spirituel de M. Iordan, qui fut des plus éclectiques. Parmi les esprits qui l'ont marqué de leur doctrine il y a des néogrammairiens, des idéalistes, des marxistes. Certains élèves du maître l'ont suivi fidèlement, d'autres en revanche ont emprunté des voies bien différentes de la sienne.

Cet ensemble d'études est assez déroutant. Il y a là, certes, le vice bien connu, souvent critiqué, des volumes *in honorem* non-thématiques dont on ne peut éviter le manque d'unité, appelé poliment variété. Il semble pourtant que les éditeurs n'ont pas eu assez la fermeté de refuser des contributions dont, eussent-elles été éliminées, on pourrait se passer. On s'étonne que certains auteurs entendirent rendre hommage au maître par des pages bien imparfaites. Le problème est très délicat car – disons au moins ceci – tout le monde étant lié par la courtoisie la science ne peut que souffrir. Mais, tout de même, comment peut-on encore écrire et publier des études sur le «moldave» [2] lors que la science a catégoriquement rejeté cette fantaisie? [3] Nous savons que l'on a réimprimé les travaux de M. V. Sergievskij [4], la thèse n'en reste pas moins sans lendemain. Il en est de même des théories de M. E. Petrovici [5], qui maintenant cherche des «corrélations consonantiques» chez les Roumains d'Albanie: *Consoane rotunjite în graiurile aromîne din Albania,* pp. 671–675. Arrêtons là les critiques et passons aux études qu'on lira avec profit.

En premier lieu il y a l'article de M. G. Devoto, qui promet de bouleverser bien des idées reçues: *Storia della lingua romena e storia linguistica della Romenia,* pp. 235–240. Marier étroitement la linguistique et l'archéologie est une idée chère au maître de Florence. Avouons

---

[1] On trouvera le sommaire complet dans: *Bibliographie linguistique.* Utrecht-Anvers, vol. XIII, 1960. Cf. aussi V. Pisani Paideia XIV (1959) pp. 228–230; M. R [oques] Romania LXXXII (1961) pp. 142–144.

[2] V.A. Lisickij, *Problemy vokalizma v moldavskom lingvističeskom atlase* «Les problèmes du vocalisme dans l'atlas linguistique moldave», pp. 519–529. – R. G. Piotrovskij, *Nekotorye teoretičeskie voprosy Moldavskogo lingvističeskogo atlasa* «Quelques problèmes théoriques de l'Atlas linguistique moldave» pp. 677–686 + 3 cartes.

[3] C. Tagliavini, *Una nuova lingua letteraria romanza? Il moldavo,* VIII Congresso int. di studi romanzi (Firenze 1956), *Atti* II pp. 445–452. – De même voir B. E. Vidos, *Manuale,* p. 338 (note): «*tesi inaccettabile*».

[4] *Moldavo-slavjanskie etjudy* «Etudes moldavo-slaves», Moskva 1959, 211 p., où l'on peut lire un chapitre sur «la place de la *langue* moldave parmi les *dialectes* roumains» *[mesto moldavskogo jazyka sredi rumynskix dialektov].*

[5] E. Lozovan, *Marginalia Romano-Slavica,* Romance Philology XIV (1961) pp. 314–327.

cependant qu'on n'ose pas s'abandonner au charme de ses postulats. Ainsi on aimerait avoir plus de lumières sur une affirmation comme celle-ci: «alcuni nomi di piante conservati da Dioscoride, fanno supporre che un tocco finale alla lingua della Dacia è venuto proprio dalle correnti dei campi d'urne, con l'eliminazione delle consonanti aspirate sonore, il passaggio di *o* in *a*». C'est décidément très brillant, c'est même peut-être vrai, mais on n'a pas l'audace d'y croire [1].

M. V. Polák développe *Quelques idées concernant les rapports lexicaux albano-roumains,* pp. 693–699. Il fait la somme des flottements et des contradictions que l'on trouve à chaque pas chez les auteurs qui ont étudié ces parallélismes et conclut à un héritage indigène, pré-latin, commun aux deux langues [2].

M. G. Rohlfs reprend l'étude d'un problème controversé: *La perdita dell'infinito nelle lingue balcaniche e nell'Italia meridionale,* pp. 733–744. L'intérêt durable de cette recherche regarde la méthode qui ébauche les conditions d'enquête syntaxique dans un milieu plurilingue [3]. Quant à la conclusion, elle est loin d'être définitive. M. Rohlfs croit: «Risulta qui più chiaro che nei Balcani il punto di partenza della subordinazione ha dovuto essere il greco.» D'autre part M. Knud Togeby opte pour un développement indépendant [4] dans chacune des langues touchées par ce phénomène.

Le sujet traité par M. I. Şiadbei est des plus passionnants qui soient – les rapports linguistiques médiévaux dans la Romania: *Asupra raporturilor lingvistice medievale între estul şi vestul romanic,* pp. 837 à 841. L'érudition de l'auteur n'est égalée que par sa prudence. On regrettera sa conclusion négative: «il ne peut être question dans la langue roumaine d'éléments médio-latins provenant de la Romania occidentale». Ménageons l'avenir, car le chapitre des rapports médiévaux a été à peine effleuré par la recherche [5]. Un lapsus: la domination génoise et vénitienne dans la Mer Noire s'étend du XIIIe au XVe siècle (non pas XIVe), plus précisément entre la fondation de Caffa (1266) et la chute de Trébizonde (1461).

---

1 On regrettera aussi les références aux travaux de M. N. Lahovary. Sans aller jusqu'à qualifier – avec M. Rohlfs – d'orgiastiques les incursions dravido-basques nous faisons confiance à la critique qualifiée de M. R. Lafon: Revue des études anciennes LX (1958) pp. 186–187; Bull. Soc. Ling. LIV (1959) pp. 53–56. Cf. aussi W. Belardi, Romance Philology XIII (1960) pp. 442–445.

2 Rappelons ici le point de vue de M. Al. Ciorănescu: «la source commune de l'albanais et du roumain, dans les cas où elle peut être déterminée, n'est jamais à chercher dans les couches profondes de la préhistoire linguistique, mais plus simplement dans le grec et dans le latin, parfois même dans le slave.» (Acta Philologica, Rome II 1959, p. 204). En mettant en application ce principe l'auteur propose les étymologies suivantes: *bucura* < **vocŭlāre; fărîma* < **ex-formāre; ghimpe* < **pŭngŭlum,* etc. *Diccionario etimológico rumano,* La Laguna 1958 ss.

3 Qui est – comme on sait – le principe de base du futur Atlas Linguistique Méditerranéen.

4 Dans un article qui doit paraître dans Romance Philology.

5 E. Lozovan, *La toponymie roumaine dans les cartes et les portulans italiens,* Revue int. d'onom. XIII (1961) pp. 185–192.

Plusieurs articles concernent l'étymologie romane; on se contentera de les énumérer:

G. Alessio, *Miscellanea di etimologie romanze*, pp. 5–14. (abr. *cianfrignacchë*, nap. irp. *iscolo*, nap. ant. *macriata*, rum. *mărăcine*, *mărăciune*, nap. *mesesca*, it. merid. *scenuflègio*, salent. *scèra*, otrant. *schèra*, pist. *scheffarato*, sic. *schiffaratu*, it. merid. *scippare*, it. merid. *sommozzare*, it. ant. *soppozzare*, calabr., sic. *suḍḍacca*, it. ant. *zanza*, it. ant. *zanzero*, it. *zebbare* (*inzebbare*).

M. Alvar, *Materiales sobre* GORO *y* MAGO. (*Dos guanchismos del español de las Islas Canarias*), pp. 15–19.

K. Baldinger, *La répartition d'une famille germanique en galloroman: germ. occ.* GROLL-, GRELL-, GRILL- (FEW GRILLEN, 16, 58–62), pp. 69–72 + 3 cartes.

T. Frings, *Lex Salica* SUNNIA, *Französisch* SOIN, pp. 295–301.

K. Michaëlsson, *Anc. fr.* LANCEMENT, pp. 571–574.

G. B. Pellegrini, *Arum.* ZMUTICARE, *lad. dolom.* SMUDIÉ, *ven. sett.* SMODEGAR, *Nota etimologica*, pp. 667–670.

L. Spitzer, *Espagnol* TERTULIA, pp. 819–820.

L. Tamás, *Zum ungarischen Wortgut des Rumänischen.* I. BORCAN, II. NEAM, III. ODOS, IV. TICĂZ(U)I, V. ULUI, pp. 843–854.

Z. Wittoch, *Despre cuvîntul* NISETRU *din limba romînă*, pp. 915–925 + 1 carte.

Les autres contributions abordent des domaines aussi variés que la phonétique, la dialectologie et la syntaxe roumaines, la dérivation, la toponymie, la langue littéraire, les rapports slavo-roumains, la linguistique balkanique, etc. – La bibliographie des œuvres philologiques de M. Iorgu Iordan (pp. XV–XXX) rassemble 312 titres.

Copenhague — Eugène Lozovan

Zeitschriften

Revue des études roumaines. III–IV (1955–1956) [1957], 258 p. V–VI (1957–1958) [1960], 331 p. Institut universitaire roumain Charles Ier (Paris).

Cette belle revue continue sa carrière (cf. ZRPh 71, p. 406; 74, pp. 579–581). Les attentes ne sont pas trompées; le bon goût et l'érudition ne sont égalés que par le soin apporté à présentation, qui est sans reproche.

M. Mircea Eliade ouvre le volume III–IV par une nouvelle exégèse du thème du «sacrifice rituel»: *Manole et le monastère d'Argeş*, pp. 7–28. A remarquer la belle traduction de la ballade roumaine due à M. N.-A. Gheorghiu, pp. 9–12. – M. T. Barbulesco aborde un chapitre attachant de littérature comparée: *Alexandre Macedonski et les lettres françaises*, pp. 36–55. – Mlle A. Mititelu a eu la main heureuse; elle ouvre un filon nouveau par son étude sur les échos shakespearéens dans l'œuvre de Delavrancea: *Alcune note sullo stile in «Apus de soare»*

di Delavrancea, pp. 56–64. A ses rapprochements on pourrait facilement ajouter d'autres. Ainsi l'apostrophe du prince de Moldavie (IV, 8): *Oh! pădure tânără!... Unde sunt moşii voştri?* («ô, jeune forêt!... Où sont vos aïeuls?...») rappelle le discours d'Henry V avant la bataille d'Azincourt (IV, 3). En évocant les *happy few, band of brothers*: Manuil, Goian, Ştibor, etc., Delavrancea transposait le procédé de l'énumération – qui est eschyléen (voir les *Perses*, vers 301 ss., 955 ss., 981 ss.). – *Bedford and Exter, Warwick and Talbot*, etc. Avec l'étude de M. E. Turdeanu, on demeure dans le même domaine des contacts anglo-roumains: *Lord Byron dans la poésie roumaine*, pp. 65–81. – M. E. Ciureanu a rassemblé, patiemment, les pièces du dossier de ce bas-bleu polygraphe que fut Dora d'Istria, pp. 82–110, suite de RER II (1954) pp. 169–192. – M. H. Lüdtke traite des *Sprachliche Beziehungen der apulischen Dialekte zum Rumänischen*, pp. 130–146. La conclusion – basée uniquement sur des faits linguistiques – est un peu sommaire. On accordera à l'auteur que l'on n'a pas transplanté en Dacie „ein imaginäres einheitliches Vulgärlatein, sondern verschiedene lateinische Mundarten". (M. V. Väänänen serait moins catégorique). Seulement les concordances entre l'Italie méridionale et la Dacie s'expliquent mieux par des facteurs géophysiques – les communications, par exemple – que par la colonisation. Le relevé des légions qui ont stationné en Dacie et en Scythie Mineure montre une minorité d'Italiques et, en revanche, une prédominance ethnique orientale. (Le *numerus Surorum sagittariorum* a défendu le *limes alutanus* depuis la conquête jusqu'à l'abandon de la province). C'est dire que toute démonstration linguistico-historique qui ne tient pas compte des *realia* épigraphiques et archéologiques n'est qu'aimable divagation. – M. V. Buescu enrichit, par ses investigations, le contingent des *Survivances latines en roumain*, pp. 147–169: *culm, cúme, fáce, fâncél, împărá, páce, păsturá, pérpetă, repegá*. – Toute référence au passage de Pseudo-Vopiscus (Aurel. 39, 7) – *sublato exercitu et prouincialibus* – en tant que fondement de la théorie sur l'évacuation de la Dacie, devra dorénavant tenir compte de l'étude de M. Dem. St. Marin: *I «prouinciales» ritirati dalla Dacia sotto Aureliano*, pp. 170–219. L'auteur oppose *prouinciales* à *milites* et traduit par «fonctionnaires» ce qui a pour effet logique la permanence de la population civile. La démonstration est fort bien menée, avec beaucoup d'érudition. Une remarque: Pline le Jeune (Epist. IX, 23) oppose l'Italique au provincial: *Italicus es an prouincialis?* Ce qui ne va pas sans difficulté pour l'interprétation de M. M. – A retenir aussi: E. Turdeanu, *Autour d'un vers d'Eminescu*, pp. 236–238 (cf. ZRPh 76, p. 338 n. 2) ainsi que les riches notes bibliographiques: *Les études roumaines à l'étranger en 1954 et 1955*, pp. 239–258.

Il faut faire un choix parmi les contributions du volume V–VI: E. Turdeanu, *L'activité littéraire en Moldavie à l'époque d'Etienne le Grand (1457–1504)*, pp. 21–66.

L. Turdeanu-Cartojan, *Modelele poemului «Aprodul Purice» de Constantin Negruzzi*, pp. 78–94.

P. Christophorov, *Un chapitre d'influences roumaines dans la poésie bulgare*, pp. 95–126. Echos des poèmes de G. Alexandrescu, V. Alecsandri et D. Bolintineanu chez Ivan Vazov.

G. Bonfante, *Note romene. I. – La lingua romena in Rodrigo di Toledo e in Dante. II. – Le prime parole attestate della lingua romena. III. – Sul genere di «mare» in romeno*, pp. 127–138.

V. Buescu, *Survivances latines en roumain*, IV, pp. 139–157: **aluát, *armânt, (în)cercăná, chéi, chíu, secá, surd, v(ĭ)erótic.*

F. Tailliez, MOLLINA, TERRINA, MARINA. *MOLLINA, *mouillure et mouillage: Un terme roumain et un suffixe roman*, pp. 158–179. A retenir pour la terminologie maritime de l'Atlas Linguistique Méditerranéen. Cf. aussi W. Belardi, *L'innovazione semantica del romeno antico* țărmure, An. Ist. Or. Napoli, Ling. I, 1 (1959) pp. 213–224; E. Lozovan, *Autour des rapports pontico-méditerranéens*, Boll. dell 'ALM II.

S. Lambrino, *Décret d'Histria en l'honneur d'Agathoclès*, pp. 180 à 217. Cette inscription ne relève pas uniquement de l'épigraphie grecque; son importance est si grande pour le passé pré-romain de la Scythie Mineure et le commentaire de M. L. est si riche et plein d'enseignements que dorénavant on ne pourra pas la négliger.

E. Lozovan, *Byzance et la romanité scythique*, pp. 218–246 + 3 cartes. Suite des études sur le «village» (ZRPh 73, pp. 124–144) et les «routes» (Rev. int. d'onom. 9, pp. 213–226), réimprimé chez M. F. Altheim: *Geschichte der Hunnen*, Berlin 1960, vol. II pp. 197–224.

Du médaillon, brossé à traits larges par M. V. Horia, – *Jules Popper et la Terre de Feu*, pp. 258–264 – retenons que cet aventurier inquiet, docte et inspiré aurait donné des noms roumains aux ruisseaux, aux lacs et aux montagnes de l'Argentine méridionale. Ne serait-il pas possible de rassembler quelque part cette toponymie?

Al. Mititelu, *Ion Pillat e il «Canzoniere» del Petrarca*, pp. 265–273.

F. Tailliez, *Latin* MOLLIS-MOLLUSCUS *et dace* amalusta: *le substrat du roumain* tânăr, *jeune*, pp. 273–274.

E. Turdeanu, *De l'«âne sauvage» à la «colombe», ou l'aventure du mot roumain* colun, pp. 274–281. – Aux pp. 282–326 *Les études roumaines à l'étranger en 1956, 1957 et 1958;* la partie linguistique et littéraire de ces notes est établie par Mme L. Turdeanu-Cartojan et MM. V. Buescu et E. Turdeanu.

Peut-on terminer sur le vœu que les éditeurs aient en vue, dans un prochain volume, la confection d'indices? On leur en saura gré.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Revista de filologie romanică și germanică, vol. II, 2 (1958) 195 p.; vol. III, 1–2 (1959) 326 p. – Academia R.P.R. Subsecția de limbă și literatură.

A retenir les études strictement linguistiques (cf. ZRPh 76, pp. 587–589): I. Șiadbei, *Epiteza vocalică în limbile romanice*, II, 2 pp. 91 à 99. Conclusion de l'auteur: il n'y a pas d'épithèse vocalique com-

mune à plusieurs langues romanes; le phénomène serait récent et son apparition est spécifique de chaque langue. – Les rapports linguistiques germano-roumains en Transylvanie font l'objet de deux études: G. Klaster-Ungureanu, *Relațiile economico-sociale dintre Romîni și Sași oglindite în vocabularul dialectului săsesc,* pp. 101–119. – H. Protze, *Dicționarul dialectului săsesc din Transilvania. Privire retrospectivă și perspective,* ibid. pp. 121–130. Pour le premier aperçu on regrettera le point de vue procustien: entre deux peuples qui ont vécu côte à côte pendant sept siècles n'y a-t-il eu que des rapports «économiques»? La bibliographie antérieure est ignorée. La thèse de I. Borcia, *Deutsche Sprachelemente im Rumänischen,* Jahresb. rum. Inst. Leipzig 10 (1904) pp. 138–253 n'a pas été remplacée. (Cf. spécialement le chapitre: «Kulturgeschichtliches»). En toponymie l'on ne peut ignorer le travail de G. Kisch, *Siebenbürgen im Lichte der Sprachen,* Leipzig 1929. Voir maintenant: H. Diplich, *Rumänisch-Deutsche Kulturbeziehungen im Banat und Rumänische Volkslieder,* Freiburg i. Br. 1960, 100 p. Institutul Român de cercetări. – Le *Forschungsbericht* de M. H. Protze nous annonce que la publication du dictionnaire du parler «saxon» de Transylvanie est maintenant du domaine des possibilités.

Dans le volume III, les études philologiques sont plus nombreuses, à savoir:

P. Zumthor, *Descendenții francezi ai latinului* REFLECTERE. (*Istoricul unei familii lexicale*), pp. 95–110.

J. Herman, *Probleme de metodă în morfologia istorică franceză,* pp. 111–120.

I. Iordan, *Paralele sintactice romanice,* pp. 121–130, Suite de: *Recueil d'études romanes,* București 1959, pp. 103–124.

N. N. Condeescu, *Limba și societatea în perioada clasică a istoriei limbii franceze,* pp. 131–152. L'auteur s'intéresse beaucoup au côté «économique» qui l'induit même à imaginer (p. 132) une «dépendance du français classique de la production» (!). Voilà le titre d'une étude qu'on s'étonne de ne pas voir mentionnée: K. Baldinger, *Südwestfrankreich am Vorabend der Französischen Revolution.* (*Reiseeindrücke des Manufakturinspektors François-de-Paule Latapie*), dans: *Festschrift Victor Klemperer,* Halle 1958, pp. 41–79. D'autre part, le renvoi à Rivarol (*Discours sur l'universalité*... LXXXV) aurait mieux fait l'affaire que la référence à l'autorité de Karl Marx.

M. Sala, *Observații lingvistice asupra proverbelor sefardite din București,* pp. 189–202, version espagnole dans *Recueil*... (supra) pp. 225 à 241.

B. Capesius–G. Richter, *Cuvinte săsești împrumutate din vechi idiomuri romanice,* pp. 203–213. Emprunts: *Lägel, Kampest, Kraut.*

P. Al. Georgescu, *Privire asupra poeziei hispano-americane,* pp. 215 à 223. Cet exposé mérite notre intérêt pour sa nouveauté. La littérature latino-américaine est quasi inconnue en Roumanie – exception faite pour la traduction de certains ouvrages où la valeur esthétique entre pour peu de chose et d'autres critères pour beaucoup. Sympa-

thique essai de traduction de *Martin Fierro* (strophes 1125–1134), qui ne va pas sans quelques bévues et à-peu-près. Traduire *mates* par *pepeni* c'est roumaniser la pampa; rendra-t-on *vigüela* par *cobză* et *ganadería* par *tamazlâc*? Le parfum fort de la «lengua gauchesca» semble condamné à s'évanouir. Un contre-sens: les vers *la ley se hace para todos/ mas solo al pobre lo rige* ne veut pas dire *legea, ci-că* [?], *toți o fac,* mais *legea e făcută pentru toți,* ce qui est tout autre chose. Le sens de *rige* est très neutre, «régit»; pourquoi *apasă* «écrase»? Attendons, pour juger sur pièces, la bibliographie sélective qu'on nous annonce: *Echos ibériques et hispano-américains en Roumanie* (Rev. ling. V, 1 – 1960 p. 170). Mentionnons ici les traductions de M. George Ciorănescu: F. García Lorca, *Bocet pentru Ignacio Sánchez Mejías,* Paris 1959; Antonio Machado, *Câmpiile Soriei,* Paris 1960.

En terminant la lecture de ces volumes, après avoir fait la part du feu, qui est grande, on éprouve le devoir de souligner un effort sur lequel on ne peut passer avec légèreté. Le «poids du siècle» est ce qu'il est, mais des chercheurs tentent de renouer avec la tradition humaniste occidentale. Iront-ils jusqu'à accepter cet «Urwort der Humanität» qui, avant tout, signifie esprit disponible et non-engagé? [1] Quoiqu'il en soit la critique laisse assez de place à la sympathie.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Acta Philologica, Roma I (1958) 277 p., II (1959) 280 p. Societas Academica Dacoromana.

Les initiateurs de cette nouvelle revue philologique ont eu à cœur de placer leurs recherches sous le signe tutélaire de Rome et de l'affirmer sobrement: «Idem humanitatem unam atque unicam, quae nullo modo neque opprimi neque conculcari possit, volunt confirmare.» C'est le programme humaniste de toujours qui se passe de commentaires.

La matière du premier volume est assez inégale; retenons quelques titres qui peuvent intéresser ici. – I. Popinceanu, *Die Grundzüge des rumänischen Wortschatzes,* pp. 5–16. L'auteur est par trop catégorique dans ses jugements lorsqu'il part en guerre contre les slavismes et les innovations «révolutionnaires». Il ne faut pas s'en inquiéter outre mesure. L'expérience de la révolution française montre que les alluvions charriées par les temps troubles se déposent et le goût de la qualité finit par triompher des laideurs plébéiennes. Il n'est presque rien resté du «langage inouï» honni par La Harpe. (Cf. *Du fanatisme dans la langue révolutionnaire,* Paris 1821).

L'étude de Mlle Al. Mititelu, *Considerazioni intorno alla commedia romena prima di I. L. Caragiale,* pp. 17–38 peut se résumer dans une phrase bien ramassée: «nulla nasce dal nulla e anche la commedia di I. L. C. ha i suoi precedenti nella letteratura romena». L'érudition et la finesse de jugement abondent.

[1] Cf. N. I. Herescu, *Les constantes de* l'HUMANITAS ROMANA, Riv. cult. class. med. II, 3 (1960) pp. 258–277.

M. Popescu, *Le colinde della pietra.* (*Tracce del culto di Mithra petrogenitus e Sol invictus nel folklore romeno*), pp. 53–62. Il y aurait lieu de faire ici état d'un passage de Tertullien (*Lib. de Praes.* Patr. lat. vol. II col. 66) qui considérait le mithraïsme comme une parodie de la foi chrétienne.

E. Lozovan, *L'eredità di Bogdan Petriceicu-Hasdeu,* pp. 65–72. Ajouter p. 66 n. 1, les renseignements bibliographiques suivants: I. Chițimia, *B. P. Hasdeu și problemele de folclor,* Stud. cercet. folc. I (1952) pp. 161–199. – A. Sacerdoțeanu, *Concepția istorică a lui B. P. Hasdeu,* Studii X (1957) pp. 140–159. A retenir que cet auteur aurait en manuscrit une bio-bibliographie de H. comportant «plus de 1200 numéros» (p. 145 n. 1). – D. Panaitescu-Perpessicius, *Viața și opera lui Bogdan Petriceicu-Hasdeu,* dans le volume: *90 de ani de viață academică în țara noastră,* București 1956, pp. 105–128. – Inaccessible: N. Romanenco, *Bogdan Petriceicu-Hasdeu. Viața și opera (1836–1907),* Chișinău 1957, 195 p. – A noter également que, à l'occasion de la mise en chantier du «nouvel ALR», on projette en Roumanie de dépouiller les réponses que H. reçut à son questionnaire et que l'on n'a jamais complètement exploitées (M. Sala, Stud. cercet. ling. X 1958, p. 284).

La section qui, sous le titre *Fasti Pontici Ovidio Poetae dicati,* pp. 87–275, groupe six études et essais, ne peut intéresser ici que sous l'aspect de la survie d'Ovide dans la littérature et la tradition romanes. N. I. Herescu cerne le problème à mi-chemin entre le paradoxe et l'érudition élégante et ingénieuse: *Ovide, le premier poète roumain,* pp. 93–96. M. Mircea Popescu contribue avec des *Addenda à Ovidio in Romania,* pp. 269–275. Il n'est pas superflu de rappeler que Mlle Simone Viarre et M. Henri Bardon ont consacré au poète deux notes du point de vue comparatiste (Revue de litt. comp. XXX 1959, pp. 224–230, 262–264). Mentionnons aussi le discours de M. Angelo Monteverdi, *Ovidio nel Medio Evo,* Accad. Naz. Lincei vol. V, 12 (1958) pp. 697–708 (réimprimé dans *Studi ovidiani,* Roma 1959, pp. 63 à 78). N'oublions pas non plus la mine de renseignements que constituent les deux beaux volumes publiés par les soins de M. E. Paratore: *Atti del convegno internazionale ovidiano,* Roma 1959. Voir surtout: H. Bardon, *Sur l'influence d'Ovide en France au 17e siècle,* II pp. 69–83; G. Brugnoli, *Ovidio e gli esiliati carolingi,* II pp. 209–216. – Cependant la grande étude sur la survie du Sulmonais reste encore à écrire. M. N. Lascu y a déjà contribué avec: *La fortuna di Ovidio dal Rinascimento ai tempi nostri,* dans *Studi ovidiani,* pp. 79–112.

Pour ce qui est du deuxième volume des Acta Philologica, il faut se résigner à un choix. – M. W. Giese pose un beau problème dans un texte dense: *Die Bedeutung der rumänischen Kultur im Rahmen der Mittelmeerkultur,* pp. 25–34.

M. Al. Ciorănescu signe deux articles. On lira de la plume du comparatiste, dont on n'a plus à faire l'éloge, les pages consacrées au: *Classicisme et romantisme en Roumanie,* pp. 35–46. Les formules brillan-

tes fusent, les vues panoramiques s'ouvrent au détour de chaque paragraphe. Cependant, les théories du lexicographe surprendront plus d'un lecteur: *Roumain, albanais et latin des Balkans*, pp. 197–204. L'auteur – adversaire du substrat, à en juger d'après son *Diccionario etimológico rumano*, La Laguna 1958 ss. – rejette les rapprochements albano-roumains le mieux assurés. De deux choses l'une, ou M. C. voit le lexique roumain avec des yeux neufs et il aura le mérite de nous en présenter une vision très personnelle, ou bien nous sommes prisonniers de la doctrine des Hasdeu et des Philippide et serons un jour astreints à faire acte de contrition.

M. F. Schürr analyse la poésie de ce véritable *vates* qu'est Aron Cotruș: *Rumänische Dichter im Exil*, pp. 95–104. On ne peut résister à la tentation de rapprocher le titre d'un volume de vers *Drumuri prin furtună* «Chemins à travers la tempête» à une idée-clef de l'art poétique de Saint-John Perse «le thème de l'orage» – comme dirait Mlle Monique Parent. Le poète roumain fait souvent appel à l'imagerie du *vent*. Nul étonnement puisque... «c'étaient de très grands vents sur toutes faces de ce monde». Victor Hugo le savait lorsqu'il écrivait, de son exil à Charles Hugo: «Pour une âme indignée et calme, c'est un bon voisinage que cet océan en plein équilibre quoique en pleine tempête, et rien n'est fortifiant comme ce spectacle de la colère majestueuse». Et Ovide, cinglant vers Tomes au mois de décembre de l'année 8, ne disait-il déjà: *Ergo idem venti, ne causa laedar in una, / Velaque nescio quo votaque nostra ferunt!* (Tr. I, 2, 17–18).

L'étude de M. Helmut Hatzfeld, *Les problèmes de la stylistique moderne et les contributions roumaines*, pp. 139–152, contient les enseignements que l'on attendait du maître. Il y a lieu d'ajouter maintenant les communications présentées au VIIIe congrès d'études romanes, Florence 1956, à savoir: W. Bahner, *Zur Herausbildung der modernen rumänischen Literatursprache*, Atti II pp. 37–44; G. Caragață, *Considerazioni sulla lingua romena religiosa e letteraria del Seicento*, ibid. pp. 97–102; I. Iordan, *Sur la formation de la langue littéraire roumaine*, pp. 199–217; A. Lombard, *La lingua letteraria romanza meno fissata:* il romeno, pp. 283–286; Al. Niculescu, *I problemi della lingua letteraria nella Repubblica Popolare Romena*, pp. 311–338. – Ce n'est là qu'une énumération. On fera les réserves les plus expresses sur les généralisations hâtives de M. Bahner et, surtout, sur les points de vue de M. Iordan. Selon ce savant la langue littéraire roumaine n'aurait qu'un siècle d'existence; la littérature du XVIIe siècle aurait été écrite dans des «dialectes littéraires». Pour ce qui est de la langue d'Eminescu rappelons: Al. Rosetti, *M. Eminescu et le roumain littéraire dans la deuxième moitié du XIXe siècle*, Atti II pp. 359–367; L. Gáldi, *Une strophe, ses métamorphoses et son expressivité de Goethe à Eminescu*, Acta ling. Acad. scient. hung. X (1960) pp. 289–305; T. Vianu, *Statistica lexicală și o problemă a vocabularului eminescian*, Limba romînă VIII, 3 (1959) pp. 25–33 (cf. de plus Z 76, p. 328 ss.).

Parmi les articles linguistiques citons aussi:

E. Lozovan, *Diachronie et géographie linguistique roumaines*, pp. 153 à 169.

P. Miron, *Zur typologischen Struktur des Rumänischen*, pp. 171–188.

G. Bonfante, *Sur la «latinité» du roumain*, pp. 189–195; *Il nome del Danubio in Dante*, pp. 243–247.

V. Buescu, *Du nouveau sur la latinité du langage pastoral roumain*, pp. 205–221.

D. Găzdaru, *«Tomar el cielo con las manos» en las lenguas románicas*, pp. 223–231.

M. Popescu, *«Colomba» e «mais» in romeno. Rom.* STICLETE *«cardellino» e (gergo) «agente di polizia»*, pp. 233–241.

Enfin, deux études documentées intéressent le développement de la science:

M. Fontaine, *Textes et commentaires pour servir à l'histoire de la linguistique dans la Roumanie d'aujourd'hui*, pp. 261–264.

I. Popinceanu, *Die Bedeutung des rumänischen Sprachatlasses (ALR)*, pp. 265–267. (Cf. Z 74, pp. 537–541). On enregistrera un point de vue bien différent: D. Macrea, *Lingviști și filologi*, București 1959, là-dessus I. Iordan LbRom. IX, 5 (1960) pp. 96–101.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Studia Romanica et Anglica Zagrabiensia (Facultas Philosophica Universitatis Studiorum Zagrabiensis) 3, 1957; 5, 1958.

In questi numeri della rivista slava, dedicati a studi di linguistica generale e romanza, l'attenzione dello studioso specialista è particolarmente richiamata dalla ripresentazione in italiano del progetto di M. DEANOVIĆ per *l'Atlante Linguistico Mediterraneo* (già proposto nell'VIII Congresso Internazionale di Studi Romanzi, Firenze, 1956, e nell'VIII Congresso Internazionale di Linguistica, Oslo 1957), dove è tracciata la breve storia dell'iniziativa, ormai in fase di attuazione.

P. GUBERINA, nell'articolo su *La logique de la logique et la logique du langage*, vuole provare l'esistenza di un nesso tra l'espressione linguistica e una libera logica, indipendente dall'antica.

Il denominatore comune tra la logica e il linguaggio è per il G. il rapporto tra *manisfestans* (chi, o ciò che si manifesta = *ms*) e *manifestazione* (= *ma*), espresso nella formula matematica $ms^2 > 1\ ma^2$, applicabile anche ai simboli del giudizio, sostituendo a *ms* S, a *ma* P : $S > 1\,P$.

Il risultato della ricerca scientifica è applicato in una breve analisi delle frasi e della stilistica (linguistica).

Uno degli apporti più interessanti del saggio è il riconoscimento del valore qualitativo (non quantitativo) e logico, oltre che affettivo, della stilistica: la logica opera nel passaggio dal significato proprio al «figurato» e ogni espressione stilistica sarebbe «coperta» dai valori ms^2 -ma^2, che arricchirebbero l'espressione linguistica «du fait que le sens de

l'expression n'est plus seulement le sens intellectuel, mais également le *sens* affectif qui, ensemble font un seul sens et une qualité.»

V. Vinja studia in successivo articolo *Alcuni tipi di incroci linguistici neolatino-slavi*, ibridi nati dalla composizione o derivazione di una parola con elementi appartenenti a due lingue (tipo *štraločav*, «strabico», dal ven. *stralochio*, «guercio» + desinenza aggettivale croata *-av*), contaminazioni o incroci (tipo romanzo-slavo (*la*)*certa* × (*gu*)*šćerica* = cr. *laguščerica* o *laščerica*, «lucertola»), conglomerati (tipo *pînbor*, «pino» + «pino» = «pino conico», o *gamburak*, < *gamboro* + *rak*, «gambero + «gambero» = «gambero della torricella»), e composti tautologici tra gli aggettivi, gli avverbi, le preposizioni e le esclamazioni, quasi sempre con valore affettivo.

Il V., esaminando vari esempi di formazioni tautologiche, coniate per soddisfare nuove e speciali necessità espressive, accerta che l'elemento alloglotto assume una vera e propria funzione di aggettivo qualificativo, che non si realizza, invece, negli incroci in cui i due elementi formatori sono completamente fusi nelle parole nuove.

Le formazioni tautologiche nella toponomastica croata – solo in rari casi traduzione cosciente, sorte in periodi di bilinguismo largamente diffuso – sono determinazioni sinonimiche (tipo *Punta Ertec*, «punta» + «piccola punta», o *Porto Porcel* : *Porcel* < *Porticellu*).

Lo stesso V. dedica le ultime pagine del fascicolo allo studio della affettività nella formazione dei nomi, scegliendo tra gli ittionomi l'esempio rilevante della *donzellina* (Coris julis L.): l'articolo dedicatole (*Procédés affectifs dans la dénomination d'une coquette de mer*) è una buona ricerca, utile anche ai fini della preparazione dell' *Atlante Linguistico Mediterraneo* (sigla: ALM).

Nel num. 5 della rivista zagrabiese M. Deanović presenta un vasto contributo all'inchiesta per l'*Atlante* suddetto: *Terminologia marinara e peschereccia a Ragusavecchia* (Cavtat), precisamente il risultato dell'inchiesta del terzo punto dei sette previsti nel piano generale della preparazione dell'opera (150 punti) per le coste orientali dell'Adriatico, in territorio jugoslavo: Rovigno, Veglia, Arbe, Lissa, Curzola, Ragusavecchia, Cattaro (uno di essi si trova nell'area istriota, Rovigno, sei nella serbo-croata). Sondaggi sono già stati fatti per Veglia e Curzola.

Il materiale raccolto dal D. nell'antica cittadina marinara, sorta sull'area della greca *Epidauros*, divenuta poi nel sec. III colonia romana, ammonta a 775 voci (ricavate da 885 punti del questionario e da 639 risposte positive) relative alla vita del marinaio e del pescatore, distinte in 12 gruppi, di cui i più ricchi sono quelli riguardanti la meteorologia, le imbarcazioni e la fauna marinara. Un *Indice* delle voci completa lo studio. Va rilevato l'interesse di questo lessico piuttosto arcaico proveniente da una tradizione che si va estinguendo.

Nello stesso fascicolo merita di essere segnalata la ricerca di *Terminologia viticola e vinicola nel dialetto istrioto di Dignano*, compiuta da P. Tekavčić, che accerta nella nomenclatura analizzata (un centinaio di voci) una forte conservazione di termini indigeni (il 92 %)

relativi alla vite e alla vigna e il maggior numero di prestiti (dal 33 % al 39 %), quasi tutti dal veneziano, nelle voci che designano varie operazioni, arnesi e macchine, Kulturwörter di recente formazione.

Firenze GIANLUIGI TOJA

Studia Romanica et Anglica Zagrabiensia (Facultas Philosophica Universitatis Studiorum Zagrabiensis) 7, 1959.

Tre articoli, dei cinque apparsi in questo numero, interessano i linguisti e i filologi romanzi: P. GUBERINA, *Le son et le mouvement dans le language;* V. VINJA, *Nouvelles contributions au «Romanisches Etymologisches Wörterbuch» de W. Meyer-Lübke;* P. TEKAVČIĆ, *Due voci romene in un dialetto serbo-croato dell'isola di Veglia* (Krk).

Il Guberina parte dal presupposto che il linguaggio, come espressione, è una realtà naturale, che costituisce unità con quella del mondo naturale (della natura, della società, dell'individuo) e con quella del pensiero, come elemento in cui si riflette il mondo reale.

Apre il suo studio con un breve tracciato delle tappe dell'evoluzione linguistica: la biologica, in cui il linguaggio è ancora un fatto meramente fisiologico e istintivo, l'onomatopeica, imitazione cieca della realtà, e quella del pensiero, in cui il linguaggio attua la liberazione del suo contenuto fisio-biologico e fisio-onomatopeico, divenendo «la forme-contenu convenant le mieux au développement du contenu, la forme de la pensée humaine qui à l'aide de mots articulés précède l'action et se perfectionne grâce aux actions déjà accomplies» (p. 7). Da questo momento il suono delle parole articolate, indipendente dall'imitazione della natura, diviene il suono delle attività umane, materiali e cerebrali: s'inizia così il progresso umano e il suo rapido sviluppo.

Gli elementi fondamentali di questo processo evolutivo del linguaggio-è questa la tesi del G.-sono il suono e il movimento.

Mentre in natura sono fenomeni naturali diretti, nell'espressione linguistica sono fenomeni specifici del suono e del movimento esistenti in natura e costituiscono i «valori della lingua parlata».

Movimento e suono, passando dal primitivo stadio dell'uomo (suono-eco e movimento-imitazione della natura) a quello sociale evoluto, divengono mezzi espressivi, forme dotate di un loro contenuto: «le contenu pensée-émotion», costituiscono «le son et le mouvement de la pensée humaine» (p. 9).

Con vari esempi di tipi d'espressione linguistica (parole articolate, usi sintattici affettivi, enunciativi, interrogativi, esclamativi, costrutti fraseologici) il G. vuole documentare la sua conclusione: che «i valori della lingua parlata» «jouent un rôle extrêmement important dans les structures syntaxiques et que toute construction et tout mot peuvent devenir affectifs, stylistiques si le son et le mouvement s'y prêtent» (p. 13).

Accertata così l'importanza dell'affettività nello studio grammaticale e sintattico, il G. vuole infine sottolineare il forte intervento del

suono e del movimento nell'espressione artistica: l'artista spezza i legami col suono e il movimento della natura, trasforma in elementi ritmici, in «un tout musical», i valori della lingua parlata e per mezzo di essi esprime la propria natura individuale e sociale. La parola, la musica e l'immagine formano cosí l'unità del suono e del movimento umani fondati sulla natura.

Le affermazioni finali del G., per una certa coloritura romanticheggiante (sono significative le citazioni di versi di Goethe e di Schiller), sembrerebbero contraddire la precedente impostazione dello studio, chiaramente naturalistica e sperimentale: superamento o confusione di linguaggio per una non ancora perfetta chiarezza di visione del problema?

Un buon contributo al completamento e aggiornamento del REW porta il Vinja con 109 forme serbo-croate, continuatrici dei corrispondenti vocaboli latini della serie numerata del vocabolario etimologico romanzo.

E' un materiale nuovo, frutto di ricerche effettuate personalmente dall'autore in vari punti della costa iugoslava e da T. Lesica a Omišalj (isola di Veglia): sono, per la maggior parte, nomi appartenenti alla flora e fauna e all'uso e attivitá comuni (colori, indumenti, oggetti vari).

Le nuove note etimologiche del V. seguono utilmente quelle già da lui dateci sul dalmatico: *Contributions Dalmates au Romanisches Etymologisches Wörterbuch de W. Meyer-Lübke,* in RLiR. XXI, 1957, pp. 249–69.

Un'indagine fatta nella parte nord-occidentale dell'isola di Veglia (a Malinska, centro del comune di Dubašnica) ha permesso al Tekavčić di trovare una nuova traccia della simbiosi slavo-romena, formatasi nel tardo Medioevo per opera dei pastori romeni (i Morlacchi), emigrati sul litorale adriatico e in Istria. A Veglia i Romeni passarono tardi, tra il 1450 e il 1480, guidati dal conte Ivan Frankopan, ma sono documentate tracce della loro parlata precedenti di un secolo (verso il 1321); residui dialettali romeni si sono conservati nell'isola fino all'ultimo quarto del secolo scorso.

Le due voci romene studiate dal T. sono *špilišór* («bot. Sonchus, it. cicerbita o crespino»), erba spinosa usata come foraggio di maiali, e *čüra* f., «crivello, o vaglio». La dissimilazione delle due *r* in *špilišór* attesterebbe una forma recente rispetto all'antica *špirišor*, diminutivo del rom. *spir* «spino», dacorom. *spin* < *spinus* (documentato dal Pușcariu, *Etym. Wört. der rumän. Spr.*, s.v. e REW 8155). *Čüra* si ricollegherebbe al rom. *ciur* «crivello, vaglio» < **cibrum,* dissimilato da *cribum.*

Il passaggio al femminile potrebbe forse essere avvenuto per influsso analogico dell'a.dalmatico *cüra* o *süra* «padella», dal dalm. *fersaura* < *frixoria* (REW 3254), vocabolo frequente in tutta l'isola di Veglia.

E' interessante la conservazione del rotacismo, la caratteristica più importante dell'istroromeno.

GIANLUIGI TOJA

Firenze

Bibliographien

The Year's Work in Modern Language Studies. Edited for the Modern Humanities Research Association by W. H. Barber. Vol. XXI/1959. Cambridge (University Press) 1960, X + 568 S.

Gemäß Angabe der Cambridge University Press wurde der vorliegende Band 21 Ende Dezember 1960 ausgeliefert, also genau zwölf Monate nach Schluß des Kalenderjahres 1959, dessen Veröffentlichungen Gegenstand der bibliographischen Registrierung sind. Zu einer solchen raschen Sammlung und Sichtung des Materials kann man den Herausgeber und die Mitarbeiter nur beglückwünschen.

Wie bei den bisherigen Rezensionen der Bände von *The Year's Work* in dieser Zeitschrift[1] soll die Besprechung wiederum auf das Mittellateinische und die romanischen Sprachen und Literaturen beschränkt werden. Die Gliederung von Band 20, über die hier eingehend berichtet wurde[2], ist beibehalten worden; erfreulich ist, daß jetzt die „Portuguese Studies" unmittelbar auf das Spanische und das Katalanische folgen. Einige Abschnitte – I „Romance Linguistics", III „Provençal Studies" und V „Catalan Studies" – sind für einen späteren Band zurückgestellt worden. Die Unterteilung der großen Kapitel ist dieselbe wie bisher; nach wie vor vermißt man die italienische Literatur des 20. Jahrhunderts. Auch die Bearbeiter sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, dieselben geblieben. Die Verzeichnung der einzelnen Arbeiten erfolgt ebenfalls in derselben Weise.

Einige von den Publikationen, die in der Rezension der Bände 19 und 20 als fehlend erwähnt wurden[3], sind diesmal nachgetragen worden, nämlich E. Auerbach, *Literatursprache und Publikum...*, J. Rasmussen, *La prose narrative...*, und K. Baldinger, *Die Herausbildung der Sprachräume...* Auch in dem vorliegenden Band finden sich hin und wieder Lücken; manches wird hoffentlich später noch berücksichtigt werden. Schade ist, daß der stattliche Band von L. Spitzer, *Romanische Literaturstudien 1936–1956,* Tübingen 1959, nur einmal nebenher angeführt wird (S. 131, in dem Kapitel über das französische Schrifttum des 20. Jahrhunderts). Da macht sich zugleich das Fehlen eines Abschnitts über die romanischen Literaturen im allgemeinen nachteilig bemerkbar.

Das Register ist wieder in der bisherigen Weise angelegt und erleichtert die Benutzbarkeit des Bandes nicht unwesentlich.

Germersheim RUDOLF BRUMMER

---

[1] Bd. 75, S. 198–201, und Bd. 77, S. 285–287.
[2] Bd. 77, S. 286.
[3] Bd. 77, S. 287.

Otto Klapp, *Bibliographie der französischen Literaturwissenschaft.* Bd. I 1956–1958, Frankfurt a. M., Vittorio Klostermann 1960, XLVII + 428 S.

Mit diesem Band, der auch unter französischem Titel – *Bibliographie d'histoire littéraire française* – erscheint, beginnt ein neues bibliographisches Werk. Otto Klapp, der bereits an der von Alwin Kuhn bearbeiteten Bibliographie der *Zeitschrift für romanische Philologie* mitgewirkt hat (in der Bibliographie 1951-1955 wird sein Name für die Teile „Französische Sprache" und „Französische Literatur" genannt), will ab 1956 eine laufende Registrierung der Publikationen zur französischen Literatur bieten. Der erste Band umfaßt die Jahre 1956–1958; die folgenden Bände sollen jeweils das Schrifttum von zwei Jahren verzeichnen. So ist mit einer raschen bibliographischen Orientierung zu rechnen, und das um so mehr, wenn man bedenkt, daß der vorliegende Band gemäß der Angabe im Vorwort innerhalb eines Jahres fertiggestellt worden ist.

K. schaltet von vornherein – und diesem Prinzip muß man voll zustimmen – Schulausgaben, pädagogische Abhandlungen, Neuauflagen, Übersetzungen und Anthologien aus, soweit sie nicht unter besonderen Gesichtspunkten bemerkenswert sind, doch im übrigen kommt es ihm darauf an, „alle erreichbaren Arbeiten aufzunehmen, die in irgendeiner Form die französische Literatur und die französisch schreibenden Dichter und Schriftsteller behandeln" (S. IX), und zwar von den Gesamtausgaben und Monographien bis zu wichtigeren Rezensionen. Indessen ist die alt- und neuprovenzalische Literatur beiseite gelassen worden. Wie die umfangreiche Liste der regelmäßig durchgesehenen Zeitschriften und der Sammlungen von Aufsätzen (S. XV–XXXVI) beweist, wird weitestgehend Vollständigkeit angestrebt, und es ist sehr zu begrüßen, daß auch entlegene und kleine und kleinste Studien verzeichnet werden. Es dürfte dem Bearbeiter kaum etwas Wesentliches entgangen sein.

Die Gliederung des Bandes entspricht der üblichen Einteilung der französischen Literatur in Mittelalter, 16., 17., 18., 19. und 20. Jahrhundert; vorangestellt ist ein „Généralités" betitelter Abschnitt, und den Beschluß macht ein solcher über das französische Schrifttum außerhalb Frankreichs (Belgien, Luxemburg, Schweiz, Kanada, Nordafrika usw.). Innerhalb dieser Gruppen wird weiterhin unterteilt; doch weicht die Untergliederung in den einzelnen Abschnitten voneinander ab und ist den jeweiligen Bedürfnissen der verschiedenen Epochen angepaßt. Dabei folgen auf die allgemeineren Darstellungen (Bibliographien, Literaturgeschichten, Gattungen usw.) die Autoren in alphabetischer Reihenfolge (für das Mittelalter anonyme Werke und Autoren) mit Angabe der Lebensdaten und Auflösung der Pseudonyme. Vom 16. bis 20. Jahrhundert wird jeweils eine Reihe von Schriftstellern und Dichtern, geordnet nach den Geburtsjahren, aus den übrigen Autoren herausgehoben und diesen vorangestellt, wobei eine weitere Unter-

gliederung erfolgt. Offenbar ist K. dazu weniger durch die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten als vielmehr durch die Fülle der vorliegenden Publikationen veranlaßt worden; denn sonst wäre kaum zu erklären, wieso z.B. im 16. Jahrhundert Rabelais und Montaigne ein solches Sonderkapitel erhalten, nicht aber Ronsard, und im 17. Corneille, Molière, Pascal und Racine, nicht aber Descartes.

Die Verzeichnung der Veröffentlichungen, bei der fast ausnahmslos auf eine kritische Wertung verzichtet wird, geschieht mit größter Akribie, und es sind kaum Versehen zu beobachten; lediglich eines sei hier angemerkt: E. v. Jan, *Französische Literaturgeschichte in Grundzügen* ist wohl in Heidelberg, jedoch nicht bei Winter, sondern bei Quelle & Meyer erschienen (S. 1). Die gebrauchten Abkürzungen sind deutlich und unmißverständlich. Bedauern muß man, daß die Titel innerhalb eines Absatzes fortlaufend aneinandergereiht werden, nicht aber jeder mit einer neuen Zeile beginnt. Das mag raumsparend sein, doch leidet die Übersicht darunter. Auch ist auf diese Weise eine Numerierung der aufgeführten Studien nicht möglich, wie sie heute in vielen Bibliographien üblich ist.

Das Register gliedert sich in einen Index nominum und einen Index rerum; erfreulich ist, daß hier bei den Autoren die vollen Vornamen angegeben werden, von denen sich in der Bibliographie selbst nur die Initialen finden. Bei Doppelverzeichnungen einer Publikation scheint im Register immer nur das erste Vorkommen vermerkt zu werden.

Im ganzen gesehen, ist das Werk ein überaus brauchbares und zuverlässiges Hilfsmittel, zu dem man immer wieder gern greifen wird.

Germersheim — RUDOLF BRUMMER

Kurzanzeigen

Arno Borst, *Der Turmbau von Babel, Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker,* Anton Hiersemann – Stuttgart. Band I (*Fundamente und Aufbau*), 1957, VIII + 357 S.; Band II (*Ausbau*) Teil 1, 1958, VII + 255 S. [361–615]; Teil 2, 1959, VII + 336 S. [615–952]; Band III (*Umbau*) Teil 1, 1960, VII + 442 S. [953–1394]; Teil 2, 1961, 487 S. [1395–1882]. [Dieses monumentale Werk ist selbst schon fast ein Turmbau von Babel (es war auf 1100 Seiten berechnet und wird rund 2400 Seiten umfassen!), ein Wagnis für den Autor und den Verlag. Beiden schulden wir Dank. Schon die Bearbeitung von über 3000 Quellenwerken verdient Bewunderung, noch mehr die Fähigkeit, die unzähligen Fakten, Thesen und Motive in einer universalen Synthese zu ordnen. Faktisch werden wohl alle geisteswissenschaftlichen Fachdisziplinen angesprochen. Sie werden sich mit dem Werk auseinandersetzen müssen, mit einzelnen Aspekten, mit einzelnen Epochen, mit den Details. Es wird Korrekturen geben, Ergänzungen, aber die Anerkennung für die Summa, die mit den Naturvölkern beginnt und mit dem 20. Jh. schließt, wird man dem

Münsteraner Historiker nicht versagen können. Wir werden nach dem Erscheinen des noch ausstehenden 6. und letzten Bandes, der die Schlüsse, Nachträge und die Register enthalten wird, ausführlich auf das Werk zurückkommen.]

Karl Vossler, *Geist und Kultur in der Sprache,* Wissen der Gegenwart (Band 13/14), Dobbeck Verlag, München 1960, 205 S. [Neudruck des 1925 bei Winter in Heidelberg erschienenen Sammelbandes. Das Kapitel Neue Denkformen im Vulgärlatein wurde weggelassen (deshalb auch die Einleitung zum folgenden Kapitel und ein Teil der Anm. 57), da Vossler es später in einer Vorlesung ausbaute (posthum hgg. und bearbeitet von Helmut Schmeck, Einführung ins Vulgärlatein, Max Hueber Verlag, München 1955). Der 2. Teil der Anm. 56 ist wohl aus Versehen ausgefallen. Gestrichen wurde S. 95 (Alte Ausgabe S. 142) ein Abschnitt zur verschiedenen politischen Wirkungsweise der deutschen und der französischen Sprache, ebenso S. 132 (S. 189) eine Zukunftsprognose für das Esperanto. Neu ist Anm. 89. Für Anm. 91 fehlt ein Hinweis im Text (zu S. 147 Z 2 von unten). S. 131 (früher 188) wurde der Wortlaut geändert.

Das große ‚Warum?' zog Vossler an wie ein Magnet, und er versuchte seine Rätsel zu lösen, wie Emma Vossler in einer Vorbemerkung betont. Für Vossler war die Sprache Ausdruck des Geistes und wenn auch die Fachwelt gegen manche von ihm dafür ins Feld geführten Beispiele skeptisch blieb, so hatte Vossler doch im Grundsätzlichen recht. Seine Konzeption wies in die Zukunft und tut es noch heute: „Es ist die große, noch kaum in Angriff genommene Aufgabe des Sprachhistorikers, die Ablagerung des gesamten Geisteslebens der Menschheit in ihren Sprachgebäuden zu erkennen" (S. 77). Gerade der vorliegende Band mit seinen Betrachtungen zu „Sprechen, Gespräch und Sprache", „Sprache und Religion", „Sprache und Natur", „Sprache und Leben", „Die sprachlichen Gemeinschaften", „Sprache und Wissenschaft", „Sprache und Dichtung" ist ganz auf das Grundsätzliche ausgerichtet und daher noch heute lebendige Wirklichkeit.]

Leo Spitzer, *Stilstudien.* Erster Teil: *Sprachstile,* XIII + 295 S. Zweiter Teil: *Stilsprachen,* 592 S. Max Hueber Verlag, München 1961, 2 Bde. [Sehr zu begrüßende unveränderte Neuauflage der 1928 erschienenen und selten gewordenen bekannten Sammelbände zu günstigem Preis (14 und 24 DM). Das Spitzersche Werk, das „den Förderern der Wortkunstforschung" Curtius, Vossler und Walzel gewidmet ist, hat methodologisch nichts von seiner Lebendigkeit und Aktualität eingebüßt, obwohl die Forschung in manchen Einzelproblemen weitergegangen ist. Spitzer zwingt zur leidenschaftlichen Diskussion, heute wie damals (s. die Besprechung von G. Rohlfs, hier 52, 1932, S. 122 bis 125).]

Gerhard Rohlfs, *Diferenciación léxica de las lenguas románicas,* Traducción y notas de Manuel Alvar, CSIC (Instituto „Miguel de Cervantes"), Madrid 1960, 193 S. und 50 Karten. [Die deutsche Fassung „Die lexikalische Differenzierung der romanischen Sprachen" wurde hier 74, 1958, 285–294 von G. Colón ausführlich besprochen. Die sp. Übersetzung wurde in kompetenter Weise von Manuel Alvar betreut, mit ergänzenden Anmerkungen versehen und z. T. auch in Verbindung mit Rohlfs modifiziert, so daß sie einer 2. verbesserten Auflage entspricht (vgl. Américo Castros Überarbeitung der Einführung Meyer Lübkes und Dámaso Alonsos kommentierte Übersetzung der Einführung in Problematik und Methodik von W. v. Wartburg). Die Nachträge wurden eingearbeitet, die Wortregister in einem alphab. Register zusammengefaßt. Das Autorenregister ist neu.]

Stephen Ullmann, *The Principles of Semantics,* Glasgow–Oxford (Jackson–Blackwell) 1957, 346 S. [Trotz Verspätung soll auf die 2. Auflage ([1]1951) dieses grundlegenden Werkes hingewiesen werden. S. 1 bis 299 sind unverändert; S. 300–321 neues Kapitel „Recent Developments in Semantics", ein überlegen geschriebener Forschungsbericht mit reichen Literaturangaben; Bibliographie S. 322–342 und Index wurden überarbeitet. Ausgezeichnet die letzten Seiten zur asemantischen Haltung gewisser strukturalistischer Schulen[1], die nicht erkennen wollen, daß „such a conception of linguistics would not even be truly scientific, for it is a *sine qua non* of scientific method that it should be commensurate to the subject-matter... The problem is an urgent one...". Noch heute.]

Eroi e miti della Tavola Rotonda [hgg. von Antonio Viscardi und Leonida Macciotta], Dalmine s.p.a., Milano [1961], 85 + 172 S., mit zahlreichen, z. T. farbigen Reproduktionen. [Prachtvolle Luxusausgabe. Die 85 S. umfassende Einleitung von Antonio Viscardi gibt einen kompetenten Überblick über Entstehung und Entwicklung der Matière de Bretagne, natürlich ohne kritischen Apparat. Viscardi legt besonderen Wert auf die geistesgeschichtliche Einordnung, auf den Wandel der Ideale, „quel processo di *spiritualizzazione* della cavalleria", die vom Rolandslied zum Gral und seinen Wandlungen führt. Die Anthologie selbst umfaßt in italienischer Übersetzung folgende Kapitel: *Il Prologo, Merlino, Lancillotto del Lago* (alle aus H. O. Sommer, The vulgate version of the Arthurian Romances, Washington 1909), *Il cava-*

[1] Ebenso in seinem Aufsatz *Orientations nouvelles en sémantique,* Journal de Psychologie normale et pathologique, Presses Universitaires, 1958, 338–357; s. außerdem *Semantics: A Symposium* (G. P. Meredith, *Semantics in relation to psychology,* S. 1–12; S. Ullmann, *The concept of meaning in linguistics,* S. 12–20; Sir Russell Brain, *The semantic aspect of aphasia,* S. 20 bis 27), Sep. aus Archivum Linguisticum 8, fasc. 1; S. Ullmann, *Sémantique et étymologie,* Cahiers de l'Association Internationale des Etudes Françaises 11, 1959, 323–335.

liere della carretta (aus M. Roques, Le chevalier de la charrete, Paris 1958), *Perceval* (aus A. Hilka, Der Percevalroman von Christian von Troyes, Halle 1932, und G. L. Weston, The legend of Sir Perceval, London 1909), *L'inchiesta del San Graal* (aus A. Pauphilet, La queste del Saint Graal, Roman du XIIIe siècle, Paris 1923), *Morte di Artù* (aus J. Frappier, La Mort le roi Artu, Roman du XIIIe siècle, Genève-Lille 1954). Die Reproduktionen stammen aus Codices des 14. und 15. Jhs. Die Übersetzerinnen (Carla Cremonesi und Anna Finoli) bemühten sich, auch stilistisch die Originaltexte zu treffen, so etwa mit Hilfe von antiquierten italienischen Wendungen oder durch syntaktische Imitation (Parataxe)[1].

August Rüegg, *Die beiden Blütezeiten des Basler Humanismus* (Eine Gedenkschrift zur Fünf-Jahrhundertfeier der Basler Universität), Benno Schwabe, Basel–Stuttgart 1960, 147 S. [1. Teil: Der Humanismus im Renaissancezeitalter und die Gründung der Basler Universität (mit einem Kapitel über Erasmus); 2. Teil: Die Universität und ihre Gelehrten in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts (Bachofen, Burckhardt, Nietzsche, Böcklin, Spitteler, u. a.). Die von einer hohen Warte aus und in lebendigem Stil geschriebene Studie ist von allgemeinem Interesse, denn „Basel war damals tatsächlich das eigentliche geistige Emporium, ein Umschlagplatz der wichtigsten damals das ganze Abendland beschäftigenden geistigen Valoren" (S. 19). – Ergänzend sei hingewiesen auf die Festschrift *Professoren der Universität Basel aus fünf Jahrhunderten*, Bildnisse und Würdigungen, zur Fünfhundertjahrfeier der Universität Basel im Auftrag der Universität und unter Mitarbeit zahlreicher Gelehrter herausgegeben von Andreas Staehelin, Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1960, 405 S.]

Walter Widmer, *Fug und Unfug des Übersetzens*, Kiepenheuer u. Witsch, Köln–Berlin 1959, 167 S. [Walter Widmer, Gymnasiallehrer in Basel und selbst erfahrener und bedeutender Übersetzer (Villon, Stendhal, Balzac, Maupassant, Flaubert, Zola) tritt hier mutig und unbekümmert frisch gegen die *Traditoren* unter den *Traduttoren* auf, gegen die geistige Unredlichkeit, die negativen Aspekte des modernen Literaturbetriebs. Franz Blei verwechselt *ménager* mit *manège*, Rüttenauer übersetzt *poisle de queulx* in den Contes drolatiques mit „Schwanzhaar" statt mit „Kochpfanne"!, usw. usw. Den Sprachwissenschaftler wird in erster Linie die Frage nach der adäquaten Übersetzbarkeit überhaupt interessieren. Mit Recht läßt W. für Kunstwerke nur Übersetzungen gelten, die „eine *Identifikation* mit dem Original erreichen

---

1 Die Übersetzungen sind zuverlässig (nach Stichproben). Eine Kleinigkeit: S. 26a *Colà egli rimase in tal modo che poi non fu mai conosciuto da alcuno.* Im Original (ed. Sommer vol. III, 1910, S. 21): *Ileuc remeist en teil maniere. Car onques puis*... Das *en teil maniere* bezieht sich auf den vorangehenden, nicht auf den folgenden Satz.

oder zumindest anstreben". „Damit fällt die wörtliche Übersetzung von vornherein dahin" (S. 73). Aber ist eine Identifikation überhaupt möglich? Ist es möglich, daß eine Übersetzung „nicht bloß den Gedankeninhalt wörtlich oder umschreibend übernimmt, sondern auch den Geist, das heißt Sprachebene, Sprachtempo, kulturelle Stufe, das Unwägbare, Inkommensurable, die Stimmung, das Unterbewußte, alle Schattierungen des Originals wiedergibt"? (ib.). Dies ist als Ziel zweifellos richtig, wobei man sich bewußt sein muß, daß seine *Erreichung* – sprachtheoretisch nachweisbar – nur relativ möglich ist, da die semasiologischen und onomasiologischen Felder verschiedener Sprachen sich ebensowenig decken wie die syntaktischen und stilistischen Mittel. W. weiß dies sehr genau (s. auch sein Kapitel „Grenzen der Übersetzung"). Nicht nur chinesisch und französisch, sondern auch französisch und deutsch sind im Grunde inkommensurabel. Um so mehr kann nicht Wörtlichkeit, sondern „ideentreue, genaueste Wiedergabe des Gedanken-, Gefühls- und Stimmungsgehaltes" das Ziel des Übersetzens sein. Dies bedingt eine „schöpferische Gedankenarbeit", „Intuition *und* äußerste philologische Präzision und Exaktheit" (S. 84). Widmers Protest ist gleichzeitig eine Ethik des Übersetzens, mehr noch: ein Protest gegen „die beklemmende Niveausenkung des Geistigen", eine ernste Mahnung, getragen von einem hohen Verantwortungsbewußtsein.]

Astrik L. Gabriel, *Skara House at the Mediaeval University of Paris. History, Topography, and Chartulary with resumes in French and Swedish,* Texts and Studies in the History of Mediaeval Education N° IX, University of Notre Dame (Indiana), 1960, 196 S. + 30 Ill. [Das 1284 zum ersten Male erwähnte Skara-Haus, das Haus der schwedischen Studenten in Paris (genannt nach der schwedischen Stadt, dessen Kapitel die Gerichtshoheit über das Haus ausübte und es finanzierte), war eines der 6 Studentenhäuser der engl.-deutschen Nation in Paris. Seine Geschichte wird von A. L. Gabriel sorgfältig aus den unveröffentlichten Quellen erarbeitet (18 Urkunden von 1284–1502 werden S. 125–163 zum ersten Mal publiziert, u.a. die Hausordnung von ca. 1407)[1], ein wichtiges Stück Universitätsgeschichte. Die Urkunden sind auch lexikologisch von Interesse: *immobles et non immobles* (Paris 1311, S. 156) mit eigenartiger doppelter Negierung statt des üblichen *meubles* et *immeubles; chamberier de Sainte-Geneuieve de Paris* (Paris 1311; FEW 2, 134b, belegt *chambrier* „officier claustral qui a soin des revenus" erst seit Cotgr 1611)[2], u.a.]

---

[1] Hier ist z.B. *latrina* bezeugt, das wenig später (1437) zum ersten Male volkssprachlich belegt ist (ist es zuerst volkssprachlich von den Studenten verwendet worden?): „Item, nullus in aliquo loco infra portam nisi in *latrinis* mingat, uel in *potto,* ipsum postea ad *latrinas* deportando, propter malos fetores euitandos...". [Mfr. *latrines* jetzt schon 1363, Isamb 5,147.] Zu *potto* s. FEW 9, 263a und n 7.

[2] Auch 1385 Paris, chanoine et *chamberier* de l'eglise Sainte-Geneuieve de Paris (S. 157).

Louis Dupont, *Les faux amis espagnols*, Droz–Minard, Genève–Paris 1961, 166 S. [Der Ausdruck *faux amis* für Wörter und Wendungen, die man wegen ihrer formalen Ähnlichkeit oder Parallelität unbesehen falsch übersetzt oder interpretiert, wurde 1928 von Maxime Koessler geprägt. Bei eng verwandten Sprachen ist die Gefahr besonders groß. So berichtet Dupont, daß sp. *sin embargo* im fr. mit *sauf en cas d'embargo* übersetzt wurde, und dies in einem Gesetzestext! Die Skala der *faux amis* reicht vom plumpen und daher ungefährlichen sp. *salir* – fr. *salir* bis zu feinsten Stilnuancen die in der stets vergröbernden Definition des Wörterbuchs nicht erfaßt sind. Obwohl auf die Praxis ausgerichtet, ist das Buch auch für den Linguisten von Interesse. – Einige kleine Korrekturen: *méndigo* (2mal), lies *mendigo; pañó*, lies *paño*. Zu *a:* nach Auskunft meiner Gewährsleute ist *tener tiempo de* korrekter. *Asistente:* wie im Fr. sagt man auch *ordenanza*. *Convidar:* dieses scheint volkstümlicher, *invitar* kultivierter und eleganter (man sagt z. B. nicht *el Rector me convidó*). Existieren *espíritu fuerte* „incrédulo", *un árbol corpulento, recién incubado de la Universidad, vividor* „vivace"? Ergänzungen: *coco* „voz con que se asusta a los niños, fantasma infantil", *chocar las manos* „estrechar las manos", *primo* „tonto, simple" (*hacer el primo, hacer el tonto* „perder una ocasión por ser excesivamente bueno", vgl. in der Schweiz *den Pestalozzi machen* mit derselben Bedeutung), *es un suave* „es un poco *hipócrita*", *una persona muy señalada* „muy destacada (frecuentemente en sentido negativo o peyorativo)". Unter den als Gewährsleute aufgeführten Autoren wundert man sich, Namen wie Ledesma Miranda und González Anaya zu finden, die diese Ehre wohl kaum verdienen.]

Jaime Oliver Asín, *Historia del nombre „Madrid"* (Premio „Francisco Franco" 1952), CSIC, Madrid 1959, 412 págs. y XXXII láminas. [Um die Etymologie von *Madrid* hat man sich seit dem 16. Jh. immer wieder bemüht: arabische, lat., griech. und germ. Etyma wechselten sich ab. Aber erst 1945 hat M. Pidal die Diskussion in fundierte wissenschaftliche Bahnen gelenkt (*La etimología de Madrid y la antigua Carpetania*, Revista de la Biblioteca, Archivo y Museo del Ayuntamiento de Madrid, 14, 1945, n° 51) und eine keltische Etymologie **Mageterito* < *mago-, mageto-* „grande" + *ritu-* „vado, puente" aufgestellt. Gómez-Moreno, dessen Stimme kaum weniger gewichtig ist, sieht andererseits in *-it* „una evolución romanceada sobre el- *étum* latino" (*La desinencia „it" a propósito de Madrid*, in derselben Zeitschrift 15, 1946, N° 53). Wie sehr auch Oliver Asín nach erneuter mehrjähriger Beschäftigung mit dem Problem tastet, beweist die Tatsache, daß er seine eigenen Ergebnisse von 1952 in einem Nachtrag S. 372 in Einzelfragen nicht unwesentlich modifiziert und schließlich zu folgendem Ergebnis kommt: „el cristiano o mozárabe *Matrit* o *Madrid*, del latín m a t r i [c] e, más *-iṭ* de -ē t u m… significa 'lugar de venajes o canales de agua subálvea' o 'viajes de agua'. De la misma manera, el árabe vulgar español *Maŷrīṭ*, del árabe *maŷrà* 'viaje de agua', más el sufijo *-īṭ* de

-etum (en cruce con el plural vulgar -īt del árabe -āt)... significa... 'lugar abundante en maŷràs' o 'viajes de agua' como traducción exacta, al árabe-hispano, del topónimo romance *Madrit*. Traducción desde luego indiscutible, pues la encuentro hoy documentada en el diccionario del árabe granadino que a fines del siglo XV compuso Pedro de Alcalá, obra donde „maŷ(a)rīt" (por imāla en vez de maŷrāt) aparece como plural propio del árabe maŷrà en el sentido de 'raudales o venajes de agua'". Oliver Asín ist überzeugt, das schwierige Problem in seinem Kern endgültig gelöst zu haben: „Hoy puede proclamarse, sin miedo a error, que „Madrid" o Maŷrīṭ es un híbrido nombre mozárabe o hispanoárabe que significa, sencilla e indiscutiblemente, 'lugar donde abundan las maŷràs' o sea ciertos canales subterráneos propios de una técnica hidraúlica oriental [véanse las láminas V y sig.], cuya adopción por los maŷriṭīes y cuya singular conservación por los madrileños determinó siempre la historia peregrina de nuestra Capital" S. 377. Behält Oliver Asín recht – und es besteht kein Zweifel, daß seine Untersuchung auch von der Sachgeschichte her sorgfältig fundiert ist –, so ist der Name der Hauptstadt ein hübsches sprachliches Symbol für ein Land, in dem abendländische und orientalische Tradition sich zu einer Symbiose vereint haben. – S. jetzt auch Piel, RF 73,399.]

Luis F. Lindley Cintra, *A linguagem dos foros de Castelo Rodrigo, Seu confronto com a dos foros de Alfaiates, Castelo Bom, Castelo Melhor, Coria, Cáceres e Usagre, Contribuição para o estudo do leonês e do galego-português do séc. XIII*, Lisboa 1959, CXIX + 596 S. (Publicações do Centro de Estudos Filológicos 9). [Das Erscheinen dieses gewichtigen Werkes bedeutet für die portugiesische Philologie ein Datum, den Beginn einer wissenschaftlich fundierten systematischen linguistischen Auswertung der Urkunden, speziell der *Foros* (für die spanischen *Fueros* waren Tilander, Gorosch, Alvar u.a. vorangegangen). Der Text der Foros von Castelo Rodrigo mußte von Cintra neu herausgegeben werden, da für eine linguistische Untersuchung des gal.-pg.-leon. Mischtextes die Ausgabe der Portugaliae Monumenta Historica nicht genügte. Der vorliegende erste Band umfaßt eine umfassende Einleitung, den Text und eine phonetische und morphologische Untersuchung. Wir hoffen, daß die Darstellung der Syntax und des Wortschatzes bald folgen wird.]

Marianne O. de Bopp, *Contribución al estudio de las letras alemanas en México*, Universidad Nacional Autónoma de México, México 1961, 512 S. [„Lo que aquí se presenta es casi exclusivamente un reflejo de Alemania y su cultura en la prensa mexicana del siglo pasado; en diarios y revistas literarias, aproximadamente desde principios del siglo XVIII hasta 1900" S. 6. S. 241 zu Diez.]

Cento anni di dialetto predazzano, a cura di Ottone Lorenzo Degregorio, Omaggio dell'Azienda Autonoma di Soggiorno ai parteci-

panti al „Raduno della poesia vernacola trentina e veneta" tenuto a Predazzo il 13 agosto 1961, 22 S. [AIS P. 323; Mundarttexte und Neudruck einer Wortliste von 1861.]

Antonio Camarero, *Estética del color en la lengua latina,* Cuadernos del Sur, Bahia Blanca 1960, 18 S. [Ergänzung zu André, Etudes sur les termes de couleur dans la langue latine, Paris 1949, mit philosophisch-aesthetischer Fragestellung (Verhältnis Mensch–Farbe–Natur).]

Henning Kaufmann, *Genetivische Ortsnamen,* Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1961, XII + 266 S. (Grundfragen der Namenkunde Band II) [Nach den *Westdeutschen Ortsnamen* (Winter, Heidelberg 1958) und der *Bildungsweise und Betonung der dt. Ortsnamen* (Grundfragen der Namenkunde Band I, Winter, Heidelberg 1959) liegt nun ein weiterer Band vor, der wertvolle Vorarbeit für den auf lange Sicht geplanten neuen Förstemann leistet. Wie wichtig diese Arbeiten für die germanischen Ortsnamen auch im romanischen Bereich sind, braucht kaum betont zu werden, um so mehr als Kaufmann für die Germanisten „eine älteste Schicht genetivischer Ortsnamen als typisches Erzeugnis der germanisch-romanischen Mischkultur der Merowinger und Karolingerzeit" mit der an altdeutsche Rufnamen angehängten lat. Genetiv-Endung *-i* freilegt, die sich vom 6.–9. Jh. auch in rein germanischer Umgebung durchgesetzt hat. Damit sichert er auch ON auf *-māri* (zu ahd. *mâri* „berühmt"), die von den ON auf *-mar* (zu ahd. *mări* „Quellsumpf") zu trennen sind (zur ersten Kategorie gehört auch Weimar!). Kaufmann stellt fest, daß für die Namenkunde das „Zeitalter der Entdeckungen" noch nicht vorbei sei. Erst Ende des 9. Jhs scheinen genitivische Ortsnamen mit german. Genitivendungen daneben getreten zu sein (S. 151).]

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hgg. von Helmut de Boor und Ingeborg Schröbler, Max Niemeyer Verlag, Tübingen, 82, 1960, 435 S. [S. 245 macht F. R. Schröder auf die Arbeiten von Werner Wolf und Lars-Ivar Ringbom aufmerksam, die von den Germanisten und Romanisten bei der Frage nach den Wurzeln der abendländischen Graltradition bis heute übergangen worden sind. – S. 392–394: E. Schwarz bespricht Jan de Vries, Kelten und Germanen, Francke Verlag, 1960.]

K. B.

Literarhistorische Anzeigen

Félix R. Freudmann, *L'Etonnant Gourville* (1625–1703), Droz-Minard, Genève–Paris, 179 S. [„De valet de chambre portant livrée, Gourville deviendra, après d'invraisemblables aventures pendant la Fronde, le secrétaire puis l'homme de confiance de La Rochefoucauld. Il s'attache ensuite au grand Condé, à Mazarin, au surintendant Fouc-

quet... il fut l'homme que Mazarin fit mettre à la Bastille mais qu'on retrouve bientôt jouant aux cartes avec Louis XIV, puis condamné à la pendaison...". Mit 77 Jahren schrieb Gourville seine Memoiren (hgg. von Léon Lecestre, 2 Bde, 1894–1895, Soc. de l'Hist. de France), auf denen die vorliegende Arbeit im wesentlichen basiert. „Notre ouvrage espère ramener Gourville au grand jour, une fois de plus...". Vgl. die Memoiren der Mme de la Guette, hier 76, 266–268.]

Diderot Studies III edited by Otis Fellows and Gita May, Droz – Genève 1961, 384 S. *[Preface; Introduction* (Norman L. Torrey); *The Vandeul Manuscript Copy of Jacques le Fataliste* (Richard T. Arndt); *Les Protagonistes du Rêve de d'Alembert* (Yvon Belaval); *Autour de Diderot en Hollande* (Henri L. Brugmans); *Jacques le Fataliste, an 'expérience morale'* (Lester G. Crocker); *The Presentation of Reality in Diderot's Tales* (Herbert Dieckmann); *The Rhetoric of La Religieuse and Eighteenth-Century Forensic Rhetoric* (Robert J. Ellrich); *Deux frères ennemis: Diderot et Jean-Jacques* (Jean Fabre); *Another Addition to the Salon de 1767?* (Otis Fellows and Donal O'Gorman); *Diderot, Rousseau, and the Discours sur l'Inégalité* (George R. Havens); *Diderot et le bonheur* (Robert Mauzi); *L'Angoisse de l'échec et la genèse du Neveu de Rameau* (Georges Maby) *Les „Tablettes" de Diderot* (John Pappas et Georges Roth); *Pour servir à une édition critique de la Lettre sur le commerce de la librairie* (Jacques Proust); *Diderot et le philosophe esclave. De Diogène Laërce à Victor Hugo* (Michael Riffaterre); *The Biographical Implications of Diderot's Paradoxe sur le comédien* (Arthur M. Wilson).]

The Théâtre Italien, Its Repertory, 1716–1793, with a Historical Introduction by Clarence D. Brenner, University of California Publications in Modern Philology 63 (University of California Press), Berkeley and Los Angeles 1961, VII + 531 S. [Geschichte des Théâtre Italien von 1716 bis 1793 (S. 1–35), eine Selected Bibliography von gedruckten und ungedruckten Quellen (S. 37–43), und eine so weit wie möglich vollständige Liste der Aufführungen, sowohl der fr. als auch der it. (diese wurden 1780 eingestellt; S. 47–501). Titelindex S. 505 bis 531. S. noch den folgenden Titel.]

The Parisian Stage: VII *(1831–1850),* by Charles Beaumont Wicks and Jerome W. Schweitzer, University of Alabama Studies 14, 1961, 288 S. [Vollständigstes Verzeichnis der Theateraufführungen in Paris von 1831–1850, mit Ergänzungen und Korrekturen zu den beiden ersten Bänden (1800–1815; 1816–1830). Vgl. zu den Theateraufführungen in Madrid *Cartelera teatral Madrileña, I; años 1830–1839,* Cuadernos bibliográficos III, Madrid 1961, CSIC].

Jan O. Fischer, *Pierre-Jean de Béranger, Werk und Wirkung,* Rütten und Loening, Berlin 1960, 329 S. (Neue Beiträge zur Literatur-

wissenschaft, hgg. von W. Krauss und H. Mayer) [Aus dem Tschechischen übersetzt von Richard Messer, aber Erstpublikation.]

Irving Putter, *The Pessimism of Leconte de Lisle, The Work and the Time,* University of California Publications in Modern Philology 42, Berkeley and Los Angeles 1961, S. 145–408 (University of California Press) [Mit Bibliographie und Namenindex.]

Pierre R. Robert, *Jean Giono et les techniques du roman,* University of California Publications in Modern Philology 56, Berkeley and Los Angeles 1961, 107 S. (University of California Press). [Mit Bibliographie.]

Théodore Aubanel, Oeuvres choisies. Notices et Notes par Claude Liprandi, Nouvelle édition augmentée, Documents inédits (Les Classiques d'Oc au Baccalauréat et à la Licence ès Lettres, collection dirigée par Claude Liprandi), Ed. Aubanel éditeur, Avignon 1961, 198 S.

E. F. Rubens, *Sobre el Capítulo VI de la Primera Parte del Quijote* (Cuadernos del Sur, Instituto de Humanidades, Universidad Nacional del Sur), Bahía Blanca 1959, 53 págs. [En este folleto hace el autor un analisis del famoso capítulo cervantino en el que se lleva a cabo el escrutinio de la biblioteca de D. Quijote. El autor enlaza con esto una serie de problemas sobre la ideología de Cervantés y su pretensíón de escritor, más o menos relacionadas con el tema en cuestíón y tratados principalmente en notas minuciosas en las que se deja ver un amplio conocimiento de la moderna bibliografía sobre Cervantes. – Emilio Lledó.]

Don Pedro Calderón de la Barca, La vida es sueño, ed. by Albert E. Sloman, Manchester University Press, Manchester 1961, XXXIX + 137 S. (Spanish Texts, General editor: J. W. Rees).

Joaquin Casalduero, *Espronceda,* Biblioteca Romanica Hispanica (Gredos), Madrid 1961, 279 S.

Joseph Schraibman, *Dreams in the Novels of Galdos,* Hispanic Institute in the United States, New York 1960, 199 S.

Peter G. Earle, *Unamuno and English Literature,* Hispanic Institute in the United States, New York 1960, 160 S.

Lawrence Anthony Lajohn, *Azorin and the Spanish Stage* Hispanic Institute in the United States, New York 1961, 208 S.

Carlos Blanco Aguinaga, *Emilio Prados* (*Vida y obra, Bibliografía, Antología*), Hispanic Institute in the United States, Columbia University, New York 1960, 137 S.

Pedro Prado (1886–1952), Vida y obra (Raúl Silva Castro); *Bibliografía* (Olga Blondet) *Antología,* Hispanic Institute in the United States, New York 1960, 108 S.

Xavier Abril, *Dos estudios: I Vallejo y Mallarmé* (*La estética de* Trilce *y* Una jugada de dados jamás abolirá el azar); *II Vigencia de Vallejo* (Cuadernos del Sur, Instituto de Humanidades, Universidad Nacional del Sur), Bahía Blanca 1960, 41 S.

Francisco E. Maffei, *En busca de una expresión argentina* (Cuadernos del Sur, Instituto de Humanidades, Universidad Nacional del Sur), Bahía Blanca 1960, 23 S. K. B.

FESTSCHRIFTEN UND SAMMELBÄNDE

ZEITSCHRIFTEN

BIBLIOGRAPHIEN